



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

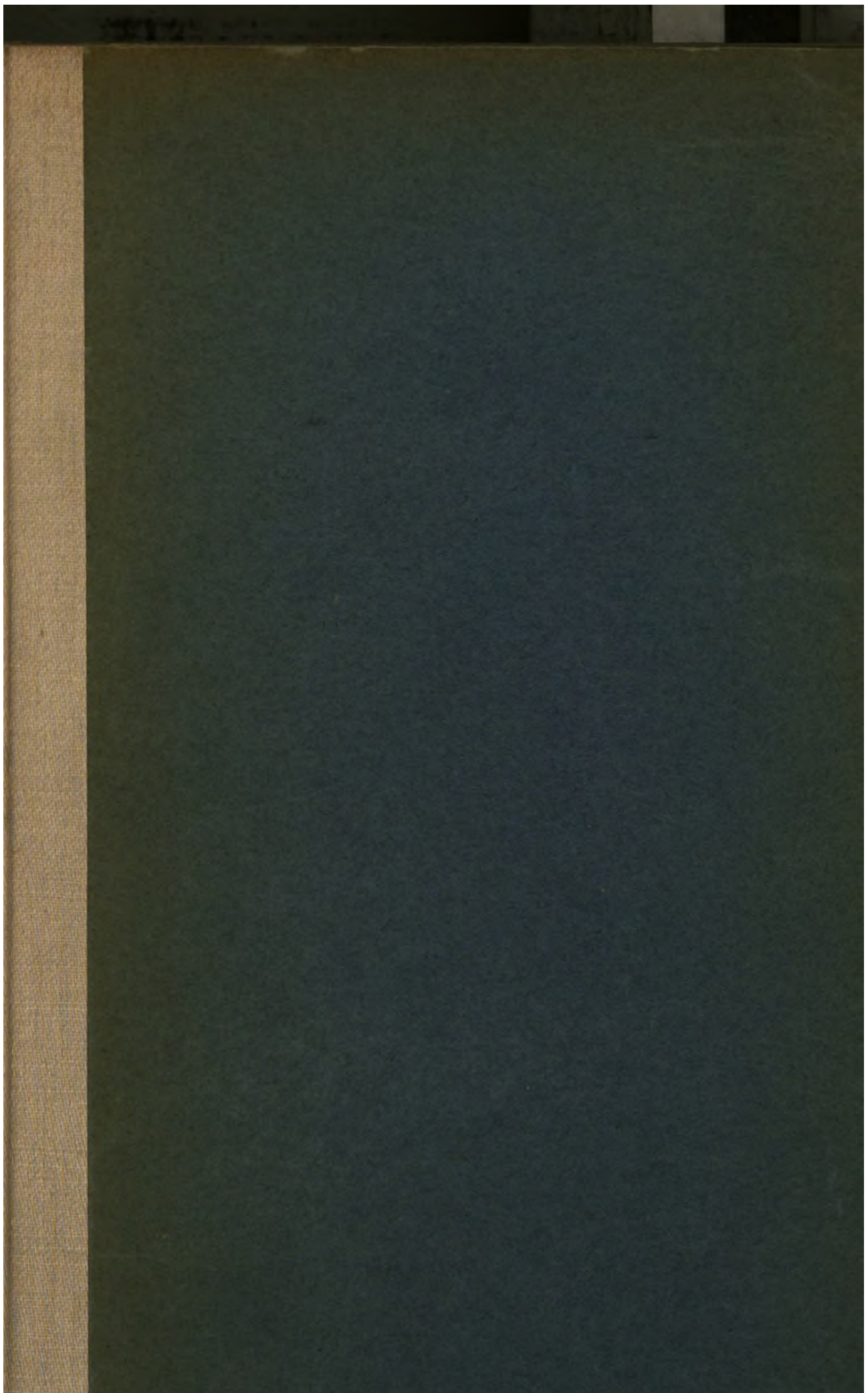
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

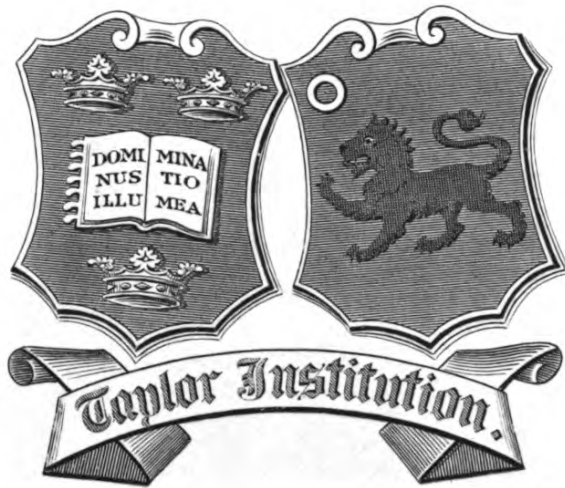
<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



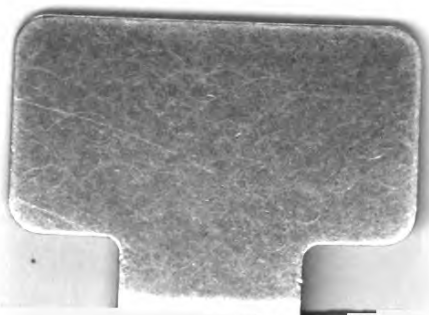
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



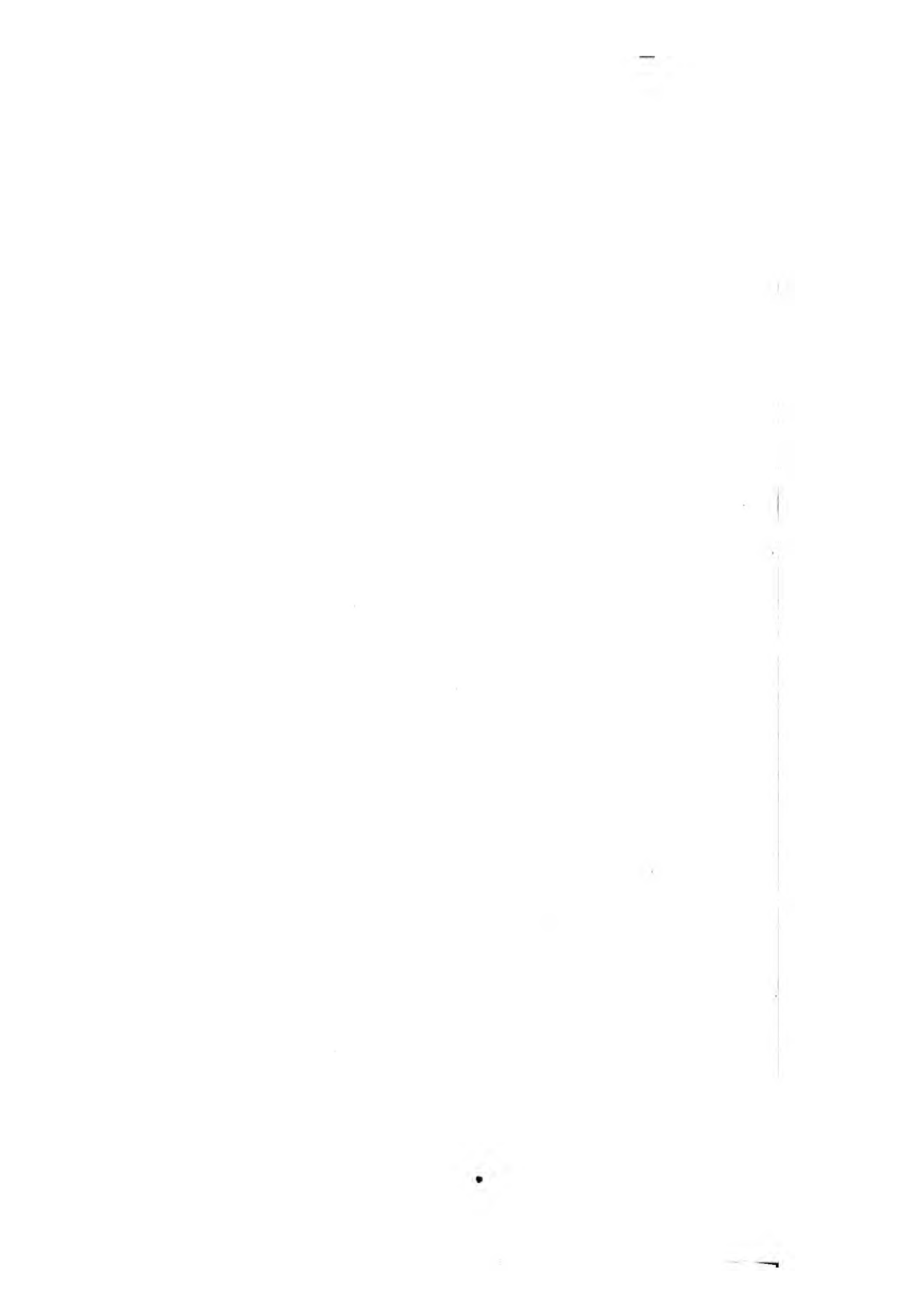
~~258 70 8~~



HB 385 A. 16







Theodor Storms

Sämtliche Werke in acht Bänden

Herausgegeben von Albert Köster



Theodor Storms
S ä m t l i c h e W e r k e

Achter Band



Im Insel-Verlag zu Leipzig

1923



Bruchstücke einer eignen Lebensgeschichte



Aus der Jugendzeit

Zu meinem siebenzigsten Geburtstage wurde mir von meinem Verleger, Herrn Elwin Paetel, auf kunstreichem Blumenkissen ein Gedenkbuch überreicht, das als Titel meinen Namen trug; darunter: „Sein Leben und seine Dichtung von Dr. Paul Schütze“. Der Verfasser, mein junger Freund, konnte nicht dabei sein; ein Blutsturz hatte ihn wenige Tage vorher aufs Krankenbett geworfen, und zwei Tage nach meinem Feste starb er an einer Wiederholung dieses Übels. Ein tiefer Schatten ist über den frohen Tag gefallen, und die Hoffnungen, die wir an dies zu früh geschlossene Leben knüpften, sind erloschen; sein liebenswürdiges Buch aber, das er uns gelassen, hat — wenigstens unter den Meinigen — schon jetzt seine Freunde gefunden; nur gegen den Titel erhob mein, den Jahren nach, ältester Freund einen bescheidenen Protest: „Th. St. in seiner Dichtung“, schrieb er mir, „hätte es heißen müssen; denn von Deinem Leben hätte ich daraus doch gern mehr erfahren.“

Dies Wort ist für mich Veranlassung geworden, die bereits seit einigen Jahren von mir begonnenen Aufzeichnungen über meine Jugendzeit wieder aufzunehmen, von denen ich den ersten Teil hier folgen lasse; denn meinem Freunde wie mir dürfte das Ziel nicht mehr zu ferne stehen.

I. Von Mutters Seite

Im siebzehnten Jahrhundert kam auf einem Halligenschiff einer ans Festland nach der Stadt Husum an der Westküste Schleswigs geschwommen; der hieß Wold. Er wurde später herzoglicher Verwalter auf dem ein und eine viertel Meile von der Stadt im gleichnamigen Amte belegenden, im Jahre 1772 jedoch parzellierten adligen Gute Urelwatt und der Stammvater der Familie Woldsen, welche noch bis über die Hälfte unseres Jahrhunderts hinaus in Hamburg, Amsterdam, sowie in Husum selbst geblüht hat.

Der Bedeutendste dieses Geschlechtes war mein Urgroßvater mütterlicherseits, Senator Friedrich Woldsen in Husum, der vor meiner Geburt verstorben ist; der letzte große Kaufherr, den die Stadt gehabt hat, der seine Schiffe in See hatte und zu Weihnachten einen Marschhochsen für die Armen schlachten ließ. Unter den Miniatur-Familienbildern, die in silbervergoldeten Medaillons jetzt an meiner Wand hängen, sieht auch sein Antlitz unter gepudertem Haar, mit dem strengen Zug um den Mund, noch heute auf den Urenkel; aber auch die freundlichen blauen Augen, die ihm von Großmutter und Mutter zugeschrieben wurden, glaubt dieser in dem Bildchen zu erkennen.

Aus dem daneben hängenden Medaillon schaut das Antlitz der Urgroßmutter unter dem halbmondförmigen hohen Spitzengeewebe ruhig und ernst in die Welt hinaus; das fluge, jugendliche Köpfchen aber in dem amarantfarbenen Nieder, mit dem roten Röschen auf der mäßig hohen Puderfrisur, das seinen Platz über dem Medaillon des Urgroßvaters hat, ist dessen und der Urgroßmutter Tochter, Mamsell Frizchen, die gern dem Vater in seinen kaufmännischen Rechnungen half, deren Liebe zu dem braven Major aber an dessen hartem Willen sich verbluten mußte. Zwei Liebeslocken, weiß gepudert wie das Haupthaar, hängen ihr vom Nacken aus je zu einer Seite um den Hals; an einer einfachen dunklen Lize liegt ein schwarzes Medaillon auf ihrer Brust. Ich hatte, schon als Knabe, es oft auf ihrem Bilde angeschaut; was mochte wohl darin enthalten sein? — Mir ahnte damals nicht, daß ich als Mann vielleicht der einzige sein würde, der außer ihr selbst es jemals würde geöffnet haben. Und doch — es mag gegen das Jahr 1848 gewesen sein, als unsere von dem genannten Urgroßvater einst auf dem Klosterkirchhof für sich und seine, Friedrich Woldsens, Erben erbaute Gruft einer Reparatur bedurfte, und die Maurer mit diesem Werk unter den Särgen, welche auf eisernen Stangen in der Tiefe standen, beschäftigt waren. Da, eines sonnigen Nachmittags, während ich mit meiner Mutter in dem Wohn-

zimmer des elterlichen Hauses am behaglichen Teetisch saß, wurde an die Tür gepocht, und auf unser „Herein!“ trat ein Maurergesell ins Zimmer und überreichte uns ein kleines Medaillon, das, wie er berichtete, bei der Arbeit in der Gruft in einem eingestürzten Sarge gefunden war. Durch näheres Befragen wußte meine Mutter, daß der eingestürzte Sarg der Lante Frizchens sei; sie sah nach ihrem Bilde hinüber, das damals mit dem anderen dort über dem Sofa hing, und auf dem das dunkle Medaillon sich deutlich abzeichnete. „Hier ist es,“ sagte ich zu meiner Mutter; „sie hat es mit ins Grab genommen.“ Als ich es dann öffnete, lag eine dunkle Haarlocke darin; von wem, darüber waren wir nicht zweifelhaft. „Laß es in die Gruft zurückbringen,“ sagte meine Mutter; und so geschah es, nachdem ich die Kapsel wiederum geschlossen hatte.

Nach dieser posthumen und doch fast persönlichen Berührung mit meiner jungen, längst vor meiner Geburt gestorbenen Großtante schrieb ich bald nachher, während meines unfreiwilligen Exils in Potsdam, ihr mein Erinnerungsblatt „Im Sonnenschein“.

Noch ein Medaillon ist zurück: der stattliche Mann mit dem liebenswürdigen jungen Antlitz im braunen aufschlaglosen Rock, mit weißem Halstuch und weißgepudertem Haar, eine Lockenrolle an jeder Schläfenseite — es ist ein Sohn meines Urgroßvaters, mein Großvater mütterlicherseits, der nachherige Senator Simon Woldsen in Husum, von dem — wie ich schon irgendwo erzählt habe — als er gestorben war, einer seiner Schwiegeröhne, sein weinendes Kind zum Sarge emporhebend, sagte: „Heule nicht, Junge! So sieht ein braver Mann aus, wenn er gestorben ist!“ — über dessen mit schwarzem Tuch bezogenen Sarg, da wir uns einst bei einem Familienbegräbnisse unten in der Gruft befanden, der alte Totengräber, welcher in der Jugend sein Kutscher gewesen war, liebevoll mit der rauhen Hand hinstrich und dabei sagte: „Dat is min ol' Herr; dat weer een guden Mann!“ — von dem einst seine jüngste Tochter, meine Mutter, inmitten ihrer Familie, von heftiger

Erinnerung ergriffen, ausrief: „So wie du hat keiner mich doch geliebt!“

Ich weiß nur diese Nachreden auf ihn; ein eigenes lebendiges Wort von ihm selbst ist nicht auf mich gekommen. Wenn ich das liebe Antlitz auf dem schon verblaßten Bilde ansehe, so ist mir, als würde er auch wohl mich gleich meiner Mutter geliebt haben; aber schon in meinem vierten Jahre starb er.

Er hatte mit seiner Frau, Magdalena, Tochter des Senator Feddersen in Husum, vier Söhne, die sämtlich in früher Jugend hingerafft wurden; ich entsinne mich nur noch aus meiner Knabenzeit, wie von alten Dienstboten, vielleicht von der Großmutter selbst, mir von ihrem herrlichen Fuhrwerk mit zwei schneeweißen Ziegenböcken erzählt wurde, mit denen sie lustig durch die Straßen kutschiert wären; aber auch, wie diese unregierbaren Haustierte mitunter in die an der Schiffbrücke vor den Wohnkellern zum Verkauf ausgestellte Töpferware geraten seien und dem nachsichtigen Vater wiederholte Entschädigungspflichten auferlegt hätten. — Ich selber hatte die kleinen frohen Herren nicht mehr sehen können; nur einer Szene noch — wiederum unten in unserer Gruft — entsinne ich mich: nach einem Begräbnisse in der Familie war ich allein mit meiner fast achtzigjährigen Großmutter hier hinabgestiegen; ich suchte zwischen all den großen Särgen den kleinen einer früh verstorbenen, geliebten Schwester, da hörte ich hinter mir ein auffallendes Geräusch, und als ich mich wandte, sah ich, wie die Großmutter einen kleinen Schädel aus einem zertrümmerten Sarge hob und ihn weinend an ihre Lippen drückte: „Das war mein kleiner Simon!“ sagte sie zitternd, während sie sacht den Schädel wieder in die halbvergangene Kiste legte.

Glücklicher gestaltete sich das Leben der Töchter in diesem großväterlichen Hause: drei Mädchen, Magdalena, Elsabe und Lucie, blühten in besonderer Anmut darin auf, so daß ich noch mitunter als Mann von alten Leuten ihre einstige Schönheit preisen hörte, und der Großvater, trotz seines zu frühen Todes,

hat sie alle noch als Bräute, die älteste und die jüngste auch noch als Frauen in ihrer eigenen Wirtschaft sehen dürfen. — Die jüngste, Lucie, die anmutigste von ihnen, mit ihrem braunen Haar und dunkelgrauen Augen, wurde meine junge Mutter. Eine Zeitlang vor ihrer Konfirmation war sie in Altona in Erziehung und liebevoller Pflege ihrer Patin und Vaterschwester, welche früher an den dortigen Kaufmann Matthiessen, derzeit an einen Kanzleirat Ulsen, verheiratet war. Aus dieser Zeit besitze ich ein französisches Themenbuch von ihr, auf dessen Einbanddeckel, jedenfalls von Schulkameradinnen, in zwei verschiedenen Handschriften, teils mit Bleistift, teils mit Tinte die Worte geschrieben sind: „Bartgefühl, Sanftmut, Liebreiz sind die Tugenden Luciens.“ Erst nach ihrem Tode ist das Buch in meine Hand gekommen. Aber auch Eduard Mörike, da ich mit ihm und meinen Eltern im Sommer 1855 in den Stuttgarter Umgebungen spazieren ging, riß mich gelegentlich beiseite und flüsterte mir zu: „Sie haben prächtige, prächtige Eltern; Ihre Frau Mutter hat so etwas Klares, Leuchtendes, Liebe Erweckendes!“ Und, um noch eins zu sagen, was mich derzeit besonders stolz machte, ein Jugendbekannter, der einst aus der Fremde heimkehrte, erzählte mir von schönen Frauen, die er draußen in der Welt gesehen hatte, und schloß damit: „Aber die schönsten Augen, die ich je in meinem Leben sah, die hat doch deine Mutter!“

Seit acht Jahren sind auch sie geschlossen und zerfallen.

2. Westermühlen

Bei diesem Worte steigt ein ganzes Wald- und Mühlenidyll in mir auf; das kleine in Busch und Baum begrabene Dorf war die Geburts- und Heimstätte meines Vaters; hier lebten und wirtschafteten in meinen ersten Lebensjahren noch die beiden Eltern meines Vaters.

Fünf Meilen etwa, durch meist kahle Gegend, führte aus meiner Vaterstadt der Weg dahin; dann aber ist mir, als habe

plötzlich warmer Baumschatten mich umfassen, ein paar niedrige Strohdächer sahen seitwärts aus dem Laube heraus, zur Linken hörte ich das Rauschen und Klappern einer Wassermühle, und der Wagen, auf dem ich saß, fuhr über knirschenden Kies in eine dämmerige Tiefe. Wasser spritzte von den Rädern: wir fuhren durch ein kleines Gewässer, in dessen dunkle Flut Erlen und größere Waldbäume ihre Zweige von beiden höheren Ufern herabsenkten. Aber schon nach kaum hundert Schritten ging es wieder aufwärts, dann links herum, und auf einem freien Platze und festem Boden rasselte der Wagen vor das zur Rechten liegende Müllerhaus, und mir ist noch, als sähe ich als etwa zweijähriges Bürschlein wie Schattengestalten meine Großeltern, den kleinen strengen Großvater und die kleine runde Großmutter, aus der etwas höher belegenen und von zwei Seitenbänken flankierten Haustür uns entgegentreten, die wie die zu beiden Seiten gelegenen hohen Fenster des langgestreckten schwarzen Hauses von den Kronen der davor stehenden Linden umdunkelt waren. Es ist das einzige Mal, daß ich die Eltern meines Vaters mit kaum bewußten Augen sah; es ist lange her, fast siebenzig Jahre. Von dem durch Lindengrün umdüsterten Hause sah man über den davor liegenden freien Platz, von der linken Seite beginnend, zunächst auf einen Baum- und Obstgarten, welcher sich nach dem soeben von uns durchfahrenen schwarzen Wasser hinabsenkte; daran schlossen sich in gleicher Linie Ställe und Wirtschaftsgebäude; dann das alte schütternde Fachwerkgebäu der Wassermühle, und hinter dieser eine Holzbrücke, unter welcher der Mühlstrom sich hindurch und rauschend in die Speichen der großen Räder stürzte; aber Obstgarten, Stallungen, Mühle und Brücke, alles — wenn meine Erinnerung mich nicht trügt — lag unter den Wipfeln ungeheurer Eichbäume, wie ich sie nie zuvor zu Hause bei uns gesehen hatte.

Hinter dem Wohnhause war ein großer Garten, voll von Obstbäumen, Zentifolien und Lavendel; er hatte seine größte

Breite nach rechts vom Hause aus; der von dorthier durch Wiesen kommende Mühlstrom bildete in breiterer Ausdehnung hier seine Grenze; in der äußeren Ecke des Gartens, der auch dort noch einige Schritte über die Linie des Hauses hinausragte, stand ich eines Tages verwundert vor einem mit hohem Buchenzaune abgegrenzten viereckigen Raume; hinübergucken konnte ich nicht; aber während ich stand, kam stetes melodisches Summen aus dem Inneren. Ich hatte dergleichen nie gesehen und schlich neugierig an den Seiten herum, bis ich eine im Zaune halbversteckte schmale Brettertür fand, über welcher ich mit meinem Kopfe mir bald freie Einschau in den inneren Raum verschaffte; denn hereindringen konnte ich nicht; sie war verschlossen. Eine Reihe von Bienenkörben stand auf zwei Seiten neben und über einander auf hölzernen Gestellen; eine Drahtmaske, ein Sack lagen daneben im Grase; das tönende Gezieser summt von allen Körben. Das war ein „Zimmenhof“, wie ich späterhin erfuhr, wie man sie dort zum Schutz der Bienen anpflanzte. Ich habe während meiner Knabenzeit diese Plätze, auch später an der Hand meines Onkels oder eines älteren Veters, stets mit einem Gefühl von Andacht betreten, als näherte ich mich einem lieblichen Naturgeheimnis.

Treten wir über die paar steinernen Treppenstufen an der Frontseite in das Wohnhaus! Auf dem geräumigen Flur, an den Seiten unter zweien Fenstern befinden sich große Kisten mit abgeschrägtem Klappdeckel; sie bergen das dem Müller von dem vermahlenden Korne zukommende Mehl, von dem im Hause verkauft wird; eine große Treppe führt nach dem Boden hinauf; links und rechts nach vorn heraus zwei geräumige Zimmer; das zur Linken das Wohnzimmer, in einer Ecke zwei Flügeltüren mit Glasscheiben, die zu einem Alkoven führten, dem Schlafräume des alten Ehepaars. Eine Tür in derselben Wand ging in die gleichfalls große nach dem Garten hinaussehende Küche, wo ich später oftmals staunend neben dem alten Herde stand und staunend zusah, wie Mäddel Maryeken den

in der Pfanne prasselnden Pfannkuchen plötzlich in die Höhe schleuderte, wie er in der Luft sich wandte und dann jedesmal genau mit der noch ungebäckenen Seite wieder in die Pfanne flatschte. Ich höre noch das Lachen der Genugthuung, wenn ich der Alten meine Bewunderung über dies Kunststück aussprach; und der nächste Pfannkuchen pflegte dann meist noch um einen Fuß höher zu fliegen.

Während es in der Wohnstube an den Wänden, und wohin man blickte, düster und verbraucht ausah, trat man links vom Flur aus in ein großes, helles Gemach mit untadelhaft geweißten Wänden; ein großes Fenster nach einem freien Seitenraum des Gartens gab das Licht, was die Linden den Fenstern an der Frontseite verwehrten. Unzweifelhaft wurden meine Eltern bei ihrem ersten Besuche als junge Leute hier mit mir hineingeführt; ein altmodisches Kanapee, das aus drei zusammengewachsenen Stühlen zu bestehen schien, und ein weißes Leegeschirt, mit roten Blumen bemalt, das auf einem Tischchen an der Wand stand, wurden schon damals oder später genau von mir in acht genommen.

Von vorstehenden Beobachtungen habe ich gewiß nur wenige in meinem damaligen zweiten Jahre gemacht; aber ich bin später, in den Michaelisferien, oft dahin auf Einladung meines Onkels Hans, der dann als ältester Sohn der Müller war, zurückgekehrt.

Bei jenem ersten Besuche waren um die Großeltern außer jenem ältesten, gescheiten und liebenwürdigen Bruder meines Vaters, der mit ihm ein durchgeistetes Antlitz gemein hatte, noch die jüngste, derzeit recht junge Schwester, meine geliebte Tante Lene mit ihrem stillen Madonnengesichte und die nicht hübsche, aber fluge und energische Tante Gretchen, die später den Bauervogt Hans Carstens in dem damals gleichfalls zu Hohn eingepfarrten Dorfe Hamdorf heiratete. Mein Vater, der Jurist, hielt diese Schwester zeitlebens in besonderer Achtung; ihr ganzes Wesen war von beruhigender Sicherheit. Sie hatte

aber auch schon in ihrer Jugend über ihn gewacht; wie oft hat mein Vater, wenn er, wie so oft, auf seine Jugend kam, es uns erzählt! In Westermühlen war keine Schule; die Kinder mußten etwa eine halbe Meile weit nach dem benachbarten Elsdorf gehen. Besonders im Winter scharten sie sich dann an einem bestimmten Platze ihres Heimatdorfes und traten gemeinsam den Schulweg an. Zu Mittag blieben die Westermühlener in Elsdorf; ein Stück Butterbrot wurde aus der Tasche gezogen und in Gesundheit verzehrt. „Was bekommt ihr dann zu trinken? Milch oder Bier?“ frug ich meinen Vater. Er lachte: „Ein großer kupferner Kessel mit frischem Brunnenwasser wurde zwischen uns auf den Tisch gestellt, da konnte jeder so viel trinken, als er Lust hatte.“

Der Lehrer war ein alter Soldat gewesen; trotzdem meinte mein Vater noch in seinem hohen Alter, er habe seine Sache wohl verstanden, und erzählte gern, wie er am Weihnachtsabend herkömmlicher Gast in seinem elterlichen Hause gewesen, und wie gern er dann den Gesprächen zwischen ihm und seinem Vater gelauscht habe.

Erinnerungen an die Lübecker Gymna- sialzeit und an Ferdinand Röse

Etwa achtzehn Jahre alt, trat ich nach dem Willen meines Vaters aus der Gelehrtenschule meiner Vaterstadt Husum in die Prima des Lübecker Gymnasiums, wo damals Friedrich Jacob Direktor und Classen erster Lehrer war. Geibel war eben zur Universität abgegangen, hinterließ mir aber seinen nächsten Freund unter den Zurückgebliebenen, Ferdinand Röse, von uns „Wanst“, auch wohl „Magister Wanst“ genannt.

Seine äußere Erscheinung war nicht eben einnehmend, wenn man nicht die kleinen freundlichen, wie mitredenden Augen dafür nehmen wollte; er machte den Eindruck eines Mannes, der in kränklicher Kindheit aufgewachsen ist, und hatte nichts Jugendlisches. Sein Antlitz war gelblich fahl, sein dürftiges Haar von mattem Dunkelblond. Dazu paßte der lange, etwas abgetragene schwarze Rock mit zwei Reihen Knöpfen, der um die mittelgroße Gestalt schlotterte.

In seinem Wesen, besonders auf seinem Zimmer, wo die Schriften alter und neuer Philosophen ihn umgaben, hatte er etwas Feierliches, wie der Meister eines Geheimbundes; er hörte gern, wenn ein anderer zu ihm sprach, aber meist mit einem freundlichen, etwas überlegenen Lächeln auf den Lippen; doch konnte dies Wesen auch mitunter von einer etwas forcierten Karnivalslustigkeit abgelöst werden; mir klingt noch das: „hei, hei!“ in den Ohren, das er dann wohl ausstieß.

Die Husumer Schule wußte so wenig von neuerer deutscher Literatur, daß mir Uhland, dessen Namen ich einmal gehört hatte, derzeit als ein alter Minnesänger vorschwebte; hier aber hatten Röse und Geibel, letzterer als L. Horst, schon im Chamisso'schen Musenalmanach 1834 ihren Beitrag geliefert; an den alten Fouqué hatten sie Huldigungsgedichte geschickt und eine Antwort erhalten; Rösés Gedicht, das mir von ihm vorgelesen wurde, hieß: „Die Bleichen“ (die Toten auf dem

Schlachtfelde) und machte einen großen Eindruck. Sie wollten auch später Fouqués gesunkenen Ruhm wieder zu seinem Rechte verhelfen. Der Zurückgebliebene erschien mir von einem Dunst geheimnisvollen Wissens und Könnens umgeben, aus dem ihm nur mitunter in geweihter Stunde beliebte, einen Brocken an Auserwählte mitzuteilen. So munkelte es, daß er ein großes Drama „Ahasver“ begonnen habe; aber es verging eine lange Zeit, bis er es endlich aus dem Schranke, worin das Manuscript verschlossen war, hervorholte und mir eine oder einige Szenen daraus vorlas. Ich hatte dabei die Empfindung, als wenn ich einer ganz ausnahmsweisen Gunst gewürdigt wurde. Es gefiel mir sehr und schien mir unter dem Einflusse von Goethes „Faust“ abgefaßt, den ich damals zuerst kennen gelernt hatte.

Zu Köses inneren Schätzen schien mir besonders ein vertrautes Verhältnis zu seiner Vaterstadt, dem alten heiligen Lübeck zu gehören. Wenn er aus der Vergangenheit der alten Hanse-Hauptstadt berichtete, nahm seine Stimme eine Würde an, als ob er etwas Heiliges zu verkünden habe, und der Ausdruck des Gesichtes entsprach dem.

Zu dem alten Lübeck gehörte auch sein Vaterhaus an der Trave, das mir unvergeßlich geblieben ist. Das kleine Zimmer, das ich damals allein besuchte, lag nach der Trave hinaus hinter der Haustreppe; ein Tages- oder Kerzenschimmer, der durch das grüne Vorhängsel des Lürfensters schimmerte, zeigte den Besuchenden den Weg. Ich habe es auf das oft mit einer Art Mutwillen, oder mit ermunterndem Klang gerufene „herein!“ stets mit dem Gefühl betreten, ich komme als ein Jüngerer und werdender zu einem wesentlich schon Gewordenen, wenn auch freundlich mir Geneigten. Soviel ich mich entsinne, war kein Sofa in dem Stübchen; und doch war es mit seinen breiten Fensterbänken, mit dem alten Hausrat und den allerlei Büchern der behaglichste Raum. Nie werde ich den Spätherbstabend vergessen, an dem er mich in Heines mir noch unbekanntes „Buch der Lieder“ einweihete. Aus dem verschlossenen Glas-

schrank, der den Oberteil einer Schatulle bildete, nahm er das Exemplar auf schlechtem Druckpapier, und während wir am warmen Ofen saßen und draußen der Wind durch die Schiffstaue sauste, begann er mit gedämpfter Stimme zu lesen: „Am fernen Horizonte“, „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier“, „Über die Berge steigt schon die Sonne“, und so eines nach dem andern; zuletzt: „Wir saßen am Fischerhause, und schauten nach der See.“ Ich war wie verzaubert von diesen stimmungsvollen Liedern, es ward Morgen, und es nachtete um mich, und als er endlich, fast heimlich das Buch fortlegend, schloß: „Das Schiff war nicht mehr sichtbar, es dunkelte gar zu sehr“, da war mir, als seien die Tore einer neuen Welt vor mir aufgerissen worden. Gleich am andern Morgen kaufte ich mir — es war der erste Druck noch — das „Buch der Lieder“, und zwar auf Velin-Papier. — Röse gehörte zu denen, welchen ich es verdanke, Kritik ertragen zu können und sie an mir selbst zu üben; er schrieb quer über meine Gedichte sein: „Denique sit, quid sit, simplex duntaxat et unum“ und sagte mir mehr als einmal: „Du bist geistig tot“; ob letzteres mit Recht, ist mir später zweifelhaft geworden. In der Poesie freilich war es bei mir nur noch ein Flügelprüfen; über meine zuerst 1852 erschienenen Gedichte hat er mir später mit Begeisterung geschrieben, daß er sie morgens und abends lese.

In den Ferien kam Geibel, und wir gingen dann zusammen ins Theater, in den Weinkeller, oder machten Ausflüge auf die Dörfer. Röse klagte, daß ihm das Talent der schönen Formgebung fehle, das, nach seiner Ansicht, Geibel im vollen Maße besaß; daher denn auch, wo er in seiner Prosa Lieder bedurfte, seinen Mangel gern aus dessen Reichtum deckte, wie in seinem Märchen „Das Sonnenkind“, das im „Pilger durch die Welt“ 1845 erschien. Einmal trafen wir Geibel in seinem Zimmer, ein Gedicht niederschreibend; „seht!“ sagte Röse und hielt mich an der Tür zurück, und wir warteten ruhig, bis Geibel fertig war und uns begrüßte.

Vor seinem Abgang zur Universität schenkte Röse mir ein Exemplar der Uhlandschen Gedichte, in das er hineinschrieb: „Meinem Confident, obgleichs ein — ist, zur freundlichen Erinnerung.“ Der Gedankenstrich sollte „Schuckelmeyer“ bedeuten, ein politischer Schimpfname für die Dänen, von denen wir Schleswiger derzeit nicht unterschieden wurden. Die vergriffenen Exemplare jenes „Liederbuchs“ und der „Uhland“ stehen noch in meinem Bücherschrank.

Eine Episode aus dem Berliner Studienjahr 1839

Es ist Sonntag nachmittag vier Uhr; der Direktor in Hemdsärmeln und furchtbarem Amtseifer hammert, klebt, kommandiert, schilt und flucht. Der Komiker Dircks steigt schwärmend zwischen Stühlen und Latten herum, memoriert seine Rolle, zitiert Stellen aus dem „Don Carlos“ und beglückt dabei bald diese, bald jene Schauspielerin mit einer halben Umarmung. Der Maler klebt eifrig mit, damit seine Dekorationen ins gehörige Licht gesetzt werden, streitet sich mit dem Direktor über das Decken der Geßstücke und streicht sich behäglich den angeklebten Knebelbart. Die Damen gehen ab und zu, lachen noch mitunter über die Wiße des Komikers, fassen sich an ihr kleines Herz, memorieren ihre Rollen und sagen: „O Gott, o Gott!“ — Der Tenorist übt mit dem Musikdirektor noch seine Lieder; beide können sich in dem Spektakel oft gegenseitig nicht verstehen. Rosenberg ist als Theatermeister sehr eifrig; aber da er gar nicht durchfinden kann und allenthalben Widerspruch findet, so wird ihm die Sache am Ende verdrießlich. Die andern sind vom Direktor kommandiert und stehen sich mit dem größten Amtseifer gegenseitig im Wege. Niebuhr hat bereits sein Müllerkostüm angezogen, besieht die blanken Stahlknöpfe in seinem weißen Kamisol und freut sich über die allgemeine Verwirrung. Zu allem diesem spielt Scheby brillante Variationen, nachdem der Tenorist sich heiser gesungen.

Direktor: Kuhn, wo sind Sie?

Kuhn: Herr Nehse!

Direktor: Ach, möchten Sie nicht so freundlich sein, den Komödienzettel abzuschreiben.

Kuhn: Na — wo so denn — — ?

Direktor: Ich hab ihn in Eiseners Stube hingelegt.

Alle: Aber unterstehn Sie sich nicht, die Namen dabei zu schreiben!

Ruhn: Na, aber hören Sie mal — na, ich will's schon recht machen. (Ab.)

Maler (für sich): Schaafskopp!

Direktor (Ruhn nachrufend): Wollen Sie denn wohl so freundlich sein! — (indem er den Hammer gegen die Wand wirft) Verfluchte, verdammte Lumpenslickwerk! Nun will der knotige Schund nicht festhalten! — Wo stecken Sie denn alle, Eisener! — — Ach!

Schlichtmann tritt herein und wird sogleich als Lampenmeister angestellt. Die andern beschäftigen sich auf die oben erwähnte Weise. Darauf tritt Ruhn herein und bringt den Zettel:

Heute Sonntag, den 23. Februar:

Theatr. alla scala.

Der Stellvertreter, Lustspiel in einem Akt.

Uhrmacher Hippel Herr Schlichtmann, mit dem Beinamen Gillis.

Luise, seine Tochter Dem. Ruhn, ein Backfisch. — Weiter nichts? — Weiter nichts!

Amanda, seine Nichte Dem. Bökner, ein Mädchen ohne Furcht und Tadel.

Wolfgang Trollberg Herr Storm, ein unverbesserlicher Liebhaber.

Alexander Trollberg Herr Dircks, Theaterarzt und Besitzer mehrerer Edelhöfe im Monde.

Ein Bedienter Herr Ruhn, verfehlter Tenorist, derzeit für das Bedientenfach engagiert.

Hierauf:

Der reisende Student, Vaudeville in zwei Akten.

Jakob, ein Müller. Herr Niebuhr, der Müller vom vergangenen Jahr.

- Lollberg, gräflicher Verwalter . . . Herr Dircks, verbrauchter Liebhaber, jetzt groß als komischer Mime.
- Brandheim, Ingenieurlieutenant . . Herr Storm, erster Tenorist.
- Hannchen, Jakobs Tochter Mad. Köse, Frau Direktorin.
- Margarethe, Wirtschafterin Dem. Bolkner, ein handfestes Mädchen.
- Mauser, ein Student Herr Wagner, Tenor Buffo und Theatermaler, ein junger Mann, über den sich manches sagen ließe.

Das Gewitter hinter den Kulissen wird ausgeführt von Herrn Direktor Köse, der Feuerlärm von mehreren Mitgliedern des Theaters alla scala.

Die Dekorationen im ersten Akt und die Setztücke im zweiten sind vom Herrn Dekorationsmaler Wagner.

Das Lied „Der Vater sagt usw.“ im ersten Akt ist vom Opernregisseur Herrn Storm.

Wegen Mangel an Platz ist der Zutritt auf der Bühne ernstlich untersagt.

Musik dazu macht der Kapellmeister Herr Scheby.

Meine Erinnerungen an Eduard Mörike

Auf der alten Gelehrtenschule meiner Vaterstadt wußten wir wenig von deutscher Poesie, außer etwa den Brocken, welche uns durch die Hildburghausensche „Miniaturlbibliothek der deutschen Klassiker“ zugeführt wurden, deren Dichter aber fast sämtlich der Pops- und Puderzeit angehörten. Zwar lasen wir auch unseren Schiller, dessen Dramen in der Stille eines Heubodens oder Dachwinkels von mir verschlungen wurden, und selbst ein altes Exemplar von Goethes Gedichten kursierte einmal unter uns; daß es aber lebende deutsche Dichter gebe, und gar solche, welche noch ganz anders auf mich wirken würden als selbst Bürger und Hölty, davon hatte mein siebzehnjähriges Primanerherz keine Ahnung.

Erst auf dem Lübecker Gymnasium, das ich vor dem Abgang zur Universität noch eine Zeitlang besuchte, las ich Goethes Faust und Heines Buch der Lieder, und mir war dabei, als seien durch diese beiden Zauberbücher doch erst die Pforten der deutschen Dichtung vor mir aufgesprungen. Von den neueren schwäbischen Dichtern kam nur Uhland in meine Hände; aber trotz der schönen frühlingklaren Lyrik blieb dessen dichterische Persönlichkeit mir ferner, vielleicht weil in der Sammlung der Gedichte die Balladenpoesie einen so breiten Raum einnimmt, die man damals ganz in den Vordergrund geschoben hatte, zu der, mit wenigen Ausnahmen, ich aber niemals ein Verhältnis finden konnte.

Die Gedichte Eduard Mörikes, des letzten Lyrikers von zugleich ursprünglicher und durchstehender Bedeutung, der während meines Lebens in die deutsche Literatur eingetreten ist, lernte ich erst mehrere Jahre nach ihrem ersten Erscheinen (1838) während meiner letzten Studentenzeit in Kiel kennen. Wir waren dort derzeit eine kleine übermütige und zersezungslustige Schar beisammen, die geneigt war, möglichst wenig gelten zu lassen;

aber vor diesem Buche machten wir unwillkürlich Halt. Da war Tiefe und Grazie, deutsche Innigkeit verschmolzen oft mit antiker Plastik, der rhythmisch bewegte Zug des Liedes und doch ein klar umrissenes Bild darin; die idyllischen, vom anmutigsten Humor getragenen Stücke der Sammlung von farbigster Gegenständlichkeit und doch vom Erdboden losgelöst und in die reine Luft der Poesie hinaufgehoben. „Mich kann nichts so gefangen nehmen als solche Ergüsse, die uns jählings umwogen und aus jedem Fleck der Erde eine Insel machen, von der man ungern wieder scheidet,“ schreibt, kurz vor dem Erscheinen der Gedichte, Mörikes vertrautester Jugendfreund Ludwig Bauer in seinen unten zu erwähnenden Briefen; und wir waren in ähnlicher Weise von diesen Dichtungen getroffen. In dem später (Kiel, 1843) von uns herausgegebenen jugendlichen „Liederbuche dreier Freunde“ findet sich aus jener Zeit unter der Überschrift „Eduard Mörike“ ein Sonett von Th. Mommsen:

Vorüber fluten stolz des Elbstroms Wellen,
 Die Schiffe tragend mit dem goldnen Horte —
 Der Reichtum wohnt hier wohl am weiten Pforte,
 Allein der Friede weilet bei den Quellen.

So will der Strom der Dichtung auch sich schwellen
 Und weiter strebt er von der stillen Pforte,
 Wo Blumen wuchsen am verborgnen Orte
 Und wo am Waldsaum gaukelten Libellen.

Ach! Wir sind oft anmutig, oft erhaben,
 Allein Servinus stellt uns zu der Prose,
 Und recht behält er, sind wir erst begraben.

Da fand ich in dem eignen Bett von Moose
 Erblühend im geheimsten Tal von Schwaben
 Des reichen Liederfommers letzte Rose.

Man sah durch diese Gedichte wie durch Zauber gläser in das Leben des Dichters selbst hinein, das zwar auf einen kleinen Erdenfleck beschränkt, aber dafür mit diesem auch desto inniger vertraut und überdies mit einem phantastischen Märchenduft umgeben war, der bei aller anmutigen Fremdheit dennoch dem Boden der Heimat zu entsteigen schien, und aus dem die bald zarten, bald grotesken Gestalten,

Die sel'gen Feen, die im Sternensaal

Beim Sphärenklang

Und fleißig mit Gesang

Die goldnen Spindeln hin und wider drehen

wie der gespenstische Feuerreiter mit seiner roten Mütze bis zur sinnlichen Deutlichkeit hervortreten. Diese Poesie erregte, wie von E. Kuh in seinem schönen „Gedenkblatt“ treffend bemerkt ist, ganz von selber den Wunsch, die besonnten Rebhügel, die heimlichen Waldplätze oder stillen Dorfsseiten aufzusuchen, denen sie entstammt ist; noch lieber, in des Dichters Pfarrgarten einzutreten und bei ihm selber anzusprechen. Aber freilich dazu fehlte mir derzeit auch das bescheidenste Legitimationspapier.

Nach den Gedichten lasen wir auch die Novelle „Maler Nolten“, und trotz der mystischen Zwiespaltigkeit der Dichtung und des Mangels befriedigender Lösung der darin angeregten Konflikte, welches beides auch einem jugendlichen Leser nicht leicht entgehen kann, waren wir doch darüber einig, daß der Dichter, wie sein Freund Bauer gleich nach dem Erscheinen des Buches schreibt, „seinen Nolten aus dem dämmernden Brunnenstübchen hervorgeholt habe, wo Kunst und Natur als nachbarliche Quellen rauschen“; ja, daß in einzelnen Partien vielleicht das Höchste geleistet sei, was überall der Kunst erreichbar ist. Noch entsinne ich mich, wie ich eines Tages beim Eintritt in mein Zimmer einen unserer Genossen, einen eifrigen Juristen, mit feuchten Augen vor meinem Klavier auf einem Stuhle hängend fand; in der einen Hand hatte er das Heft der von Mörike selbst geschätzten Kompositionen von Hetsch, welche

damals dem Buche beigegeben waren, mit der anderen suchte er unter Heraufbeschwörung seiner vergessenen Notenkenntnis auf den Lasten sich Agnesens Lied zusammen:

Rosenzeit, wie schnell vorbei
Bist du doch gegangen!

Leider verfiel ich, da ich nach abgelegtem Staatsexamen in meiner Vaterstadt sesshaft geworden war, in den seltsamen Irrtum, meine Begeisterung auch bei allen anderen Menschen vorauszusetzen, derart, daß ich den „Nolten“ der Lesegesellschaft unserer „Harmonie“ höchst dringend anempfahl. Das Buch wurde auch angeschafft; aber — ich konnte mich bald kaum noch irgendwo sehen lassen, ohne ein mitleidiges Kopfschütteln der rüstigen Geschäftsleute dafür einzukassieren. Ich hatte mich von vornherein um allen Kredit gebracht. — Setzte es doch sogar einen Schriftsteller, wie A. v. Sternberg, mit dem ich in den fünfziger Jahren zusammentraf, in Erstaunen, daß ich Mörike überhaupt eine Bedeutung einräumen wollte. Er hatte zur Zeit, da dieser an seinem „Nolten“ arbeitete, ihn persönlich kennen gelernt, wußte von ihm aber nur mit herablassendem Lächeln zu erzählen, wie Mörike ihn eines Tages gefragt habe, ob er wohl auch eine Gräfin könne Staub wischen lassen, worauf er ihn dann beschieden, ja wenn es grad nicht nötig sei, da könne auch wohl einmal eine Gräfin zum Staubtuch greifen. — Die Stelle findet sich übrigens Bd. I, S. 225 im „Nolten“ und wird von Vischer in seinen „Kritischen Gängen“ gegen einen Rezensenten verteidigt, da der Vorgang als ein ungewöhnlicher psychologisch motiviert sei.

Und hier stehen wir vor der Frage: Woher kommt es, daß Mörike selbst in Betreff der Gedichte noch heute ein so kleines Publikum hat? — Der gänzliche Mangel der flüssigen Phrase und jener aus der Alltäglichkeit der Anschauungen hervorgehenden bequemen Verständlichkeit schließt allerdings bei unserem Dichter den größten Teil der Jugend, insbesondere der jugendlichen Frauenwelt, von vornherein aus, abgesehen davon, daß

die Stoffe vielfach jenseits des gewöhnlichen Gesichtskreises dieses Alters und Geschlechtes liegen. Aber auch reifere Frauen oder Männer, denen man sonst wohl etwas zumuten kann, wissen oft sich nicht hinein zu finden.

Ich möchte nachstehendes hervorheben. Einmal hat das Phantastische, das bei Mörike überall hindurchspielt, gegenwärtig überhaupt wenige Liebhaber; hier aber hat es noch dazu in mehreren Gedichten — so in der, allerdings köstlichen, 16 Seiten einnehmenden Erzählung vom „sicheren Mann“ — eine mythische Welt zur Voraussetzung, die nur dem Dichter selbst und seinem engeren Kreise bekannt war. Als Lübinger Studenten auf einsamen Spaziergängen oder in einem fremden Gartenhause auf dem Österberge, wo sie sich heimlicher und nächtlicher Weise einnisteten, erschufen Mörike und Bauer diese Welt, die irgendwo im Stillen Dzean liegende Insel Drplid mit der Hauptstadt gleiches Namens und ihrer Schutzgöttin Weyla, deren auf und über der Erde spielende Geschichte bis ins Einzelne von ihnen ausgebaut wurde. Bauer schrieb später auf Grund dieser Erfindungen seine Dramen „Der heimliche Maluff“ und „Drplids letzte Tage“; Mörike die in den „Nolten“ aufgenommene Szene „Der letzte König von Drplid“. Die in letzterer enthaltenen und dieser Mythenwelt entsprungenen kleineren Gedichte: „Gesang Weylas“, „Gesang zu Zweien in der Nacht“, „Elfenlied“, „Die Geister am Mummelsee“, sind dann auch, und freilich mit vollem Rechte, in die Sammlung der Gedichte übergegangen, aber sie beruhen sämtlich auf unbekanntem oder ungewohnten Voraussetzungen. Weniger noch als mit diesen und dem „sicheren Mann“ werden manche Leser mit dem gleichfalls dem „Nolten“ entnommenen Zyklus „Peregrina“ anzustellen wissen; die reizende Gestalt des Wundermädchens ist wie ein Irrlicht, von dem wir nicht wissen, ob wir es wirklich sehen oder ob es nur ein Bild der eigenen Phantasie vor unseren Augen spielt.

Es kommt noch ein anderes hinzu. Insbesondere die Idyllen, die einen großen und köstlichen Teil der Sammlung ausmachen,

haben in ihrer Vortragsweise, in Ausdruck und Redewendung etwas, das der antiken Dichtung abgelauscht und das, so fein und anmutig es sich der heimischen Weise einfügt, denen, die keine klassische Schulbildung hinter sich haben, nicht sofort geläufig sein mag. Wie es bei der Persönlichkeit dieses Dichters nicht anders sein konnte, die Welt seiner Studien verschmilzt sich mit seiner eigenen; der Verfasser schnupft zwar nicht, aber unleugbar ist es, daß er Lateinisch und vortrefflich Griechisch kann; und das von ihm verspottete „Schulschmäcklein“ kommt hie und da, wenn auch in stets graziöser oder bewusst humoristischer Weise, in seinen eigenen Gedichten zur Erscheinung.

Das alles sollte freilich die ernstern Leser nicht veranlassen, das unvergleichliche Buch nach dem ersten Einblick ungelesen zur Seite zu legen; gleichwohl vermag ich nach eigener Erfahrung, trotz meiner vielfachen Bemühungen dafür, eine Vergrößerung der Mörike-Gemeinde nicht zu verzeichnen. Scheint doch auch, nach dem eingeklebten Titelblatt, die letzte, sechste Auflage der Gedichte nur eine maskierte fünfte zu sein.

Nachdem von Mörike bereits 1846 die „Idylle vom Bodensee“ und 1848 die zweite Auflage der „Gedichte“ erschienen war, ließ auch ich ein wenig bemerktes Buch „Sommergeschichten und Lieder“ in die Welt gehen, worin eine Auswahl meiner Gedichte und meine ersten Prosadichtungen zusammengestellt waren. Mit diesem in der Hand wagte ich es, bei Mörike, wenigstens aus der Ferne, anzuklopfen; im November 1850 schickte ich es ihm und schrieb ihm dabei von seinen norddeutschen Freunden und meiner dauernden Liebe zu seiner Dichtung, den Ausspruch eines heiteren Genossen nicht verschweigend:

Die echten Lieder halten aus in Sommern und in Wintern;
Sie haben aber Kopf und Fuß, dazu auch einen H—.

Es vergingen ein paar Jahre, ohne daß ich über die Aufnahme meiner Sendung etwas erfahren hätte. — Dann im Mai 1853 erhielt ich aus Stuttgart das eben erschienene

„Hügelmännlein“, das die Perle der von dem Dichter erfundenen Sage von der schönen Lau enthält, zugleich mit dem herzlichsten Schreiben, das mir diesen Frühlingstag zu einem der schönsten meines Lebens machte. Was mir später von Österreich aus entgegengekommen ist, schrieb mir schon derzeit Mörke: „Höchst angenehm frappiert hat mich die Ähnlichkeit Ihres Nordens mit unserer süddeutschen Gefühls- und Anschauungsweise“; und näher dann auf den Inhalt meines Büchleins eingehend: „Ihre Neigung zum Stilleben tut gegenüber dem verwürzten Wesen der Modeliteratur außerordentlich wohl. Der alte Gartensaal, der Marthe Stube und so fort sind mir wie altvertraute Orte, nach denen man sich manche Stunde sehnen kann.“ — — — „Das (Gedicht) von den Katzen wußte ich bald auswendig und habe manchen schon damit ergötzt. Von wem ist das? frug ich unlängst einen Freund. Nu, sagte er lächelnd, als wenn es sich von selbst verstünde — von dir! Die Zuversichtlichkeit des schmeichelhaften Urteils hat mich natürlich nicht wenig gaudiert.“ — Mörke wird sich bei dieser freundlichen Äußerung freilich wohl bewußt gewesen sein, daß dies Gedicht, wenn es auch nicht von ihm herrührt, schwerlich so entstanden sein würde, wenn der Verfasser nicht fleißig bei ihm in die Schule gegangen wäre. Schließlich wünschte er eine Andeutung meiner äußerlichen Existenz; das eine wolle mich zum Arzt, das andere zum Prediger machen.

Ich ließ mich selbstverständlich nicht vergebens bitten.

Später, in den Jahren, die ich während der Dänenherrschaft in dem großen Militärkasino Potsdam verlebte, sandte ich ihm das aus unserem Berliner Kreise hervorgegangene belletristische Jahrbuch „Argo“. Ich sammelte damals für ein Album zum Geburtstage meiner Frau Erinnerungsblätter aus der Heimat und handschriftliche Gedichte von mir bekannten Verfassern. Rugler hatte mir sein „An der Saale hellem Strande“ schreiben müssen; von Eichendorff, mit dem ich in des letzteren gastfreiem Hause — „am ewigen Herd“ — im Freundes- und Frauenkranze

einen heiteren Tag verlebt hatte, erhielt ich das: „Möcht wissen, was sie schlagen, so tief in der Nacht“; nun hat ich auch Mörike um sein „Früh, wann die Hähne krähn“.

Und rechtzeitig im April 1854 langte zur Antwort eine reiche Sendung bei mir an; dem ausführlichen Briefe war außer dem gewünschten Autograph und einem desgleichen von Kerner mit dem charakteristischen Datum „Weinsberg im unglücklichen April 1854“ — er hatte damals eben sein „Rickele“ verloren — eine wertvolle Gabe beigezschlossen: „Ludwig Bauers Schriften, nach seinem Tode in einer Auswahl herausgegeben von seinen Freunden.“ Das Buch ist ohne Angabe eines Verlegers 1847 zu Stuttgart erschienen. Mörikes Frau, Gretchen, geb. v. Speth, auf welche, wie der Dichter mir verraten und ich wohl weiter ausplaudern darf, sich die in seiner Sammlung befindlichen Gedichte „Ach, muß der Gram“, „O Vogel, ist es aus mit dir“, „An Elise“, „Weht, o wehet, liebe Morgenwinde“ beziehen, hatte es mit einer Widmung an die „Freunde in Schleswig“ begleitet. Er selbst schrieb dazu: „Sie werden den herrlichen Menschen bald darin erkennen. Was die vorangedruckten Briefe betrifft (an deren Auswahl ich natürlich einen Anteil habe) — wenn Sie imstande wären, alles gehörig abzurechnen, was jugendliche Freundschaft nach der ihr eigenen Übertreibung Gutes an ihrem Gegenstande findet, so könnte es mir schon lieb sein, daß Ihnen ein Stück Leben von mir und meinem Kreis damit vorgelegt wird.“

Und in der Tat sind diese Briefe allen zu empfehlen, denen daran liegt, den Jugendspuren unseres Dichters nachzugehen. Man sieht die beiden Freunde in die Sommernacht hinaus schwärmen und sich auf einsamen Berghöhen und Waldplätzen zu künftigen Werken begeistern; von Mörike erfahren wir, daß er (1824) ein Trauerspiel vollendet, aber dann verbrannt habe, weil es nicht die ganze Höhe seiner Idee erreichte. Überall aber zeigt sich die beiden Freunden gemeinsame Neigung zum Phantastischen und Geheimnisvollen; noch als Pfarrer zu Ernzbach

macht Bauer den Vorschlag, sich für Tag' und Nächte in dem verödeten Schloß zu Jungelingen einzuquartieren, „in einem Zimmer, wo, wenn man allein ist, man sich zu Tode hängeln kann.“ Es ist, als ob die jungen Dichter aus der Einsamkeit in der Natur, aus der Stille der Nacht die Offenbarung der Poesie erwarteten; und die „Felsenglocke Orplids, von welcher nur die Gazellen geweckt werden, seitdem die Gassen der heiligen Stadt verödet sind“, klingt überall hindurch. Hie und da in diesen Briefen wird uns, als läsen wir ein Gedicht von Mörike selbst.

Zwischen den Blättern dieses so willkommenen Buches fand sich überdies die Nummer einer württembergischen Kirchenzeitung mit dem ersten Abdruck des trefflichen „Turmhahns“, worüber Mörike mittheilte, daß er als Pfarrer zu Cleversulzbach aus Anlaß einer Kirchenreparatur solch ein altes Inventariestück zu sich genommen habe, während das Ganze unter Sehnsucht nach dem ländlich pfarrlichen Leben entstanden sei.

Auch die Silhouetten des Dichters, seiner Frau und seiner Schwester Clara, der beständigen Genossin seines Lebens, waren beigelegt.

In seiner liebenwürdigen und bescheidenen Weise gab Mörike dem jüngeren Freunde über die Entstehung einzelner seiner größeren Dichtungen Auskunft: in Betreff seines „Nolten“ schrieb er: „Verschiedene Partien im ersten Teil desselben sind mir selbst widerwärtig und fordern eine Umarbeitung. Was denken Sie deshalb für den Fall einer zweiten Auflage? Ich möchte Sie nicht gern zum zweitenmal als Korrektor unzufrieden machen.“

Im August 1855 wurde mir die Freude, mit meinen Eltern eine Reise in den deutschen Süden zu machen. Das Endziel war Heidelberg, wo mein Vater einst als Student der Rechte zu des alten Thibaut Füßen gesessen hatte, auch mit ihm befreundeten Söhnen eines Hainbundgenossen mitunter von dem

alten Johann Heinrich Voß in dem Nebgange seines Gartens war empfangen worden. Ich aber dachte noch ein paar Meilen weiter zu einem lebenden Dichter, nach Stuttgart, wo Mörike derzeit mit seiner jungen Frau und seiner Schwester sein bewegliches Wanderzelt aufgeschlagen hatte. Während nun mein Vater, nur von seinem spanischen Rohre begleitet, in Heidelberg die Stätten seiner Jugend aufsuchte, setzte ich mich auf die Eisenbahn und fuhr nach Stuttgart.

Mörike war nicht im Wartesaal, wie er mir geschrieben hatte. Meine Ankunft war mit einer Literaturstunde zusammengefallen, die er derzeit als Professor am Catharineum zu geben hatte. Als die Menge sich verlaufen hatte, blieb ich mit einem schwarzen Herrn auf dem Perron zurück, der nach dem mir bekannten lithographierten Bilde von Weiß jedenfalls nicht Mörike sein konnte, der aber bald auf mich suchend Umherblickenden zutrat und mir ein mit Bleistift geschriebenes Billett überreichte. „Salve Theodore!“ schrieb Mörike, „Negotio publico distentus amicum, ut meo loco te excipiat, mitto carissimum.“

Dieser Freund war Wilhelm Hartlaub, dem die erste Auflage der Gedichte gewidmet ist und der jetzt von seiner Dorfpfarre bei dem Dichter auf Besuch war. „Sie kommen zur glücklichen Stunde,“ sagte dieser, als wir durch die Straßen schritten; „der Eduard hat grade etwas fertig, was von überwältigender Schönheit ist.“ — Die Dichtung, welche er meinte, war die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“.

In der einfach aber nett eingerichteten Wohnung, freilich mehrere Treppen hoch, wurde ich von Frau und Schwester empfangen. Mörike selbst war noch nicht da; aber während ich mich an einem Glase jungen Weins, noch aus dem Garten zu Mergentheim, nach der heißen Fahrt erquickte, trat auch er herein. Er war damals erst einundfunfzig Jahre alt; in seinen Zügen aber war etwas Erschlafftes, um nicht zu sagen Verfallenes, das bei seinem lichtblonden Haar nur um so mehr hervortrat; zugleich ein fast kindlich zarter Ausdruck, als sei das

Innerste dieses Mannes von dem Treiben der Welt noch unberührt geblieben.

Er faßte mich an beiden Händen und betrachtete mich mit großer Herzlichkeit. „Gelt, Alte!“ sagte er dann zu seiner Frau, „so habe wir ihn uns ungefähr vorgestellt. Als ich eben da heraufgegangen bin, da hab ich mir die Stufe angesehen und gedacht, ob wohl der Storm da herübergestiegen ist?“

Bei den Gesprächen, in die wir bald vertieft waren, offenbarte sich überall der ihm inwohnende Drang, sich alles, auch das Abstrakteste, gegenständlich auszuprägen; die Monaden des Leibniz erschienen ihm wie Frochlauch; von den kleinen Naturbildern des ihm befreundeten Dichters Karl Mayer sagte er: „Er kann nichts passieren lassen, ohne es auf diese Art gespießt zu haben.“ — Über dem Sofa zwischen den Lichtbildern von mir und meiner Frau, die wir als Erwiderung der Silhouetten gesandt hatten, hing eine in Öl gemalte Mondscheinslandschaft; Mörke meinte, es stecke ein Gedicht darin. „Eine Nachtuhr!“ sagte er und zeigte auf einen Felsblock im Vordergrund des Bildes, über den, vom Mond beleuchtet, ein rieselndes Wasser tropfenweise herabfiel. Aber soviel ich weiß, ist dies schon keimende Gedicht nicht zur Entfaltung gediehen. Wir kamen auf Heine zu sprechen. „Er ist ein Dichter ganz und gar,“ sagte Mörke; „aber nit eine Viertelstund könnt ich mit ihm leben wegen der Lüge seines ganzen Wesens.“ Dagegen fühlte er sich zu Geibel und Henze, dessen eben erschienene „L'Arabiata“ er „eine ganz einzige Perle“ nannte, hingezogen und wünschte sich nur Jugend und Gesundheit, um ihnen recht feurig entgegenkommen zu können; auch von unserer persönlichen Begegnung wünschte er, daß sie in eine frühere Zeit seines Lebens gefallen sei.

Von mir, der ich damals erst im Beginn meiner Prosadichtung stand, hatte Mörke kurz zuvor die kleine Idylle „Im Sonnenschein“ zugesandt erhalten. „Als ich das gelesen,“ sagte er, „da habe ich gleich gesehen, das ist so mit einem feinen

Pinzel ausgeführt; das mußt du Satz für Satz lesen. — Wisse Sie was?“ fuhr er dann fort; „drei Stellen daraus möchte ich auf Porzellan gemalt haben.“ — Er hatte eben nicht unrecht mit dieser freundlichen Kritik. Dann aber meinte er wieder: „Sie habe das an sich, so leise zu überraschen: Es war eine andere Zeit!“

Ich hatte ihm erzählt, daß mein Vater, ein Müllersohn vom Dorfe, von seiner Jugend her eine Liebhaberei für Vögel habe und noch jetzt mit Behagen dem Treiben der Stare um die ausgehängten Brutkästen zuschauen. Als wir später bei der Besichtigung der Wohnräume in das Zimmer kamen, wo sein erst einige Monate altes Töchterlein in einer Wiege schlief, sagte er mir, daß er diese Liebhaberei meines Vaters teile, und zeigte auf zwei Kotkehlchen, die im Bauer vor dem Fenster standen. „Richtige Gold- und Silberfäde ziehe sie heraus; sie singe so leise, sie wollen das Kind nit wecke.“

In meiner Heimat, wo das Plattdeutsche der Volkssprache sich schärfer von der Schriftsprache scheidet, ist man nicht gewöhnt, einen derartigen Anflug von Dialekt in der Unterhaltung zu hören; auch Mörikes Gedichte, hatte ich sie nun laut oder leise gelesen, waren mir stets nur in meiner eigenen Sprache dagewesen. Nun hörte ich den Dichter selber in behaglichster Weise sich in der Sprache seiner schwäbischen Heimat ergehen, insbesondere beim Mittagstische im Gespräch mit seinem Jugendfreunde Hartlaub. Als ich ihm meine Gedanken darüber kundtat, legte er zutraulich die Hand auf meinen Arm und sagte lächelnd: „Wisse Sie was? Ich möcht's doch nit misse.“ — Noch ein anderes hatte mich stußen gemacht, ohne daß ich gleicherweise einen traulichen Bescheid darauf bekommen hätte. Es war dies das Tischgebet, das Mörike kurz vor Beginn der Mahlzeit sprach. Ich mußte schweigend darüber nachsinnen, ob das ein Rest des früheren Pfarrlebens sei oder vielleicht nur einer allgemein schwäbischen Haussitte angehöre; ein solche formulierte Kundgebung wollte mir zu dem Dichter Mörike nicht

passen, wemngleich in seinen Gedichten sich nichts findet, das dem Glauben an eine persönliche, dem Herzensdrange des Menschen erreichbare Gottheit widerspräche. Die Verse aber:

... Aus Finsternissen hell in mir aufzückt ein Freudenschein:

Sollt ich mit Gott nicht können sein,
So wie ich möchte, Mein und Dein?
Was hielte mich, daß ich's nicht heute werde?

Ein süßes Schrecken geht durch mein Gebein!
Mich wundert, daß es mir ein Wunder wollte sein,
Gott selbst zu eigen haben auf der Erde!

sind erst in der Ausgabe von 1867 veröffentlicht.

Als das Gespräch sich auf das poetische Schaffen überhaupt wandte, meinte Mörike, es müsse nur so viel sein, daß man eine Spur von sich zurücklasse; die Hauptsache aber sei das Leben selbst, das man darüber nicht vergessen dürfe. Er sagte dies fast so, als wolle er damit den jüngeren Genossen warnen. Und daß es nicht ein bloß hingeworfenes Wort gewesen, beurfunden seine Gedichte, in denen der Inhalt eines reichen, wenn auch noch so stillen Lebens wie von selber ausgeprägt ist.

Am Nachmittag wurde mir zu Ehren auf nordische Weise der Teetisch hergerichtet; Mörike meinte, oh, sie kennten das hier auch. Dann schleppte er mir selbst aus seinem Studierstübchen seinen großen Lehnstuhl herbei, und als ich mich hineingesetzt hatte, begann er seinen „Mozart“ vorzulesen. Die noch jugendliche Frau des Dichters ging indessen, wie ein freundlicher Hausgeist, ab und zu; die wirtschaftliche Sorge für die Gäste hatte sie genötigt, sich dem pantomimisch kundgegebenen Wunsche ihres Mannes, sich mit in unseren Kreis zu setzen, mit dem lebenswürdigsten Ausdruck des Bedauerns zu entziehen. — Mörike las, wie mir damals schien, vortrefflich; jeder Anflug von Dialekt war dabei verschwunden. Auch hier aber hatte ich

Gelegenheit zu bemerken, welche hohe Stellung der Dichter bei seinen Jugendgenossen einnahm, und wie sie überall nur das Schönste und Beste von ihm erwarteten. Schon 1823 schreibt Bauer in den erwähnten Briefen an ihn: „Aber dies ist mir lieb, daß nur dann Dein ganzes wunderbares Selbst vor mir steht, wenn sich die gemeinen Gedanken wie müde Arbeiter schlafen legen und die Wünscheltute meines Herzens sich zitternd nach den verborgenen Urmetallen hinabsenkt. Die Poesie des Lebens hat sich mir in Dir verkörpert, und alles, was noch gut an mir ist, sehe ich als ein Geschenk von Dir an“; und an einer anderen Stelle: „Du bist mir schon so heilig, wie ein Verstorbener.“ — Der jetzt gegenwärtige Hartlaub folgte der Vorlesung mit einer verehrenden Begeisterung, die er augenscheinlich kaum zurückzuhalten vermochte. Als eine Pause eintrat, rief er mir zu: „Aber, i bitt Sie, ist das nun zum Aushalte!“ — Ich selbst freilich war von dieser Meisterdichtung, in der mir nur eine Partie, die mit den Wasserspielen, weder damals noch später hat lebendig werden wollen, nicht weniger freudig ergriffen. Daß außer einzelnen Gedichten, wie „Erinna an Sappho“ oder „Besuch in der Karthause“, diesem Werke kein weiteres mehr von ähnlicher Bedeutung folgen sollte, ahnten wir damals nicht.

Nach beendeter Vorlesung wandte das Gespräch sich auf den „Maler Nolten“, dessen erste Auflage vergriffen war. Der Verleger beabsichtigte eine neue, aber Mörike wollte den unveränderten Abdruck nicht gestatten; er hatte schon damals eine Umarbeitung desselben begonnen, welche er trotz der ihm noch vergönnten zwei Dezennien nicht vollenden sollte. Es wolle ihm nicht gelingen, bekannte er; er habe sogar das Buch schon einmal vor Ungeduld an die Wand geworfen. — Als wir anderen ihm dann zuredeten, er möge sich doch lieber neuen Schöpfungen zuwenden, meinte er, es werde doch kein Maler, dem Gelegenheit gegeben sei, ein Bild zu wiederholen, mit Bewußtsein dieselben Verzeichnungen wieder hineinmalen. — Und so

ist er denn fortgefahren, Zeit und Kräfte an dem ihm fremd gewordenen Werke zu erschöpfen.

Durch die Erwähnung Kerners, den aufzusuchen mir leider, trotz Mörikes dringender Empfehlung, der einmal festgestellte Reiseplan verwehrte, gerieten wir in das nicht nur in Schwaben leicht aufzurückende Reich der Geister. Mörike, der die Sache ernst nahm, behielt sich vor, mir bei besserer Gelegenheit brieflich desfallsige Mitteilungen aus seinem eigenen Leben zu machen. Aber bekanntlich war er kein zu starker Brieffschreiber; erst viele Jahre nachher durch einen meiner Söhne, der ihn als Tübingen Student mehrfach in seinem derzeitigen Wohnorte Nürtingen besuchte, habe ich etwas von diesen Vorgängen erfahren, welche nach dessen Aussage Mörike ihm mit einer die Nachtruhe gefährdenden Meisterschaft erzählt hatte.

Eine Reihe derselben steht in unmittelbarer Beziehung zu Kerners seltsamem Buche „Die Seherin von Prevorst“. Nachdem nämlich der Dichter nicht lange zuvor mit Mutter und Schwester von seinem Pfarrhause zu Cleversulzbach Besitz genommen, geht er eines Sommernachmittags in sein Weinbergshäuschen hinauf, um dort, wie es komme, ein bißchen zu lesen oder zu schlafen. Zufällig hat er unter seinen Büchern die erwähnte „Seherin“ gegriffen und liest darin — die Geschichte steht S. 274 —, was einem Pfarrer H. zu C. und dessen Nachfolger S. im Pfarrhause mit einem spukenden Amtsvorgänger Namens R—sch begegnet ist. Eben am Eindämmern, fährt es ihm durch den Kopf: „Ganz dieselben Wahrnehmungen hast du ja auch gemacht!“ Die Anfangsbuchstaben des Pfarrers und seines nächsten Nachfolgers passen ebenfalls; nur der Name des Spukenden ist ihm nicht bekannt. Eiligst begibt er sich auf sein Studierzimmer und schlägt im Kirchenregister nach; und da steht es! „Rabausch“ hatte der Pfarrer geheißen, der hier vor längerer Zeit gelebt und über den noch allerlei finstere Erzählungen im Schwange gingen. — Von der Zeit an hätten er und seine Hausgenossen die Äußerungen des Geistes mit Aufmerksamkeit beobachtet.

Diese Hinneigung des Dichters zu einer von der Wirklichkeit getrennten, geheimnisvoll in sich abgeschlossenen Welt ist ein bezeichnender Zug seines Wesens, das überall dahin drängt, sich von der in flutender Bewegung tosenden Welt des Tages zurückzuziehen.

Bei einem Abendspaziergange durch die Stadt wurde mir die Steinfigur des Huzelmännleins gezeigt, welche oben an der Ecke eines Hauses hockte; weiterhin trat Mörke in einen Laden und kaufte mir ein paar weiße Kreidestifte, deren ich mich, wie er zu tun pflege, zum bequemen Niederschreiben poetischer Produktionen auf eine Schiefertafel bedienen möchte.

Am anderen Vormittage kramte unser Gastfreund allerlei, besonders handschriftliche Raritäten aus: so, trotz seiner Abneigung gegen dessen Persönlichkeit, ein sehr durchkorrigiertes Gedicht von Heine; mehrere von Hölderlin, darunter eines aus der Zeit seines Irrsinns, aber auch ein Konzept des schönen Gedichtes „An Heidelberg“; endlich kam ein Blatt mit allerhand kolorierten Zeichnungen. So viel ich mich entsinne, sollte es von einem alten Zeichenlehrer aus dem vorigen Jahrhundert stammen; Mörke, der eine mir entfallene Klassenbenennung für diese Art von Künstlern gebraucht, hatte selbstverständlich den Mann nicht gekannt; aber während er auf die verschiedenen altfränkischen Dinge aufmerksam machte, mit denen der Bogen bedeckt war, begann er, leise und behaglich redend, mit dramatischer Lebendigkeit die Figur des alten Herrn in immer deutlicheren Zügen vor uns hinzustellen, so daß ich es zuletzt mit Augen vor mir sah, wie das fettige Pöpflein sich auf dem blanken Rockaufschlage hin und wider rieb. — Nach einem Gemälde von Drplid, das nach Bauers Angabe in Mörkes Besitz sein sollte, erkundigte ich mich vergebens; es schien nicht mehr vorhanden. Dagegen sah ich eine Zeichnung, welche den Dichter in seiner früheren Jugend als einen besonders schönen Knaben zeigte. Das lithographierte Bild von Weiß, soviel mir bekannt das einzige aus den kräftigeren Mannesjahren des Dichters, schien mir nicht ganz ähnlich; auch Mörke selbst meinte das.

Gegen Mittag kamen meine Eltern, mit denen ich am Nachmittag nach Heilbronn und dann anderen Tags den Neckar hinab nach Heidelberg zurückfahren sollte. — Die nordischen Leute schienen Mörke zu gefallen; als wir mit ihm und seiner Schwester einen Spaziergang durch die Stadt und die umliegenden Anlagen machten, faßte Mörke mitten aus der Unterhaltung heraus mich unter den Arm und raunte mir zu: „Aber, en passant, Sie habe recht liebe, liebe Eltern!“ Und noch mehrmals kam er darauf zurück: „Ich komme noch nit aus mei Staunen und mei Freud; Sie habe wirklich prächtige Eltern!“

Noch sehe ich ihn mit meinem Vater, den alten Poeten und den alten Advokaten, in aufmerkssamer Betrachtung vor der Schillerstatue stehen; beide die Hüte in den Nacken gerückt, der eine mit seinem Regenschirm, der andere mit seinem spanischen Rohr unter dem Arm. Plötzlich wendet Mörke sich zu mir und sagt mit großer Herzlichkeit: „Wisse Sie was? Ihr Herr Vater hat so was von einem alte Schweizer!“ Dies Kompliment, wofür er es ansehen mußte, da ihm die Schweizer nur als ideale Gestalten aus Schillers Tell bekannt waren, konnte mein Vater unmöglich annehmen. „Ach wat,“ rief er lachend in unserem Plattdeutsch, „iä bünn man en Westermöhlner Burjung!“ Möglich, daß das nun wieder Mörke nicht verstanden hat. — Auch meine Mutter zu charakterisieren schien dieser ein freundliches Bedürfnis zu empfinden; sie habe „so etwas Klares, Leuchtendes, Liebe Erweckendes“, meinte er.

Aber der Tag verging. Beim Abschiede empfing ich als Gastgeschenk von Frau Gretchen aus der Garderobe des Haustöchterchens ein Paar gestrickte Schühchen für meine gleichaltrige kleine Tochter, von Mörke für meine Frau eine Art schelmischen Schönheitsdiploms, ein zierlich, jedoch verkehrt auf Glanzkarton gedrucktes Gedicht, wodurch die Adressatin genötigt wird, damit vor den Spiegel hinzutreten:

Und was kein Schmeichler ungestraft gewagt,
Ihr eigen Bild hat es ihr nun gesagt.

Er habe, bemerkte Mörke, das Blatt für Agnes Schebest machen lassen, pflege es aber auch wohl an andere würdige Personen zu verabreichen. — In seine Sammlung ist übrigens dies Gedicht nicht aufgenommen.

Dann verließen wir Stuttgart, und ich habe Mörke nicht wiedergesehen; auch geschrieben hat er mir, außer einem Gruß auf seinem „Mozart“, nur noch einmal, da mich ein großes Leid betroffen hatte. Grüße und kleine Sendungen sind noch einzeln hin und wider gegangen, bis dann der Tod auch dem ein Ende machte.

Aufsätze, Anzeigen und Vorreden

Aus Husumer Geschichtsquellen

I

Es ist vor kurzem einmal ausgesprochen worden, daß wir erst jetzt völlig aus dem Mittelalter herauszutreten beginnen; und in der That finde ich selbst in meinem Gedächtnisse Szenen und Gestalten, welche nur möglich waren, solange die abstrakte Lebensauffassung der Jetztzeit den derb sinnlichen Zug des Mittelalters nicht völlig verdrängt hatte. Mehr als einmal, in den Hochsommern meiner Knabenzeit, habe ich noch den Schinderknecht auf seinen brutalen Streifzügen durch die Gassen wandern sehen, in der einen Hand den Knüppel, um jeden ohne Zeichen laufenden Hund niederzuschlagen, unter dem andern Arm einen schmutzigen Sack mit verreckten Röttern; angstvoll bin ich mit einem Kameraden vor dem wüsten, lahmen Unhold hergelaufen, um den kleinen Pinscher meines Freundes, der sich aus der aufgedrungenen Haft zu befreien gewußt hatte, wieder einzufangen und vor schmählichem Tode zu bewahren. Und dort aus der Süderstraße — ein freundlicheres, aber auch längst verschwundenes Bild — sah ich den Festzug der zünftigen Lehrlinge herabkommen, durch den die Schalksnarren mit ihrer Peitsche hin und wider sprangen; freilich, an der Spitze des Zuges tanzten Schäfer und Schäferin aus der Rokokozeit, und allen voran sprang der Läufer mit Blumenschurz und knallender Peitsche.

Aber nicht gar weit über meine eigene Erinnerung brauche ich hinauszugehen, um wahrzunehmen, daß auch den Einwohnern meiner kleinen Vaterstadt die beiden feuerfarbenen Gesellen des Mittelalters, der Henker und der Teufel, nicht wenig zu schaffen gemacht haben. Die Möglichkeit eines solchen Rückblicks ist von den alten Husumern dem Enkel fürsorglich erleichtert worden; denn sie hatten es an sich, daß sie leicht zur Feder griffen und allerlei Buchwerk von sich ausgehen ließen; nach dem berühmten Chronizisten D. Casp. Danckwart, welcher

1652 als Bürger-Meister, da er bei Tisch sich mit Lesung der Bibel ergötzte, durch einen unversehnten Todesfall dieser Stadt entrißen wurde, folgt noch eine ganze Reihe Husumer Autoren; und so liegen denn augenblicklich drei solcher Tröster mit ihren langatmigen schwarz und rot gedruckten Titeln vor mir aufgeschlagen.

Auch dem Autor des jüngsten dieser Bücher — „Ein zweifaches zweihundertjähriges Jubelgedächtniß, Hamburg 1723“ — dem Hochwürdigem M. Johanni Melchiori Krafft, Past. Prim. wie auch Kirchen- und Schulen-Inspectori zu Husum, ist es, wie er in seiner die Geschichte der Archidiaconen beschließenden Selbstbiographie erzählt, noch vergönnt gewesen, die Geschäftstätigkeit des Teufels mit leiblichen Augen zu betrachten. Da er nämlich noch bei den Söhnen des Erbherrn auf Putloß, Herrn Otto von Ranzau, als Hofmeister fungierte, machte er in der Stadt Oldenburg, wohin jenes hochadlige Gut seine Kirchenfahrt hatte, die Bekanntschaft des dortigen Pastoris Primarii Lachmann, welcher ein sehr gelehrter und gottseliger Theologus und ein großer Freund des Studii Apocalyptici, auch der Meinung war, daß die Zeit der Tausend Jahre noch unerfüllt sei. „In dieser Stadt Oldenburg“, erzählt der Autor, „erlebte auch damals einen sehr betrübten Zufall mit einem Studioso Theologiae, welcher mit einer großen unbedachtsamen Vermaledung die Kanzel verflucht. Da er aber am Sonntage Palmarum über Phil. 2 wieder gepredigt hatte, gerieth er die Nacht darauf in solche erbärmliche Umstände, die das Ministerium und alle Verständige nicht anders denn für eine leibhaftige Besetzung des Satans halten konnten, so bis auf den Char-Freitag währeten, und ich oft mit angesehen; da GDL endlich ihm ganz wieder bei anhaltendem Gebet und singen zurecht half, daß er alles, auch was in der Zeit geschehen, erkannte, GDL abbat und anbey zeigte, daß die Unflätereyen, die er getrieben, der Teufel wider seinen Willen, mit Gewalt, vermöge seiner Hände, gewirkt. Worauf er wohl, und wie ich glaube selig, an Ostern starb.“

Auch den Henker, wenn auch nur von ferne, sehen wir in rüstiger Amtstätigkeit. Es ist nämlich „dieses Buch außer allen übrigen Gliedern und Zuhörern dieser ganzen Christlichen Gemeinde“ auch allen Amt- und Würdenträgern der Stadt von dem „Hoch-Wohlgebohrnen Herrn Ober-Cämmerer Amptmann und Präsidenten“ an bis herab zu den „wohlbestallten Herrn Vorstehern der Armenkist“ namentlich und mit voller Titulatur zugeeignet; darunter aber genießt der Passus, welcher „denen Hoch-Wohl-Edlen, Hoch-Wohlweisen, Hoch-Ehren-vesten, Hoch-Achtbahren und Hoch-Wohlgelahrten Herren“ – folgen die Namen – „Sämmtlich Hoch-Wohl-ansehnlichen und wohl-verordneten Raths-Verwandten dieser Stadt“ zugeschrieben ist, einer ganz besonderen Motivierung. „Auffer denen particulieren Wohlthaten / Gunst- und Liebes-Beweisungen /“ schreibt der Verfasser, „muß unter andern sonderlich mit dankbahrem Gemüth Lebenslang auch erkennen / daß / da 1717. in der Fasten-Zeit von dreyen Juden in der mittlern Nacht durch einen gewaltthätigen Einbruch so jämmerlich / fast um alle das Meinige war bestohlen worden / Sie ohn all mein Ersuchen gleich zugetreten / und da den Dieben war nachgesetzt worden / Sie sogleich solche einholen und processum criminalem wider sie formiren lassen; da dann solches der Stadt nicht wenige Kosten verursachet; Obwohln / da die Diebe bey ihrer Hartnäckigkeit / die / von der Hochbornehmen Juristen-Facultät in Hall nach eingeholtem Responso, zuerkannt gewesenen Tortur ausgestanden / die Müh und Kosten zu der Zeit wie vergebens waren / biß Gott in diesem Jahr / auch in den Fasten um gleiche Zeit / das Gestohlene zum theil recht wunderbahr / ob wohl mit diesen recht schmerzlich betrübten Umständen / daß der Fehler das Leben dabey eingebüßet / und in der grösten Verbitterung und Leugnen gestorben / wieder entdeckt und der Ausgang dieser Sachen von Gottes sonderbahren Wegen / Rechten und Gerichten / ein mehrers offenbahren wird.“

Bekennen muß ich übrigens, daß unser trefflicher Pastor Primarius nur der Stammvater eines hiesigen Geschlechts gewesen ist; er selbst wurde in der Freyen-Reichs-Stadt Weßlar als Sohn eines dortigen Schöpffen und Rathsverwandten geboren, und zwar 1673, da selbige von denen Franzosen eingenommen und auch seines Vaters Haus mit einer großen Menge Soldaten bequartiret war, so daß seinen Eltern keine andere Lagerstätte, als nur die bloße Erde übrig geblieben, und seine herzlichste Mutter, da sie die Noth mit ihm ankam, auf einer langen Lade ihre Geburtschmerzen überstehen und ihre Wochen halten müssen, ohne das Geringste unter oder über sich zu haben als ihre Kleider. Oft habe sie ihn zu solcher Kiste mit der Hand geführt und angedet: „Siehe, auf dieser harten Kiste habe ich Dich zur Welt gebracht!“ Da sie dann mit Thränen der damaligen elenden Zeiten und dann auch der vielen Barmherzigkeit, die GDL an ihr und den Ihrigen gethan, sich mit vieler Gemüthsbewegung zu erinnern gepflegt habe.

Ein echtes Stadtkind aber und zwar ein Sohn des kunstreichen Goldschmiedes Matthias Petersen, welcher mit seinem ebenso geschickten Bruder die meisten Charten zu Danckwerths berühmter Landesbeschreibung in Kupfer gestochen hat, ist Petrus Goldschmied, Pastor zu Sterup in Angeln, der Verfasser des „wider die vorige und heutige Atheisten, Naturalisten, und namentlich wider den Schwarmgeist D. Beckern in der Bezauberten Welt“ gerichteten, um 1704 an das Licht getretenen „Höllischen Morpheus, welcher“ — laut dem Titul — „kund wird durch die geschehene Erscheinungen derer Gespenster- und Polter-Geister, darauß nicht allein erwiesen wird, daß Gespenster seyn, was sie seyn und zu welchem Ende dieselbigen erscheinen, aus allen aber des Teuffels List, Lücke, Gewalt, heimliche Nachstellungen und Betrug handgreiflich kann ersehen und erkannt werden.“

Zur besseren Veranschaulichung ist das Porträt dieses unsauberen Geistes sofort dem Buche vorgedruckt; zweifelhaft



Titelbild zu P. Goldschmieds Höllischem Morpheus.

scheint es mir indessen, ob auch seine genauesten Freunde ihn darin haben erkennen mögen. Aus einem etwas feisten Antlitz schauen die kleinen Augen träge und mühselig vor sich hin, was eben nicht zu verwundern ist, denn der vorn hängende schwere Fettwanst steigt hinten zu einem ungeheueren Buckel auf, der überdies von einem kleinen munteren Drachen in Besitz genommen ist, ohne Zweifel dem Beherrscher des Fliegenungeziefers, von dem der arme Morpheus überkrochen wird. Und dies alles nebst dem drallen an der Erde schleifenden Gauschwanz muß der Vielbeschäftigte mittelst eines Rinds- und eines Hahnenfußes auf seinen Berufswegen mit umherschleppen. Es ist billig zu bewundern, wie diesem Mühseligen und Beladenen noch die Lust zu solchen Neckereien und Leibesübungen anwandeln konnte, wie der Verfasser solche bei ihm wahrgenommen hat.

„Was meine Ohren selbst gehöret,“ meint derselbe, „kann ich mit Wahrheit aus der Feder fließen lassen. In meiner Jugend und meiner beyden seligen Eltern Leben hat man in ihrem Hause in Husum in der Norderstraße nicht weit von der Kirchen dergleichen Teuffels-Gaukeley oft gehabt. Denn meine selige Mutter in Erbschaft wegen ihrer ersten Ehe einen, wie man da sagt, Todten-Lisch empfangen, und ward solcher Lisch in der Nachbarschaft, wenn sich ein Sterbfall begab, gerne ausgeliehen. Was aber merkwürdig allhier war, war daß wir unfehlbar allezeit etliche Tage vorher, ehe der Todten-Lisch den Todten anzukleiden gebraucht ward, hörten Winseln, Weheklagen, Heulen und dergleichen Geräusch, so zu solcher Zeit gemachet wird. Daher meine ißo in Gott ruhende Eltern bewogen wurden, diesen Todten-Lisch aus dem untersten Hause wegzunehmen und oben hin auf den Boden zu bringen. Allein da man meinete, daß man allen Lerm abhelffen wollte, gab man Ursache zu größerem; sintemahl der Boden allezeit mit Poltern angefüllet ward, indem man die Treppe auff und niederging und an dem hölzern Tafelwerk anstieß. Solches

Poltern agirete der Teuffel allezeit etliche Tage vorher, und das bisweilen mit solchem Ungestüm, daß meines seligen Vatern damaliger Lehrjung bewogen ward zu schreyen, daß Diebe im Hause wären. Da wir alle auffkamen aus dem Bette, war das Haus ganz veste verschlossen und nirgends eine geöffnete Luke; darüber wir endlich in uns schlugen, und des Teuffels Polterey mit oder über dem Todten-Tisch uns erinnerten.“

Diesem Berichte unsers alten Gewährsmannes gegenüber kann ich nicht verschweigen, daß auch auf dem Pachthausboden meiner Großmutter, als der Ältesten der mütterlichen Familie, sich zwar kein Totentisch, wohl aber eine „Totenlade“ von ähnlicher Extraktion befand. Noch sehe ich bei dem Tode meines Großoheims die schielende Leichenbekleiderin, deren bleichem Gesichte man es anzusehen glaubte, daß sie sich von Begräbnis-kringeln nähre, vor der grauen, dreieckigen Kiste knien und mit geschäftlichem Behagen die damastenen Bahrtücher und die schwarzen Flore und Bänder zur Verzierung der großen Wachskerzen hervorsuchen und in feierlicher Ordnung für ihren grausigen Zweck beiseite legen. Schon das hätte genügt, um jenes plumpe, nur bei solchen Gelegenheiten an das Tageslicht gezogene Ding uns Kindern unheimlich zu machen; allein der Kutscher, welcher auf dem Bodenraume darunter, und der Schreiber, welcher zur ebenen Erde seine Schlafkammer hatte, versicherten überdies einstimmig, daß sie, vom Schlafe aufgestört, schon einige Nächte vorher die alte Lade mit ihren Klumpfüßen deutlich die steilen Treppen hätten herabkommen hören. — Aber freilich, es war jetzt nicht mehr der Teufel, der solches Gaukelspiel trieb, auch nicht im Gegensatz hierzu, wie später bei Jung Stilling in seiner „Theorie der Geisterkunde“, Warnung oder Weckruf Gottes, es war jetzt das düstere Ereignis selbst, das ungeduldig seine Ankunft meldete und seinen Reflex in die Gegenwart zurückwarf; in andern Fällen wohl auch die rätselhafte Begabung der sich selber unergründlichen Menschenseele.

Herr Petrus Goldschmidt jedoch hatte es lediglich mit dem Teufel zu tun, und zwar scheinen die Begegnungen mit selbigem zu den alltäglichen Vorkommnissen seines Lebens gehört zu haben; daher er sich denn auch wenig dadurch in seiner geistlichen Ruhe stören ließ. So, da er 1692 sein Pfarramt zu Sterup angetreten, hat es in seiner Schlafkammer getobt, als wenn alle Wände über den Haufen geworfen und alles Tafelwerk in kleine Späne gerissen würde, so daß seine Liebste darüber sehr erschreckt; denn da er dem Gesinde mit dem Glöcklein ein Zeichen zum Aufstehen gegeben, hat es, je mehr er klang, desto mehr Gepolter gemachet, bis daß, da nach vielem Klingen das Gesinde mit Licht gekommen, das Gepolter sich ohne ein Merkzeichen geschenehen Schadens verloren habe. — Desgleichen an einem andern Abend, da auf einen nicht wohl beleumundeten Vorgänger die Rede gekommen, und der Verfasser gesprochen, „er wünsche herzlich, daß derselben Person Seele wohl sein möge“, hat es, da die Wörter kaum gesprochen, mit einem Stabe zu dreien Malen an die Stubentür geschlagen und also gleichsam seine Rede beantwortet; darauf denn unter dem Baurischen Gesinde ein Schrecken und hernach mancherlei Meinungen entstanden. „Ich aber, wie billig,“ fügt der tapfere Pastor hinzu, „habe in solchen Fällen über des Teufels Gaukelspiel lachen müssen.“

Wie handgreifliche Späße aber der Teufel sich zu jener Zeit im hellsten Sonnenschein erlaubte, davon liefert ein früheres Erlebnis des Verfassers den schlagendsten Beweis. Er erzählt die Sache folgendermaßen: „In der Zeit anno 1685, da ich mich bei meinem ißigen Herrn Schwiegervattern, Wohllehrwürdigen Prediger des Kirchspiels Esgrus in Angeln, aufhielte, als Informator seiner Söhne, begab's sich, daß ich an meiner linken Hand ein Geschwür empfing und deswegen den Wundarzt in dem nächstangelegenen Flecken Cappel, Namens Daniel Preß, gebrauchen mußte, solchen Schaden zu verbinden und zu heilen. Nachdem nun auff einen Sonnabend Nach-

mittag gegen 3 Uhr wieder von Cappel abritte zu Hause und zwischen dem Dorffe Meelby und Sandbeck in dem Redder kam, begegnete mir eine Vornehme und bei der ganzen Holsteinschen Noblesse in sondern Ehren, so wol des Geschlechts als Alters, Geehrte und sonst bei jedermann im Lande der Gottseligkeit halben berühmte Hochadeliche Persohn, welcher Nahme mit großen Römischen Buchstaben F. H. V. A. F. nur exprimire, nebst zwo bey ihr in der Carosse, welche der bekandte Kutscher mit vier Pferden trieb, gleich als wenn sie einen fernen Weg reisen wollten. Da mir die Hochadeliche Persohn sehr wol bekandt war, war ich desto bereiter, auch gehorsahme Reverence derselben zu machen, da denn zugleich das Pferd, welches ich ritte, anfang zu schnauben und alle possierliche Sprünge zu machen, sogar auch, daß mit demselben in die Strenge der beyden vordersten Pferden vor den hintersten hineinkam. Alle Persohnen sassen und lachten, doch hielt Kutsch und Pferde still, daß meines Pferdes Hinterfüsse glücklich aus den Strengen herausbrächte. Darauff ich denn meine Entschuldigung gegen die Persohnen machte, die aber kein einziges Wort, sondern nur lauter lachende Minen mir machten, da sie mich alle wol kannten. Schämte mich also nicht wenig über das Gepolter, so da gemachet hatte, und gab dem unberittenem Pferde die Schuld, und in solcher Alteration brachte es desto geschwinder auf dem Rückweg zu Hause. Sobald ich nun ins Haus gekommen, erzehlete die Faute, so begangen hätte, wiewol mit Bestürzung derer, die es anhörten, indem man gewiß wüßte, daß die Hohe Persohn nicht außgefahren wäre und gar gewiß auch in desselben Augenblick auff ihren Adelichen Sitz mit den Thrigen sich befand. Hätte also damahls nur mit den verummerten Teuffeln meine Complementa gehalten, und diese mich geöffet."

Nach einer solchen Erzählung macht der Autor dann wohl einen Halt zum Atemholen; er stemmt gleichsam die Arme in die Seiten und ruft, triumphierend um sich blickend: „Ich

möchte wohl wissen, was Doktor Becker auf diese Geschichte antworten wollte!"

Freilich, der Verfasser von „De betoverte Wereld“, der tapfere westfriesische Pastor, konnte ihm nicht mehr antworten; er ruhte schon seit sechs Jahren im Grabe, nachdem seine orthodoxen Amtsbrüder, unter Anschuldigung des Socinianismus und Cartesianismus, ihn zwar nicht um seine Überzeugung, wohl aber um Amt und Brot gebracht hatten. — Aber auch an dem toten Manne scheint der lebende Kollege desselben einen schwer zu bewältigenden Gegner zu haben; denn obwohl er dessen Schrift für „altväterliches Plauderwerk“ erklärt, das nur Ekel und Gelächter erregen könne, und auch während dem Schreiben eine „vornehme Person“ ihn gebeten, er möge mit Verwerfung der ungebackenen Beckerschen Gründe nicht zu weitläufig sein, weil fast kein Einziger des D. Beckers Sachen mehr ansehen möge, so ist er doch unermüdlich, mit Zitaten und Exempeln wider ihn ins Feld zu ziehen und klärllich darzulegen, „wie Satan spielet in den Kindern des Unglaubens.“ — „In unserm Europa“ — ruft er in der Vorrede aus — „floriret, Gott Lob! das Christenthum; ach leider! nicht minder die Atheisterey. Die übrige Länder und Reiche zu verschweigen, so kann Holland dieser Ottergezüchte fast jährlich neue Gebuhrten geben. Doctor Balthasar Becker in seiner bezauberten Welt und mit ihm Zacharias Webber in seiner unverschämten Vertheidigung der Beckerischen Narrheit beweisen es mit ihren Exempeln; indem sie die Gewalt und Macht des Teuffels verkleinern, dessen grausame Blicke verlachen und zur Sicherheit und Gottlosigkeit also alle Pässe öffnen. Allein alle Unart hat die Ruthe zum Lohn und die Peitsche zum Verdienst; auch haben diese beyde ihre Castigationes billigst empfangen von hochgelehrten Leuten, indem der Letztere bei allen Redlichen verlachet, und dieser seiner Gottlosen und unzeitigen Klugheit halben seines Predigampts entsetzet worden.“

Die behagliche Genugthuung, welche sich in diesen Worten

auspricht, dürfte jedoch wenige Jahre später eine gewisse Trübung erfahren haben. Der fromme Verfasser des „Höllischen Morpheus“, welcher 1705 auch gegen Thomasius ein Buch: „Verworfenener Hexen- und Zauberer-Advokat“ herausgab, wurde – vielleicht um jener Glaubenswerke willen – im Jahre 1706 trotz Protestes der Bürgerschaft und allerdings ohne Erfolg in seiner Vaterstadt zur Diakonenwahl präsentiert, sodann 1710 Superintendent zu Parchim in Mecklenburg und 1711 Doktor der Theologie; schon in dem darauf folgenden Jahre aber wurde auch er „seines Predigtampts entsetzt“, und zwar nicht, weil er wie Balthasar Becker es gewagt hatte, einen frischen Luftzug in die dumpfe Atmosphäre seiner Zeit zu bringen, sondern – wie berichtet wird – weil er sein Amt durch Simonie sollte erlangt haben. Wegen solchen Undanks scheint er sich schließlich von den geistlichen zu den geistigen Dingen hingewandt zu haben; denn er hielt zuletzt ein Wirtshaus in der Gegend von Hamburg, wo er bald darauf im Jahre 1713 starb.

II

Ich komme nunmehr zu meinem dritten Autor.

Im Jahre 1687, in welchem, nach Laß' Hufumischen Nachrichten, Bürgermeister und Rath hiesiger Stadt nach gehegtem peinlichem Halsgericht, wie auch vorgenommenener scharffer Befragung, wider die Margaretha Carstens, dieweilen selbige außer Pein und Banden nunmehr freiwillig bekandt und darauf nachgehendes beständig geblieben, „daß sie nicht allein der berüchtigten Zauberey schuldig, sondern auch mit dem Satan bereits im 21. Jahre ihres Alters ein Verbündniß gemacht und auf dessen angetragene Hülfe sich demselben völlig ergeben“, – für Recht erkannten, „daß der Körper dieser Angeklagten“ – denn sie wurde vor dem Exekutionstage tot in der Fronerei gefunden – „gleich als wenn sie bey dem Leben, zur wohlverdienten Strafe, als auch Andern zum merklichen Exem-

pel und Abscheu von dem Scharfrichter am gewöhnlichen Richtplatz geführt und also zur Asche gebrannt werden solle, cum confiscatione omnium bonorum“, in demselben Jahre ließ ein emeritiertes Mitglied dieses Rathes, der Rathsverwandte und Fürstl. Gerichts-Secretarius Augustus Giese im Sinne der Humanität und Aufklärung eine Schrift ans Licht treten, welche den Titel führte: „Der Weh-schreiende Stein über die Gräuel, daß man die Diener der Justiz bis anhero nicht zu Grabe tragen und nun auch etlicher ihrer Frauen in Kindes-Noth niemand helfen will, – aufgerichtet zu Husum 1685, von einem Hauptparticipanten der Leyden, so der Magistrat darüber eine gute Zeit lang ausgestanden; gedruckt zu Hamburg 1687.“

Dieser ersten anonymen Ausgabe folgte zwei Jahre nach des Verfassers Tode mit dessen Namen die mir vorliegende; gedruckt zu Schleswig 1699.

Herr Augustus Giese, welcher, obwohl ein in Königsberg und Helmstedt gebildeter Jurist, sich nach Kraffts Zeugnis „sonderlich im studio biblico übete“ und überdies, ausweislich der Titel seiner vielen übrigen Schriften, mit einem starken Drang zum christlichen Moralisieren behaftet war, „erlebte unter göttlicher Vorsorge die Zeit, wo er von allen äußerlichen Geschäften seines gehaltenen Amtsberufes dispensirt worden, um Gott in der Stille desto ungehinderter zu dienen und mehrere Stunden auf Ausarbeitungen nützlicher Schriften anwenden zu können.“ Zu diesen Schriften gehört auch unser Büchlein, in welchem der Verfasser „samt Erweisung Christlicher Pflicht in solchen Noth- und Liebesdiensten“ mit der Behaglichkeit des Alters von den Mühseligkeiten seiner hinter ihm liegenden Berufsarbeit zu erzählen weiß.

Es war nämlich bei den Husumern jener Zeit die herrschende Scheu vor den „unehrlichen Leuten“ zu einem wahren Ehrlichkeitsfanatismus ausgeartet, so daß nicht nur der Scharfrichter und seine Leute und Berufsverwandte, der Racker und der Gri-

per, sondern auch alles, was mit ihnen in die flüchtigste Berührung gekommen, diesem unerbittlichen Banne anheimfiel. Insonders trat dies bei dem Leichtragen jener Diener der Justiz zutage. „Mir grauet noch dafür,“ sagt der Verfasser, „wenn ich an die Mühe und an die Sorge und an die Herzensangst denke, die der Rath darüber in den 38 Jahren, die ich im Amte gewesen bin, mehr als über jenigem andern Dinge auf der Welt außgestanden hat.“ — Wenn es nur verlauten wollen, daß Solcher einer krank sei, so ist ihm das Herz gleichsam in die Presse gesetzt, und je nachdem dann kund geworden, wie selbiger kranker werde — werde nicht aufkommen — liege in Zügen — habe es abgelegt, — ist ihm in Aussicht, was nun ausbrechen werde, immer angster geworden; und wenn nun einerseits das Überlaufen und Lamentieren losgegangen „von Leuten, die der Leiche wollten loß sein und für den zunehmenden Gestank lenger nicht bleiben konnten“, und andererseits der Rath, der hier allenthalben nur seinem Leiden entgegengesehen, trotz Bitten und Exequieren niemanden hat erlangen können, der die Leiche hätte beschicken und zu Grabe tragen wollen, so hat unser Gerichts-Secretarius, der dabei nicht allein die Feder führen, sondern auch seinen andern Strang vollauf hat ziehen müssen, sich darüber „mannichmal selbst, Gott weiß es, den Tod gewünschet.“

Das älteste Exempel betrifft die Bestattung des um 1633 oder 34 verstorbenen Scharfrichters M. Albert Müller. „Derselbe ward,“ berichtet der Verfasser, „alwie unstreflich Er Hausgehalten, auch bei seinem Absterben die Register dieses Dhrts wol bedacht hatte, durch die damahlige Sechs Bierreger, als Sie hir je und allewege mit zum Angriff (Diebsgreifer) bestellet gewehsen, zu Grabe getragen. Was dem Rath zu der Zeit im Wege gewesen, wofür sie anders nicht thun können, weiß ich nicht: So viel weiß ich aber wol, als der Ich Ihn mit zu Grabe gesungen, daß es ein über alle maßen elendes und verdrießliches Spectacul war, zu sehen, wie die sechs alte,

ungleich gewachsene und zu einem solchen actu sehr ungeschickte Kerle, als Sie wahren, mit der Leiche so abscheulich fort kamen, wie sie darunder stolperten und stoneten und (denn der Sehl. Mann war ein starker und schwerer Mann) alle Tritte schier wollten über den Haufen gefallen. Und zu allem Wahrzeichen hatte Ihrer Einer seinen alten und scheuslichen Huet in dem aufheben auf den Sark gesetzt, und weil er ihn von dannen, indem er die Last auf den Schultern hatte, nicht herunderlangen können (und hätte es ein ander wollen thun, dem wehre es eine ewige Schande gewesen) so geschach es, daß der Huet oben auf dem Sark stehen bleiben und sich bis an die Grabstete zu Jedermanns Gelechter müssen schautragen lassen.“

„Ist eines;“ wird von dem Autor angemerkt. — „Der Sohn und Amts-Successor, M. Philipp Müller, hatte, um solchem Uebelstande vorzubeugen, mehrere nicht von den geringsten aus der Bürgerschaft angesprochen und von einigen derselben auf Treu und Glauben die Versicherung empfangen, daß sie ihn, falls er vor ihnen stürbe, zu Grabe tragen wollten; ein fürstliches Mandat war ergangen, daß, wenn der Rath die Bahre zuerst angegriffen, die, welche sich dem Leichtragen entziehen oder demnächst denen, welche getragen, Solches aufrücken würden, mit hoher Geldstrafe Andern zum Exempel sollten angesehen werden; als aber nun die Stunde kam und der todte Meister in seinem Sarge hinausgetragen werden sollte, da half weder, daß der Fürstl. Befehl öffentlich verlesen wurde, noch daß Bürgermeister — es war Titus Argen, der frühere Hamburger Domherr, unsers Autors Schwiegervater — und Rath in die Frohnerie traten und die Bahre ein Stück hervorrückten; denn während dessen hatten sich drei der Leichträger absentirt, und die Noth im Lager währete so lang, bis von den Herren Predigern einige vortraten und der auf der Gasse zur Leichfolge versammelten Bürgerschaft so lange und beweglich zusprachen, bis ihrer drei ein redliches Stück thaten und sich den übrigen Trägern zugesellten. So kam die Leiche denn dies mahl noch so

ziemlich zu Grabe. Als man jedoch die Ausreißer, unter denen sich Viele vom Handwerk befanden, wollte greifen lassen, da hatten es die ‚sogenannten vier Ämter oder Handwerkszünften‘ durch ihr und dar einseitig eingeholte Zeugnisse und was dabei mehr passieret, zu wege gebracht, daß sie von dem Leichtragen quaestionis, kurz zu sagen, eximieret sein sollten. Und wie damit, als sie es vorhatten, für den Magistrat und für die Ehre der andern Bürgerschaft zugesehen wehre, dazu ist best, daß man dieses mahl still sweige.“

Die volkstümliche Unehrllichkeitslogik sollte sich bald noch schärfer geltend machen. — Ein Rademacher, ein frommer, ehrlicher Mann war gestorben und sollte bestattet werden. Die Schule und ein zahlreiches Gefolge war vor dem Sterbepause versammelt; als es nun aber zum Aufheben des Sarges kam, siehe, da fehlte es wiederum an den nötigen Trägern; von den Anwesenden wollte auch niemand zutreten, und so war das Ende vom Liede, daß, nachdem man eine gute Zeitlang gewartet, gesungen und geläutet hatte, endlich die Schule und der ganze Umstand „*novo atque hactenus inaudito exemplo*“ dasimal davongehen und die Leiche unbegraben zurücklassen mußten. „Und fragest du, womit es dieser verbrochen habe, daß ihm dergestalt mitgefahren worden, so magst du wissen: Er hatte sich als ein Nachbar vermögen lassen, dem verstorbenen Scharfrichter das Todtenhemd anzuziehen, und das war in so langer Zeit noch nicht abgekühlt.“ Es war sogar des einen dieser Ehrlichkeitsfanatiker sein „Paeschetag“; nämlich Er war zum Abendmahl gewesen; und das waren die Früchte davon.

Jedennoch auch dieser Mann kam gleichwohl darnach ehrlich zu seiner Ruhe, und der Magistrat versuchte nun eine neue Maßregel. — geraume Zeit zuvor hatte der Archidiaconus Cröchel nach seinem Geburtsorte, einer fürnehmen Reichsstadt, über dortiges Verhalten in derlei Dingen eine freundschaftliche Anfrage getan und zur Antwort erhalten: wer andere Leute zu Grabe trage, der trage auch den Scharfrichter; ob er als ein

Stadtkind denn das vergessen habe? Das seien ja die Buchbinder. — An die Buchbinder kam es für diesmal nicht; vielmehr wurde unter Herrschaftlicher Konfirmation nunmehr verordnet, daß die Leichen des Scharfrichters, des Gripers und der Bierträger sollten von den hierorts für ehrlich geltenden Nachtwächtern, diese aber von andern Bürgern, einerlei ob Handwerker oder nicht, zu Grabe getragen werden und solches ihnen in alle Wege unverweilich sein; auch wurde, um dieses zum Effekt zu bringen, die Zahl der Nachtwächter von sechs auf acht vergrößert. — „Und damit“, sagt der Verfasser, „wahr nun das heilige Grab wol verwahret;“ — und wir müssen annehmen, daß die Nachtwächter ihren neuen Dienst eine Zeitlang in Ruhe verrichtet haben, — bis einmal einem derselben ein Kind gestorben war. Da ging der Lärm von neuem los, ärger als zuvor; die aus dem Handwerk dazu gebeten waren, wollten das Kind des Vaters nicht tragen, der den Scharfrichter getragen hatte; sie suchten durch aus Schleswig beigebrachte Zeugnisse sogar den Nachtwächter qua solchen unehulich zu machen; allein Bürgermeister und Rat löseten es ihnen auf, daß hierorts nicht wie dorten derselbe zum Angriff bestellet und demnach ehrlich sei; ein widerspenstiger Schuhmacher wurde zur Haft gebracht und darin trotz lamentirender Weiber gehalten, bis er anderen Sinnes geworden war. Über alle dem stand die Leiche länger als drei Wochen über der Erde. Endlich unter besondrem Beistand der gnädigsten Herrschaft und ihrer Ministri wurden die vier Ämter besiegt, so daß sie sich resolvierten, künftig gleich andern Bürgern die Nachtwächterleichen zu Grabe zu tragen. Nur aus besondrer Güte des Rats und auf ihre flehentliche Vorstellung, daß sie, bis der gegenwärtige Sturm sich ein wenig gelegt, ihr „bandeloses Gesinde“ nicht würden halten können, wurde für diesmal davon Abstand genommen; jedoch erst, nachdem sie sich vor dem Sterbehause sistiret und ihnen daselbst die Meinung des Rates öffentlich war kund getan worden.

Dhn Ürgernis ging es bei alledem auch künftighin nicht ab; ein armer Fußknecht, der seines Christentums von jedermann gutes Zeugnis hatte, mußte nach seinem Tode einen ganzen Tag unbekleidet liegen, bis gute Frauen aushalfen; um das Kind eines andern Fußknechts hinzutragen, mußte Verfasser seinen Drescher erbitten, nachdem Schule und Umstand, Gott weiß, wie lange, gewartet hatten; ein Leineweber kam wegen Widerspenstigkeit ins Gefängnis, ein Weißbäcker trogte wenigstens damit, daß er beim Leichtragen eines Nachtwächters mit den allerschmutzigsten Kleidern aufgezogen kam, und ein anderer Bürger warf – mochte schaufeln wer da wollte –, als die Leiche ins Grab gesenkt war, die Schaufel unmutig fort und lief davon.

Alles aber war Kinderspiel gegenüber dem, was sich bald darauf in dem andern sexu begab. „Nemlich,“ sagt der Autor, „es ist bekandt, daß unser Scharfrichter hat einen Knecht, und der Knecht hat eine Frau, und der Frauen kam die Zeit, daß sie nach aller Frauen Weise in die Wochen solte. Und da solte sich verstehen, daß wie das weibliche Geschlecht gemeinlich weicher und mitleidiger und vornehmlich in Fällen, so die Geburt angehen, williger ist, so daß sich auch ein Weib, das bey den Dingen hergekommen, nicht siech leget, einer Kue, wen Sie kalben sol, Hülfe zu thun; also viel weniger ein solch armes Mensch die weibliche Handreichung solte vermisst haben. Aber was geschieht? Und was hat der Feind Gottes und alles Guten zu thun? – Erstlich die Bademutter, die zu solchem Amt expresse bestellet und von der Gemeine ihr Jahrgehalt gehabt hat, setzet den Kopf auf und wil nicht, und weil Sie nicht wil, so wollen die andern, die dergleichen auch zu thun pflegen, auch nicht; und als Sie vorgeben, sollen andere junge Frauen gedrohet haben, keine solche mehr zu fodern, noch zu leiden, daß sie an ihren Leib Hand anlege.“ Selbst die ernstliche Zusprache des Rates hat hier nicht verfangen wollen; die Macht der Finsternis ist so groß gewesen, daß, was man auch

gesaget und gesungen, das arme Mensch in der höchsten Not hilflos so lange hinsitzen müssen, bis sie das Kind darüber eingebüßet. Der Verfasser kann es nicht unbilligen, daß die Bademutter darüber fürerst ihr Jahrgeld quitt geworden ist; dann versucht er auf vielen Seiten und nicht in sanftester Weise eine Ehrenrettung des Schinders. — „Was pecciret er dadurch an seinem Nebenmenschen, daß er den Unflath wegbringet? — Ich bitte sie, meine saubere junge Frau, Sie bedenke doch, was Sie saget: Will Sie darin sitzen bleiben bis über die Ohren? — Ich muß Euch die Wahrheit sagen, ihr lieben Engelchen, vestris sordibus sordet, oder, daß ich deutsch mit Euch rede, euer eigener Bisem ist es, der so reucht!“ und weiter, ommissis omittendis: „Und Wir, solche Mistfliegen und Dreckwürmer und Stinkmagen, als Wir sind, deren etliche sich dünken lassen, lauter Blumen in Gottes Riechbuschlein zu sein, Wir vermessen Uns noch, in unserer schwulstigen Inbildung in dem Unflath des leidigen Sathanas, da er Uns von dem Nacken bis an den Hacken mit angesmiret, recht wohl zu riechen, und dorfen für einen mit dem Bluth Christi erlöseten Menschen, den er in der heiligen Taufe zu seinem Kinde angenommen, die Nase rumpfen, dorfen Jhn aspernieren, und mit unserm gleichsam feuerspeienenden Drachenrachen den Rakà oder Rakker heißen! Da wir uns billig für Gott, wenn Wir Uns ansehen, in den Mist verfrischen, Uns selbst anspeien, und für einen Ueberstwang seiner Gedult, daß er Uns leben leßet, aufnehmen solten.“

Die von dem Henker und seiner Umgebung ausgehende Anrüchigkeit reichte noch weiter. — Um die Zeit, „als der Ungeist den gemeinen Mann wider das Leichtragen zu animiren am geschäftigsten war,“ genas im Gefängnis — Autor weiß nicht einmal bestimmt, ob in der Fronerei — ein Frauenzimmer eines Kindleins, so daß die leibliche Geburt so weit ihre Richtigkeit hatte. Aber nun sollte das liebe Kind die heilige Taufe haben, und kein Mensch weit oder seit wollte Gebatter stehen; die Herren Geistlichen lehnten ihre Mitwirkung mit dem Bemerken

ab, wenn man ihnen das Kind durch die Gevattern präsentiere, so wollten sie ihr Amt tun. Bereden ließ sich niemand, stoßen und blocken zu so heiliger Verrichtung konnte man die Leute auch nicht, und das Kind sollte doch gekauft sein. Endlich waren zwei erwachsene Kinder — es ist nicht klar, ob der armen Mutter oder des wohlledlen Rates selbst — als Gevattern aufgebracht, und unser Herr Stadtsecretarius hatte sich schon mehrmals mit diesen und anderen Ratsmitgliedern in der eiteln Hoffnung, bei Wege lang den dritten Gevatter zu finden, zur Vornahme der heiligen Handlung in die Kirche begeben; da, wie sie einmal wieder nach vergeblichem Versuche das Gotteshaus verlassen wollen, gedenken sie eines gutherzigen Bürgers, und als sie ihn zu sich in die Kirche fodern lassen, erklärt derselbe: Ja, er wolle es in Gottes Namen tun, wenn seine Frau und Kinder es nur leiden wollten. Die Ratsmitglieder dagegen animierten ihn, wie er der Herr im Hause und Vater seiner Kinder wäre, und daß ihm der Gevatterpfennig aus der Stadtkämmerei sollte verabreicht werden. — Und damit gingen die Herren Ratsverwandten nach Hause, froh und guten Mutes, daß der Anschlag so wohl geraten, und sie es ihrer Meinung nach so gut ausgerichtet hätten. — „Über was geschieht da?“ ruft der Verfasser. „Indem ich sitze, ermüdet von dem, was passieret wahr, siehe, so kommt des Mannes Tochter, ein sonst wohlgeschaffenes Mensch, über zwanzig bis dreißig Jahr alt, raufet die Haar auß den Kopf und schreiet, als laut sie kan: Ob man ihren alten Vater nu schenden wolle? Und Sie seine Kinder hetten sich, wiewohl Sie Geldes und Guhts nicht viel über hetten, doch der Ehre beflissen, und solten nun so übel, daß es Gott müße erbarmen, geschendet werden! Nein, dazu solle es nicht kommen, und solte es Ihr auch ihren Kopf kosten! Und was deß eiteln unnützen Zetergeschreies, womit sie mir das Haus füllete, mehr wahr.“ — Der langmütige und in solchen Fällen vielgeprüfte alte Herr tat mit allem, was er je gelernt, sein Bestes und suchte ihr freundlich aus einander zu

setzen, worin die rechte Ehre bestehe. Da aber nichts vorschlagen wollte, so kehrte er endlich das Rauhe nach außen, und er sagte ihr, „sie solle sich hinscheren, sich auf den Hindern setzen und das Rad vor die Schienen nehmen, oder man werde einer solchen als Sie sei, etwas anders beweisen; da Sie denn besseren Kauf gab, und so viel endlich erfolgte, daß der Mann mit unberauftem Haar und Bahrt hingehen und das gute Werk endlich verrichten mögen.“

Der Ratsverwandte und Fürstliche Gerichts-Secretarius Augustus Giese starb hochgeehrt im Jahre 1697, mit Hinterlassung vieler gedruckter und noch mehrerer ungedruckter Schriften; der „Weh-schreiende Stein“ wurde, wie berichtet, sogar zum zweitenmal aufgelegt; auch scheint man kein Haar darin gefunden zu haben, als 1724 der Amtmann, Baron von Gersdorff, die ganze Bürgerschaft zu dem Begräbniß seiner Kammerjungfer invitieren ließ; aber den Scharfrichter wollten die Hufumer doch nicht begraben, oder vielmehr, es scheint, als habe der Scharfrichter, der übrigens, solange es hierorts einen solchen gegeben, allezeit Müller oder plattdeutsch: Möller geheißen hat, sich bei dem verordneten Nachwächterbegräbniß nicht beruhigen können; denn schon 1706 ergeht auf seine Interpretation an Bürgermeister und Rat ein Fürstl. Pönalmandat, daß sie die Bürgerschaft anzuhalten, „den Scharfrichter und die Seinigen, falls ihnen etwas Menschliches widerfahren sollte, gleich andern redlichen Leuten zu Grabe zu tragen, zu folgen und zu bestätigen.“ Als aber der Meister 1715 stirbt und schon vier Tage als Leiche über der Erde gestanden hat, findet dessen Witwe Veranlassung, höheren Orts supplizierend auszuführen, daß Bürgermeister und Rat sich hautement dahin deklariret, da ihres Mannes seliger Vater durch die Nachtwache hingetragen, so könne ihrem Mann auch keine honorablere Beerdigung zugestanden werden, daß aber solche Prostitution wider das Hochfürstliche Mandat und die Usance stritte, indem die vorige Beerdigung als ein factum unicum

et alienum nicht in Betracht kommen könne. — Am 4. Februar 1715 erfolgt die Einschärfung des Pönalmandats; am 8. aber setzt der Rat sich hin und verfaßt seine alleruntertänigste Remonstrations. In dem Konzepte — denn es sind nunmehr die alten Scharfrichterakten unserer Stadt, worin ich blättere — wird zunächst die Aufhebung jenes älteren Mandates durch ein noch selbigen Jahres darauf ergangenes dokumentiert und überdies angeführt, die zum Begräbnis bestimmten Personen hätten erklärt, sie wollten lieber alles, was über sie verhängt würde, erleiden, als sich und ihre Kinder solchem bläme aussetzen; und so sehr war auch bei den Konzipienten der „Weh-schreiende Stein“ ihres seligen Amtsbruders schon in Vergessenheit geraten, daß sie sich nicht verhielten, als auf einen Präzedenzfall, auf jenes „Bierträger-Begräbnis“ des alten Albert Müller zu pochen, welches dort als ein „über alle Maßen elendes und verdrießliches Spectacul“ gebrandmarkt war. — Allein das Konzept wurde nicht mündiert. In dem demnächst abgesandten Schriftstück ward vornehmlich nur die nicht genugsame Verwunderung darüber ausgesprochen, daß Supplikantin nicht allein dieser Sache halben Lärmen anzufangen sich gelüsten lassen, sondern sogar sich unterstehe, die Nachtwächter zu blamieren, die hierorts ehrliche Bürger und zu allen Gewerken und Innungen zugelassen seien, auch im Todesfalle nebst Frauen und Kindern von den honettesten Bürgern zu Grabe getragen würden; im übrigen machen Remonstranten sich anheischig, „nebst dem Ministerio und den vornehmsten Bürgern der Stadt die Leiche zu folgen und aus dem Sterbehaufe bis an ihre Ruhestatt gewöhnlichermaßen zu begleiten, auch die Trauerleute wieder ans Haus zu bringen und das zu tun, was bei andern Leichen prätendiert werden könne“; wünschen aber aller anderen Zumutung von der Supplikantin entübrigt zu werden. — Es erfolgt dann unterm 11. Februar auch der Bescheid, daß letztere, da es mit der Nachtwache solcherweise beschaffen, sich mit dem Hintragen durch selbige zu begnügen,

und es übrigens ratione der Begleitung mit der getanen Offerte sein Verbleiben habe; und so mag nach allem Streit, der über seiner Bahre sich entzündet, auch dieser Meister schließlich, zwar von Nachtwächtern getragen, aber von einem hochachtbaren Gefolge in stattlichen Perücken und Trauermänteln begleitet, aus der Fronerei an seinen letzten Ruheort gekommen sein.

Um 1741 taucht der Scharfrichter als ein fast überlustiger Geselle in den Akten auf, der es vorzieht, schon bei lebendigem Leibe den Herren vom Rat und andern guten Leuten zu schaffen zu machen. Er beschwert sich wiederholt bei der Statthaltertschaft über unrechtmäßige Schmälerung seiner Dienstehnfünfte: alle Jahr müsse er zwar vier Wochen hindurch Hunde schlagen lassen, aber Hundezichen dürfe er nicht mehr verkaufen; „vor Einen am Pranger auszustäupen“, was anderwärts mit fünf Talern honoriert werde, seien ihm „eine Zeithero nur acht Schillinge zugelegt“, was er allein an Besen und Stricke verwenden müsse; für den zuletzt ausgestäupten Juden habe er sogar nicht einen Heller bekommen; was aber das beste Akzidenz des Dienstes, das Betreiben von Kuren anlange, so sei dies schon 1725 bei schwerer Strafe verboten worden; sonach bringe der Dienst nicht mehr ein, als ihm seine Knechte und Pferde kosteten, und habe er längst, wenn ihm von seiner Schwiegermutter, der Scharfrichterin in Schleswig, nicht Assistance geleistet worden, benebst Frau und Kindern krepieren müssen.

Aber der Magistrat bleibt nicht dahinten; von weit und breit werden Zeugen vernommen, um darzulegen, daß das mangelhafte Auskommen des Imploranten nur von seiner „unartigen Aufführung und seiner üblen und verschwenderischen Lebensart“ herrühre.

Und wahrlich, ein Duckmäuser oder „Rüß-den-Pfennig“ ist unser Meister nicht gewesen! Er klopft des Nachts die Wirte aus den Betten, und wenn sie nicht öffnen wollen, so

schlägt er ihnen brevi manu die Fenster ein, denn es geht bekanntlich auch auf diesem Wege; wird er dagegen eingelassen, so bläſt er die angezündeten Lichter aus, nimmt die Bierkrüge von den Riegen und geht damit von dannen. Er prügelt Brunetto den Perückenmacher und Stehnmeyer den Kupferschmied, und schlägt dem Gerichtsdienet Hut und Perücke vom Kopf; er spielt im Bierhause mit Handwerksleuten und Reutern Scharwenzel und „Eben oder Uneben“, und wenn er sein Geld verspielt und ihnen seine Taschenuhr hat zum Pfande geben müssen, so zieht er den Hirschfänger und fordert sie heraus, sich mit ihm zu schlagen, und erklärt ihnen, solche Kerls achte er „nicht mehr als das Sand auf der Diele.“ Aus der Fronerei, wo er mit seinem Stiefvater Osthausen wohnt, der während seiner Unmündigkeit den Dienst verwaltet hat, hört man um Mitternacht die Degen klirren; auch sieht man den Meister mit bloßer Klinge aus dem Hause laufen. Sogar der Reuter-Wachtmeister ist nicht sicher vor seiner Kauflust. Nachdem er in der Schankstube Händel mit ihm angefangen, weiß er ihn trotz seines Sträubens auf die Gasse hinaus zu nötigen; am Hafen angekommen, läuft er in ein Haus, reißt dort einen Pallasch von der Wand, und nun wird die Sache auf offener Straße ausgefochten, wo freilich unser Meister mit einer Hieb- wunde an der Hand gezeichnet wird. — Aber auch sanftere Anregungen bewegen ihn. Nachdem in einer Nacht des Michaelisjahrmarkts ein Widersacher von ihm zu Boden geworfen ist, dinget er sich Spielleute und zieht solcherweise, die dunkle Stadt mit Musik erhellend, vergnüglich durch die Gassen; auch in dem benachbarten Garding, wo er eine Exekution zu vollstrecken hat, läßt er die Stadtpfeifer kommen und nach wohlgetaner Arbeit sich mit Musik aufwarten. — Des schönen Silbers achtet er nicht sehr; der Gastwirt Meyer, wenn er nachts bei diesem angekommen, hat es oft gesehen, wie er ganze Hände voll Geld in der Stube umher und über Tisch und Bänke gestreut hat. Zeuge meint freilich, in Böllerei und

um Gelegenheit zu unnützen Händeln zu suchen; allein er scheint des Meisters freigebiges Herz zu verkennen und nicht zu wissen, daß derselbe, nachdem er in der Schenkstube fast sein ganzes im Lederhandel eingestrichenes Geld verspielt, noch draußen dem auf dem Markte Wacht haltenden Reuter einige Münzen hingelangt, und auch des Handschuhmachers und andern Kindern ganzer Zwölfschillingstücke zugeworfen hat.

Daß er ein arger Schelm gewesen, steht gleichwohl nicht zu leugnen. Den Goldschmied Hansen und seinen Bruder, den Buchbinder, welchen letzteren er schon früher einmal aus dem Fenster geworfen hat, weiß er eines Abends zu bereden, daß sie ihn aus der Bierstube, wo er, wie gewöhnlich, Lärmen gehabt, nach seiner Fronerei begleiten. Hier werden sie von ihm forcieret, Lee, Wein, Branntwein und allerlei starke Getränke zu trinken; die ganze Nacht will er sie nicht fortlassen und treibt allerlei Spöttelei mit ihnen. Dem Buchbinder nimmt er die „Lüffeln“ weg und droht, sie seinem Knecht zu geben, wo sie dann nimmer wiederkommen würden; und während solcher Scherze muß der ehrsame Handwerksmeister in den Stiefeln des Scharrichters sitzen, die dieser mitleidig ihm geliehen hat. Ja, zu ihrer mehreren Beschimpfung sucht der treulose Gastgeber am andern Tage zu verbreiten, daß er die beiden in seinen Gefangenkeller geworfen gehabt. Dessen allen beklagen sich die würdigen Bürger auf das bitterste.

Es scheint übrigens durchaus in der Natur dieses lebhaften Halbmeisters gelegen zu haben, seine Gelage mit dergleichen kleinen Schnörkeln zu verzieren; er ist stets bereit, etwas zum besten zu geben, aber seinen Spaß, freilich, will er davon haben. Bei einem Glasermeister, wo er mit andern zusammen trifft, läßt er erst Bier, dann vier Flaschen Franzwein holen; als aber die liebe Gottesgabe ausgetrunken ist, streicht er den berauschten Gästen das Gesicht mit Schwärze an; die junge ebenfalls schwarz angestrichene Tochter der Grete Rohrmannsch hat er, wie es in den Akten heißt, „so vollgesoffen, daß sie wie

totd dagelegen und ihr die Flammen als ein Rauch aus dem Halse geschlagen“; die Mutter derselben, welche sie abzuholen kommt, erhält sofort denselben Anstrich. Wir erfahren dies alles aus dem Zeugnis der Grete Rohrmannsch selber; ob sie beim Trinken mitgehalten, darüber läßt sie nichts verlauten. Aber der demnächst vernommene Glasermeister hat uns verraten, auch sie habe zwei Flaschen Sekt geholt und sei derart in Lust gewesen, daß sie ein Nest mit Eiern von dem Bette gerissen und dabei gegackelt habe wie eine Henne.

Man sieht, die Scheu vor der Berührung mit dem Scharfrichter ist nicht mehr allzu groß; ob aber die wohllehrsamen Junftmeister ihren lustigen Freund, als ihn selber der grimme Tod bezwungen, ebenso geduldig zu Grabe getragen, als sie sich bei seinen Lebzeiten von ihm haben aus dem Fenster werfen und unter den Tisch trinken lassen, davon ist leider keine Kunde auf uns gekommen. Gewiß ist nur, daß bald nach obigen Vorgängen, im Jahre 1746, noch eine Königl. Verordnung erging, daß ein Scharfrichter und die Seinigen öffentlich nach dem in Ansehung anderer Eingefessenen eingeführten Gebrauche zu beerdigen; der Abdecker aber wo möglich durch andere Abdecker, oder, wenn diese nicht zu erlangen, durch Tagelöhner oder geringe Arbeitsleute, welche dazu von dem Scharfrichter oder ex aerario publico zu dingen, auch, sofern sie in Güte sich dazu nicht verstehen wollen, durch Straf- und Zwangsmittel anzuhalten, an einem etwas abgesonderten Orte auf dem Kirchhose bei später Abends- oder früher Morgenszeit zu begraben.

Dies scheint die letzte urkundliche Spur jenes so lange und mit so großer Zähigkeit durchgeführten passiven Widerstandes zu sein. Freilich die Scheu vor dem Freimann war damit noch nicht besiegt; das hat vor etwa vierzig Jahren noch der letzte Scharfrichter in unserer Nachbarstadt Schleswig erfahren müssen. Er war, wie mir ein dortiges Stadtkind erzählte, in seiner Würde herabgekommen, so daß er sich sogar mit dem

sonst dem Schinder überlassenen Hunde-Werfen beschäftigte; aber sein Frongeld pflegte er jährlich, von Haus zu Haus gehend, einzukassieren. Dann, sowie er sich näherte, wurde die Haustür weit geöffnet, die Stubentüren jedoch hinter den Bewohnern sorgsam geschlossen. Ohne eines Menschen ansichtig zu werden, trat der Fron in die leere Außendiele; er strich das ihm auf einen Tisch oder auf der Fensterbank bereit gelegte Geld ein, trank auch wohl den dabei gestellten Schnaps, und ging dann fort, um ganz dasselbe im Nachbarhause zu erfahren.

In meiner Vaterstadt den letzten Scharfrichter überhaupt und aus dem Geschlechte derer Müller anlangend, einen großen breitschultrigen Mann, den ich in meiner Knabenzeit noch oft gesehen habe, so schien er mir als völlig verkehrsberechtigt angenommen, wenn er auch, solange die alte Kirche stand, zum Gottesdienste in seinen abseits gelegenen „Scharfrichterstuhl“ gehen mußte. Er hatte übrigens nichts von dem unruhigen Temperamente seines großen Vorfahren und hat, soviel ich weiß, niemandem Beschwerde verursacht, als etwa einem Delinquenten, dem er, wie man sagte, nicht völlig glücklich das Haupt vom Rumpfe getrennt hatte. Sein Sohn und Erbe gelangte nicht zur Nachfolge; nicht sowohl, weil er zum Beweise seiner Kunstfähigkeit sich nur auf die Beibringung eines Attestes über die Kaltblütigkeit seines Gemütes zu berufen vermochte, sondern weil der Anbruch einer lichtereren Zeit, wenn sie auch bis heute die dunkle Gestalt des Scharfrichters nicht ganz verdrängen konnte, das Amt desselben doch für unsere kleine Stadt zu einer bloßen Sinekure gemacht hatte. — So kam es, daß der Letzte des Geschlechtes, um doch der angestammten Beschäftigung mit den Köpfen seiner Nebenmenschen nicht völlig zu entraten, unter die Barbieri gegangen ist. Da er seit lange die Stadt verlassen hat, so vermag ich nicht zu melden, ob er in dieser Abschwächung des väterlichen Berufes die zu hoffende Befriedigung gefunden hat. Übrigens

scheint den wohlledlen Herren unseres Rates durch diesen letzten Sprossen noch einmal eine der ihnen so oft aus diesem Geschlecht gekommenen Beunruhigungen erstehen zu wollen; denn, wie verlautet, will derselbe die vor dritthalbhundert Jahren von seinem Urahn für den Antritt des Dienstes gezahlten vierhundert Kronen nunmehr im Wege Rechtens für sich zurückfordern.

Die alte Fronerei mit ihrem turmartigen Eckbau und der überkopf eingehängten Luke als Wahrzeichen, lag in der Stadt an dem sogenannten Kuhsteige, welcher geraden Weges zu der Stelle führt, wo um 1572 bei weiland Bürgermeister Luthens Fischteich ein Hochfürstlicher Hofverwalter wegen begangener Untreue zuoberst in einem gedoppelten Galgen in seinem Fuchspelze aufgehangen wurde. Sie hat noch bis vor einigen Jahrzehnten in unveränderter Gestalt bestanden, und auch den Gefängnkeller, worin einst der scherzliebende Meister nach seiner Angabe seine beiden Freunde eingesperrt gehalten, habe ich noch in seinem Urzustande betreten. Meine Phantasie aber sah hier eine andere Gestalt, die besser zu den doppelten Eisengittern und den feuchten dunkeln Mauern paßte. Hier hatte zu Anfang des Jahrhunderts der furchtbare Hinrich Schlachter, eine der Schreckgestalten meiner Kindheit, nach Empfang des Todesurteils seine letzten Tage vollbracht. Eine alte angesehene Dame, seine Wohltäterin, hatte er mit vielen Messerstichen nachts in ihrem Hause ermordet; und sie war nur die erste gewesen; eine ganze Reihe reicher Matronen, darunter meine eigene Urgroßmutter, sollte er auf seiner Liste gehabt haben. Wie oft hat meine Großmutter mit das erzählen müssen! „Hinrich, Hinrich, lat he mi doch leven, wat hev ic em doch dan!“ Diese letzten Worte des mit seinem Mörder ringenden Schlachtopfers, welche von der entfliehenden Dienstmagd noch vernommen wurden, wie gellten sie in meine Kinderohren! Und weiter dann: am Tage nach dem Morde, während das Entsetzen bleischwer über der kleinen Stadt liegt,

tritt ein Nachbar in das Schlachthaus des Mörders, der eben eine Kuh zu Boden gestochen hat, und erzählt mit Schauder und Wehklage dem scheinbar von nichts Wissenden dessen eigene Tat. Der aber, sein blutiges Messer aus den Zähnen nehmend, hohnlacht und meint: „En ole Wif oder 'n ol' Ko!“ und was darum so viel Aufhebens zu machen sei!

Freilich sein Hohn half ihm nicht; das Todesurteil wurde über ihn gesprochen; aber auch er wurde, ähnlich der Heze von 1687 und einer früheren um 1608, am Morgen der Hinrichtung tot im Gefängnisse gefunden. Ob ihm, wofür sich das öffentliche Gerücht derzeit erklärte, von seiner bürgerlich wohlreputierten Sippschaft ein Gnadenmittel zugesteckt worden, oder ob, was in Rücksicht der anderen Fälle annehmbar erscheint, hier eine andere traditionelle Aushilfe obgewaltet, darüber ist nichts mehr zu entscheiden. Jedenfalls stand auch damals noch die Hochnotpeinliche Halsgerichtsbarkeit mit dem Tode auf zu vertrautem Fuß, um dadurch ihre Prozedur als beschlossenen anzusehen. Mit dem bestimmten Glockenschlage — so wird erzählt — unter Zuströmen des Volkes, wurde der Leichnam des Mörders mit Ketten auf den Schinderkarren befestigt, vor das Rathaus gefahren, und demselben das Urteil, wie Rechtens, nochmals dahin publiziert, daß er von unten auf gerädert und sodann sein toter Körper auf das Rad geflochten werden solle. Hierauf ging es hinaus zur Richtstatt, wo jedoch nur der letzte Teil des Spruches an ihm vollzogen wurde.

Das war die letzte große Exekution des Husumer Scharfrichters. — Jetzt ist die alte Fronerei zu zwei bürgerlichen Häusern umgebaut; in dem einen hat sich ein Bäcker eingerichtet, der in der ganzen Stadt die lachendsten Kringel backt; in dem früher so düsteren Gefängniskeller hat ein Löffler seine Niederlage von traulich blinkendem, grün und rot glasiertem Küchengeschirr; und auf der einst so unehrlichen Stelle scheinen die ehrlichen Gewerbe fröhlich zu gedeihen. Hoffentlich werden auch die wenigen noch übrigen Fronfesten des Deutschen Reiches

in nicht zu ferner Zeit einen ebenso tröstlichen Umbau feiern, wenn auch die Strafgesetzgebung des Norddeutschen Bundes ihre sinkenden Fundamente noch einmal zu unterbauen versucht hat; und, die nach uns kommen, werden dann auch bei diesen Mauern stehen bleiben und sich das für sie Unbegreifliche zu beantworten suchen, wie jemals einem Menschen das Abschlachten eines andern von Staats wegen als eine amtlich zu erfüllende Pflicht hat zugemutet werden können; denn nicht auf seiten des Delinquenten, sondern auf seiten des Henkers liegt für unsere Zeit die sittliche Unmöglichkeit der Todesstrafe. Als ein sicheres Zeichen aber für das endliche Verschwinden derselben dürfen wir wohl den an sich unheimlichen Umstand begrüßen, daß, während im übrigen das Gerichtsverfahren in die Öffentlichkeit hinausdrängt, dieser furchtbare Akt, der wie nichts anderes des freien Himmels und des zustimmenden Zeugnisses der Nation bedarf, neuerdings im Gegenteil der Öffentlichkeit entzogen und als ein Schauderstück für wenige Eingeweihte in die beklemmende Enge der Gerichtshöfe hineingeflüchtet ist.

Da es sich in diesen kulturhistorischen Kapiteln um Autoren meiner Vaterstadt handelt hat, so möge gestattet sein, aus dem „Ad lectorem“ der nach dem Brande des hiesigen Kirchturmes 1669 von dem Pastor Holmer gehaltenen und demnächst nebst „Christlichem Bericht“ über die betreffenden Vorgänge in Druck gegebenen „Feuer-Predigt“ eine ebenso anmutige, als charakteristische Anekdote mitzuteilen.

Anno 1552 wurde als zweiter Prediger seit Durchführung der Kirchen-Reformation in unserer Stadt erwählet Petrus Bokelmann, welcher wegen seiner qualiteten bey der Hohen Herrschaft in sonderlichen ansehend gewesen. Es hat sich zugegetragen, als J. Fürstl. Gn. Herzog Adolph den Hispaniern unter den Duc de Alba in Niederland gedienet und allhie zu Schiffe wieder angelanget, hat gemelter H. Pastor die Dank-sagung getan mit folgenden Worten: „Wir danken billig

dem Allerhöchsten Gott, der unseren gnädigen Landes-Fürsten mit guter Gesundheit wieder anhero verholffen: aber wem hat er gedienet? — Dem Teuffel und seiner Mutter!“

Der leutseliger Herzog, der zugegen war und solches anhörte, läffet ihn nach gehaltener Predigt zur Tafel nötigen, und unter der Mahlzeit spricht er zu ihm: „Vater, es gab stark Bier in der Kirchen.“ Der Pastor antwortete: „Gnädiger Fürst und Herr, ich kann nicht anders, als nach Gottes Wort und meinem Gewissen reden“; darauf der Herzog gesaget: „Nun, nun; bleibet auch dabey!“ Von diesem leutseligen Fürsten ist noch bis auf den heutigen Tag das Sprichwort bei uns geblieben: „Es ist jetzt nicht mehr als wie zu Herzog Adolphs Zeiten.“

Peter Bokelmann war übrigens aus der „fürnehmen Stadt Braunschweig“ gebürtig; als Student zu Wittenberg hatte er bei Luther im Kollegium gegessen; der Name seiner Mutter, Gesa Lesin, könnte vielleicht auf eine Beziehung auch zu unserem anderen großen Reformator deuten.

In der Kapelle unseres St. Jürgens-Stiftes, wohin beim Abbruch der Stadtkirche ein Teil der alten Bilder gerettet wurde, schaut noch aus dunklem Grunde über dem kleinen Ringtragen der runde, energische Kopf des alten Herrn in die neue Zeit hinein. Das Haar ist verbleicht und der Scheitel kahl; denn wie es bei Krafft heißt: „Als es mit ihm zum hohen Alter gekommen und von ihm verlangt ward, daß er, gleich Herman Lasten, sich möge abschildern lassen, so that er solches 1572.“ Aber über der gebogenen Nase blicken die braunen Augen so fest und kampfbereit, als müsse der in dem weißen, krausen Vollbart fast versteckte Mund sich öffnen, um auch heuer, wo es not täte, noch einmal mit einem derben Wort darein zu fahren.

Neben seinem Bildnis hatte er die nach seinem Tode durch eine andere Inschrift verdrängten Worte setzen lassen:

Ista Petri Bokelmanni Pastoris imago est.

Hunc precor ad formam, Christe, refinge tuam.

Besprechung von M. A. Niendorfs „Liedern der Liebe“

In den neueren und neuesten Werken deutscher Poesie, denen wir, nicht eben im Einverständnis mit der hergebrachten Kritik, sowohl an sich als für die Entwicklung unsrer Literatur eine Bedeutung zugestehen, meinen wir als einen besonderen Fortschritt ein Streben nach Emanzipation von der Phrase und dem konventionellen poetischen Apparat und somit eine zunehmende Erkenntnis des organischen Zusammenhangs zwischen Form und Inhalt zu erkennen. Namentlich von diesem Gesichtspunkte aus mußte man den Verfasser der „Hegler Mühle“ als ein beachtungswertes Talent bezeichnen. Freilich ist die Konzeption des Ganzen und die Durchführung im einzelnen so mangelhaft, der Dichter fällt so oft in das Platte, absolut Unpoetische, daß er es zu einem reinen und vollen Eindruck auf den Leser nicht zu bringen vermag. Allein gleichwohl ist die „Hegler Mühle“ so reich an tiefen, echt poetischen Motiven, der Dichter geht so frisch und ohne Phrase an seinen Stoff heran, und es ist ihm im einzelnen doch so vieles gelungen, daß man sich der Hoffnung nicht erwehren konnte, die Mängel dieses Erstlingswerkes in einem späteren durch Ernst und Fortbildung ausgeglichen zu sehen.

Der Dichter scheint indessen diese Hoffnung nicht erfüllen zu wollen; seine späteren Werke sind die schwächeren. Die Liebeslieder enthalten eigentlich kein einziges Gedicht, welches diesen Namen in der That verdiente, sondern nur einen neuen Beweis, daß in der deutschen Poesie nichts spärlicher vertreten ist, als eben das Liebeslied, so viele und weite Rubriken demselben auch in allen Arten von Gedichtsammlungen eingeräumt sein mögen. Wie hätten auch sonst die guten Definitionen und schlechten Verse des Grafen von Münch-Bellinghausen „Mein Herz, ich will dich fragen, was ist denn Liebe, sag!“ vor noch nicht langer Zeit zu einer solchen Tagesberühmtheit gelangen

können! Wie wäre es anders erklärlich, daß ein Kritiker wie Karl Gödke uns in seinen „Edelsteinen“ unter der Rubrik des Liebesliedes eine Anzahl von Gedichten bringt, die augenscheinlich weder unter der Gewalt dieser schönen Leidenschaft entsprungen, noch auch imstande sind, den Leser nur die leiseste Regung derselben wiederempfinden zu lassen?

Die eigentliche Aufgabe des lyrischen Dichters besteht aber unsrer Ansicht nach darin, eine Seelenstimmung derart im Gedichte festzuhalten, daß sie durch dasselbe bei dem empfänglichen Leser reproduziert wird, wobei freilich der Wert und die Wirkung des Gedichtes davon abhängen wird, daß sich die individuellste Darstellung mit dem allgemeingültigsten Inhalt zusammenfinde. Die besten lyrischen Gedichte sind daher auch immer unmittelbar aus der vom Leben gegebenen Situation heraus geschrieben worden; die höchste Gefühlsregung wird, wie das jeder schon im täglichen Leben an sich erfahren mag, auch immer den schlagendsten Ausdruck finden; und wenn Goethe einmal den Ausspruch getan, es müsse der Dichter sich den Stoff durch die Zeit erst in eine gewisse Ferne rücken lassen, ehe er an die Behandlung desselben gehe, so sind doch gerade seine Lieder von unsterblichster Wirkung nachweislich unter der Herrschaft des Momentes entstanden, worüber der vor einigen Jahren herausgegebene Briefwechsel mit der Frau von Stein die mannigfachsten und interessantesten Aufklärungen enthält. Daß übrigens dem Dichter, namentlich dem Novellisten, auch eine selbsterfundene Situation mit solcher Lebendigkeit aufgehen könne, daß er dadurch zu einer vollkommen lyrischen Produktion im Charakter und der Stimmung seiner eignen Gestalten veranlaßt wird, ist durch das hier Gesagte selbstverständlich nicht ausgeschlossen und von Morike in seinem „Maler Nolten“ durch das unergründlich schöne „Früh, wenn die Hähne krähn“ aufs vollkommenste dargetan, während die Eichendorffschen Lieder, so tief sie immer sein mögen, doch nur aus einer und derselben Grundstimmung mit den Novellen, in

denen sie vorkommen, nicht aber aus diesen selbst entsprungen sind.

Es beruht daher auch das willkürliche und massenhafte Produzieren lyrischer Gedichte, das eigentliche Machen und Ausgehen auf derartige Produktionen auf einem gänzlichen Verkennen des Wesens der lyrischen Dichtkunst; denn bei einem lyrischen Gedichte muß nicht allein, wie im übrigen in der Poesie, das Leben, nein, es muß geradezu das Erlebnis das Fundament desselben bilden. Den echten Lyriker wird sein Gefühl, wenn es das höchste Maß von Fülle und Tiefe erreicht hat, von selbst zur Produktion nötigen, dann aber auch wie mit Herzblut alle einzelnen Teile des Gedichtes durchströmen. Eine Folge hiervon und zugleich ein Beweis für unsre Ansicht ist es, daß selbst unsre besten Lyriker, wie Günther, Hölty, Goethe, Claudius, Uhland nur wenige Lieder geschaffen haben, welche die seit ihrem Erscheinen verflossene Zeit überdauerten.

So wie mit den lyrischen Gedichten im allgemeinen, so ist es im besonderen mit den Liebesliedern. Es kommt nicht darauf an, geistreiche Gedanken über die Liebe in Versen vorzutragen, wie dies z. B. in Geibels „Minnelied“, freilich in schönster Weise, geschieht; denn hier entsteht schon ein Mittelding zwischen lyrischer und didaktischer Poesie; das echte Liebeslied soll vielmehr in seinen Versen die Atmosphäre der Liebe einfangen, daß es uns beim Lesen mit untwiderstehlicher Gewalt der Ahnung oder Erinnerung überkommt.

Die Niendorfsche Sammlung, an die wir die vorstehenden Bemerkungen anknüpfen, bringt uns kein einziges Gedicht, in dem und in dessen einzelnen Teilen ein volles energisches Gefühl pulsierte. Man fühlt, daß es dem Verfasser mehr um das Versemachen als um die Liebe zu tun gewesen ist; die unbedeutendste Gefühlsanwandlung, über die es fast nirgends hinauskommt, die oberflächlichste Reflexion müssen ihm den Stoff zu einem Gedichte hergeben. Kleine anmutige Motive, an denen es allerdings nicht fehlt, z. B.

Ö. 42

Ich hang an dir!

Ich hang an dir, wie ein Tröpflein Tau
An der roten Rose der Werderau.

Ö. 207 Sie lächelten, doch nicht wie du.

wiewohl auch diese nicht selten in phantastische Spielerei ausarten, z. B. Ö. 15, wo „Schön Männchen“ zu Ende jeder Strophe wünscht:

O Mondenschein,
Möchtest du mein Liebster sein!

werden ihm Veranlassung, ein längeres Gedicht daran zu hängen, das nur zu deutlich zeigt, es sei nur um des hübschen Refrains willen gemacht worden. — Wie geringen Teil überhaupt die Empfindung an diesen Liedern hat, beweist schon das gemachte, jetzt hoffentlich für immer in der Poesie, wenigstens in der Lyrik, beseitigte Hereinziehen ausführlicher Bilder und Gleichnisse, sowie das verbrauchte Personifizieren von Himmel, Wind, Wolke, Muschel, Rose und hundert andern leblosen Gegenständen, dem man hier überall begegnet. In den allermeisten Fällen wird ein solches Verfahren, das, wie unmerklich auch immer, dennoch auf einer Verstandesoperation beruht und daher zum Verständnis der Rückoperation verlangt, nicht allein dem Leser den unmittelbaren Eindruck des Gefühls verkümmern, welches der Dichter ausdrücken wollte, sondern es wird auch fast immer ein Beweis sein, daß dasselbe nicht in rechter Fülle und Tiefe bei dem Dichter vorhanden gewesen ist. Die vorliegende Sammlung liefert hiefür den schlagendsten Beleg.

Daß bei alledem der Verfasser seiner ursprünglichen Naturanlage nach eines tiefern Tones fähig ist, das ergibt sich auch hier wiederum aus einzelnen Strophen und Liedern, denen es freilich, wie in der „Hegler Mühle“, überall an einer gründlichen Durchführung im einzelnen fehlt, z. B. :

Wider der Welt Rede

Wo dir ein heimlich heilig Blatt
Aus deinem Herzen ward gerissen,
Und durch der Neugier Augen hat
Den Rutenlauf hinwandeln müssen:
Verzage nicht, und glaub es mir,
Es ging schon manchem so wie dir!

Hör alles an und fasse dich,
Ob sie dir trauern oder scherzen;
Hat alles seinen bösen Stich
Und treibt den Stachel dir zu Herzen,
Verzage nicht! Ertrag es still!
Gebeut dem Zorn, der widerwill.

Denn bist du still: es spricht sich tot,
Die Welt sucht morgen schon das Neue,
Und hieltest du's in Schmerz und Not:
Dein ist es erst mit rechter Treue.
Verzage nicht! Du kommst zur Ruh!
Du hast's allein, dein Gott und du.

wo den Hauptanforderungen der Kritik schon durch Hinweglassung der mittleren Strophe Genüge geschehen wäre.

Nach dem hier Gesagten können wir mit der von dem Dichter in seinem Einleitungsgedicht „Das Lied der Liebe“ ausgesprochenen Ansicht keineswegs übereinstimmen:

Und dieses Lied — ob es tausendmal
Und abermal tausend erklingen,
Die Liebe, die Liebe voll Lust und Qual,
Wird nimmer zu Grabe gesungen.
Wollt's Gott, ich hätte durch hundert Jahr
Gesungen ihr tausend Lieder:
Mit zitternden Händen und greisem Haar,
Ich würde der Liebe nicht müder.

O Liebe, du Liebe, du Harfenpreis,
Du Segensfrucht an dem Lorbeerreis,
Ich fänge dir wieder und wieder.

denn wenn auch die Liebe an sich in der Weltordnung, so auch in der Poesie ihre ewige Berechtigung hat: so wird sie dem einzelnen Dichter doch niemals ein stets handgerechter Stoff sein, aus dem er beliebig seine Lieder zu fabricieren vermöchte; er wird vielmehr die Offenbarung abwarten müssen, wie bei allem, was heilig ist. Am allerwenigsten aber haben die Lieder der vorliegenden Sammlung es vermocht, uns zur Übereinstimmung mit der Ansicht ihres Verfassers zu bewegen.

Man könnte uns, und scheinbar mit Recht, den Einwurf machen, wir hätten für die Besprechung eines Buches, an dem wir so wenig gelten lassen, keinen Raum in diesen Blättern verlangen dürfen; allein das nicht alltägliche Talent, welches wir in der „Hegler Mühle“ zu erkennen meinen, konnte doch immerhin den Anspruch machen, daß bei Gelegenheit eines von demselben Verfasser herrührenden Werkes das gesagt würde, was wir seit lange gegen eine ganze Klasse von Poeten auf dem Herzen hatten.

Anzeige der Lieder von Julius von Rodenberg

Erst in neuerer Zeit hat die Kritik mit einer tieferen Auffassung der Form in der Poesie begonnen. Die sogenannte „schöne Form“, deren Wesen man in den rhythmischen und musikalischen Wohlklang des Verses setzte, ohne dabei ein notwendiges Verhältniß derselben zum Inhalt zu verlangen, fängt allmählich an, im Preise zu sinken; und man will jetzt unter Form vielmehr nur die Art und Weise verstanden wissen, in welcher der eigentümliche Gehalt eines Stoffes zum poetischen Ausdruck gebracht wird. Formvollendung in diesem Sinne,

welche ihrer Natur nach schon einen künstlerischen Stoff und ein intimes Verhältnis des Dichters zu demselben voraussetzt, ist daher recht eigentlich Sache des Talentes; während jede Handhabung der Form, welche zu dem Stoffe selber in kein Verhältnis tritt und ihm daher auch nicht zum Ausdruck verhelfen kann, wenn auch nicht von vornherein und durchweg der Routine angehört, so doch wenigstens geradeswegs dahin führt. Geibels poetische Entwicklung, der in der deutschen Literatur recht eigentlich der Dichter der schönen Form ist und in dieser Richtung das Mögliche und ohne Zweifel höchst Anerkennungswerthes geleistet hat, bietet hierfür die reichlichsten Belege. Wir erinnern beispielsweise nur an die Troubadour-Lieder, die Schleswig-Holstein-Sonette und die kürzlich in Gödeckes Wochenschrift teilweise publizierte Oper „Lorelei“, Dichtungen, die augenscheinlich weder aus einem Drange der Phantasie oder des Gedankens, noch der Empfindung, sondern vielmehr aus der anmutigen Gewohnheit musikalischer Rhythmenbildung entstanden sind. Wie schon oft gesagt, die „schöne Form“ ist ein Gefäß, womöglich ein goldenes, bereit, den mannigfachsten beliebigen Inhalt zu empfangen; die poetische Form in unserm Sinne sind nur die Konturen, welche den Körper vom leeren Raume scheiden.

Zu den Dichtern der schönen Form gehört auch Julius von Rodenberg. Er ist, wie kein anderer der jungen Poeten, wenn man so sagen darf, aus Geibels Schule hervorgegangen; im übrigen freilich, was den Wert seiner Produktionen anbelangt, in keiner Weise mit ihm zu vergleichen, abgesehen davon, daß der beiden gemeinschaftliche Ton, so wenig er eine durchschlagende Originalität zuläßt, dem älteren Dichter immerhin insofern eigentümlich ist, als er von diesem zuerst in die deutsche Lyrik eingeführt wurde. Julius von Rodenberg besitzt weder die Phantasie und den Gedankenreichtum, noch auch die Geistes- und die Gemütsbildung, welche der Muse Geibels überall zugute kommt; und verhält sich zu diesem durchweg wie ein

Schüler zum Meister, den zu erreichen ihm durch den geringeren Gehalt seiner Persönlichkeit auch für die Zukunft versagt ist. Der rasche Erfolg der Sammlung, durch den allein wir zu dieser Besprechung veranlaßt werden konnten, erklärt sich wohl nur dadurch, daß der Verfasser es verstanden hat, die all-gemeingültigsten Gedanken und Empfindungen in einer freilich weder tiefen noch eigentümlichen, aber darum desto verständlicheren Weise auszusprechen. Wie hiervon bis zum Trivialen kaum ein Schritt ist, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Jugend, Frühling und Liebe sind das Thema dieser Lieder; der Dichter ist jung und will jung sein. Freilich nur insofern die Jugend den Keim zur männlichen Tat und zur unvergänglichen Geistesjugend in sich trägt (S. XII und 68). Doch trotz dieses ernsteren, wir möchten sagen praktischen Anspruches oder vielleicht auch wegen desselben finden wir überall nur eine leichte Gefühlsregung, welche mehr aus der Einbildungskraft als aus dem Leben entsprungen scheint, und obgleich der Verfasser selber sagt:

S. 232 Ich hab getrunken aus der Leiden Borne,
 Von Schmerzen gehen mir die Augen über,

so zeigen doch seine Lieder keinesweges, daß er sich seinen Stoff durch Kampf und Schmerz zum inneren Eigentum erworben habe. In den Liebesliedern begegnen wir nur der Liebe in abstracto, und es fehlt überall — nur auf S. 58 findet sich eine eben nicht glückliche Ausnahme — der Hintergrund des inneren Erlebnisses. In gleicher Allgemeinheit sind die übrigen Stoffe behandelt; fast nirgend befinden wir uns auf dem Boden bestimmter oder gar wirklicher Verhältnisse; selbst beim „Studentenabschiede“ (S. 105) fehlt jede konkrete Unterlage. Die Abteilungen „Liebeslieder“ und „Wanderlieder“, worin der größere Teil der Sammlung zerfällt, haben für den Inhalt nicht eben viel zu bedeuten, nur daß bei den letzteren mitunter an bestimmte Ortlichkeiten angeknüpft ist; das Thema bleibt im ganzen dasselbe.

Wir teilen beispielsweise mit:

G. 16 Die reinen Frauen

Die reinen Frauen stehn im Leben
Wie Rosen in dem dunklen Laub;
Auf ihren Wünschen, ihrem Streben
Liegt noch der feinste Blütenstaub.

In ihrer Welt ist keine Fehle,
Ist alles ruhig, voll und weich;
Der Blick in eine Frauenseele
Ist wie ein Blick ins Himmelreich.

Wohl sollst du hören hohe Geister,
Verehren sollst du Manneskraft;
Doch sollen lehren deine Meister,
Was Kunst vermag und Wissenschaft.

Doch was das Höchste bleibt hienieden,
Des Erw'gen nur geahnte Spur,
Was Schönheit, Poesie und Frieden,
Das lehren dich die Frauen nur.

Ein für diese Richtung der Poesie in Konzeption und Ausführung besonders bezeichnendes Gedicht ist G. 125 „Notturno“, dessen Mitteilung uns jedoch der Raum hier nicht gestattet.

In der Abteilung „Helgoland“ gehört das bekannte „Marie vom Oberlande“ zu den Liedern, die sich bei übrigens poetischer Dürftigkeit durch ihre rhythmische „Weise“ und durch eine gewisse Fassung unsern Musikern zur Komposition zu empfehlen pflegen, und denen wir auch in dieser Beziehung einen verhältnismäßigen Wert nicht bestreiten wollen. Inniger und, wie wenige Stücke der Sammlung, von einer bestimmten Stimmung getragen ist dagegen das Gedicht G. 169:

D ä m m e r u n g

Horch, nach des Tages glühender Hitze,
Wie atmet das Meer so kühl und leicht!
Ich liege allein auf der Felsenspitze,
Die Sonne ist unter, der Himmel bleicht.

In wallende Nebel hüllt sich die Ferne,
Dort an der Düne irrt noch ein Kahn;
In die Dämmerung treten die ersten Sterne
Und sehn mit den goldenen Augen mich an.

Bewegten Herzens muß ich lauschen,
Wie sich die Brandung am Felsen bricht;
Der Winde Gesang und der Wellen Rauschen
Erklingt mir wie ein unsterblich Gedicht.

Voll stürmischer Lust, voll brausender Klage,
So wonnetrunken, so gramverwirrt;
Ein Lied, wie es von Anfang der Tage
Bis an den letzten erschallen wird.

Ich hörte die Glocken des Meeres läuten,
Bernahm der Seejungfrau Gesang;
Ich aber konnte den Sinn nicht deuten,
Mein Herz war bezaubert vom wilden Klang.

obgleich es doch auch wiederum am Ende in den hergebrachten Phrasen und den alten poetischen Theatereffekten verpufft.

Von den geharnischten Sonetten (S. 211–249), namentlich denen für Schleswig-Holstein, das der Dichter übrigens nicht bloß mit der Feder vertreten zu haben scheint, kommen die ersteren über ein kaltes Pathos nicht hinaus, während in den späteren mitunter eine Wärme des Gefühls hervorbricht, die im allgemeinen außer dem Bereiche dieser dichterischen Persönlichkeit zu liegen scheint.

Und wieder einmal fuhr er aus dem Schlafe . . .
 „Wer hat mir das getan, wer weckt mich wieder?
 Wer singt mir stürmisch jene alten Lieder?
 Wer geht so hart auf meinem Epitaphe?

Bist du es, deutsches Volk? Du deutscher Sklave?
 Was regst du wieder deine trägen Glieder?
 Wozu der Lärm? O leg dich, leg dich nieder!
 Am wohlsten ist ja mir und dir im Schlafe!“ —

Da rief ich: Nein, o nein, mein deutscher Kaiser!
 Das Heil ist nah, nun darfst du nicht mehr zagen;
 Der Morgenwind fährt schon durch Busch und Reiser.

O Luft von Morgen! sieh, schon will es tagen,
 Das Frühlicht blizt schon durch die goldne Aue —
 Und du, mein Fürst, nur einmal noch vertraue!

Es hängt mit der vorhin besprochenen Natur dieses Talentes zusammen, daß sich überall in den Gedichten die bestimmtesten Anklänge an andre Dichter finden, im einzelnen wie in der Konzeption; und zwar kommen diese Anregungen unverkennbar nicht etwa durch den Stoff oder durch die lyrische Stimmung fremder Gedichte, als vielmehr fast immer nur durch den rhythmischen Tonfall derselben.

Übrigens kann niemand die Grenzen seines Talentes richtiger charakterisieren, als dieses vom Dichter in nachstehender Insolvenzerklärung selbst geschehen ist:

G. 45 Das ist das köstlichste Empfinden,
 — Ich fühl es meinem eignen an! —
 Auf das man keine Reime finden,
 Und keine Verse machen kann!

Es sei uns vergönnt, an Vorstehendes die kurze Erwähnung eines neuen Poeten anzuknüpfen, der als leibhafter Antipode der Rodenberg'schen Richtung auftritt. Das soeben erschienene Büchlein heißt:

Lieder und Episteln von K. H. Preller

Nach einem frischen, jugendlich übermütigen Einleitungsgedicht:

Groß ist unsre Zeit. Die Lichter
Junger hoffnungsvoller Dichter
Wie pompös gestirnt sie stehn!
Schwer hält's, etwas zu bedeuten,
Denn vor lauter großen Leuten,
Fürcht ich, wird man übersehn!

tritt der Verfasser in einzelnen Gedichten (S. 17, 56, 90, 100) und am Schlusse seiner Sammlung in den neun polemischen Episteln gegen die Phrase und die falschen Poeten in den Kampf. Den größten Teil des Buches bilden indessen lyrische Gedichte, die unter diesen Umständen offenbar mit Ansprüche, als Musterstücke zu gelten, von dem Dichter eingeführt sind. Das erste, was uns beim Aufschlagen des Buches in die Augen fiel, war:

S. 17

Mä d c h e n l i e d

Die Sonne will erblaffen,
Der Tag entwich.
Du hast mich ahnen lassen,
Du liebtest mich.

Und nun liegen die Wogen
Im Sternenlicht.
Du bist fortgezogen;
Ich begreife dich nicht.

Wir müssen gestehen, daß wir eine so echte Simplizität, einen so tiefen Naturlaut in dem Wüste der neueren Lyrik lange nicht gehört hatten und danach das Selbstbewußtsein des Verfassers für hinlänglich gerechtfertigt hielten; allein wir hatten eben die Perle der Sammlung getroffen. Der Gegenstand wie der poetische Gehalt der übrigen Gedichte ist meist ein sehr unbedeutender; und unerachtet des nicht zu verkennenden Strebens nach einem realen Hintergrunde:

S. 5 Genrebild

Auf dem Landweg zwischen zwei Gebüsch
Geht ein Mann in einem grünen Tuchrock.
Langsam geht er, und die Sonne brennt ihm
Auf den Rücken, und der Staub beschwert ihn.
Fünfzig Jahre mag er etwa zählen,
Seine Kindheit hat er längst durchmessen,
Seine mühevollen Jugend auch längst.
Werktags hat er stets viel Schweiß vergossen,
Sonntags ist er manchmal – froh gewesen.
Wie er langsam geht, und so bedächtig
Seine Pfeife raucht im heißen Wetter!
Denken mag er wohl an Korn und Rindvieh,
Die sind immer sein Erwerb gewesen,
Aufs Erwerben war er angewiesen.
Noch ist er zu sehn! Wie geht er langsam! –
Hinter ihm liegt Arbeit, vor ihm Arbeit,
Hinter ihm liegt Sorge, vor ihm Sorge,
Hinter ihm Gespielen, vor ihm Erben –
Warum soll er große Schritte machen?

wird der Dichter dennoch sehr oft von der Phrase, seinem beschriebenen Erbfeinde, mehr oder minder überwältigt. Z. B.:

S. 36 Unter dunkelgrünen Bäumen
Möcht ich ruhn am Waldessaum,
Möchte singen, möchte träumen
Ewig sel'gen Liebestraum usw.

S. 37 Nach dieser Tageschwüle
 Segne die Abendkühle,
 Segne die milde Nacht!
 Mit leisem Engelsflügel
 Schwebt über Tal und Hügel
 Des Friedens stille Wundernacht usw.

Möge der Verfasser des schönen „Mädchenliedes“ und des „Genrebildes“ noch jung und unbefangen genug sein, um seinen gerechten Grimm gegen alles Unwahre und Konventionelle auch seinem eignen Talente zugute kommen zu lassen.

Des Knaben Wunderhorn Vierter Band

Die ursprünglichen Herausgeber des Wunderhorns, das bald nach seinem Erscheinen auf Ton und Stimmung der deutschen Lyrik von so bedeutendem Einfluß wurde, ließen sich bei ihrer Arbeit bekanntlich und ausgesprochenermaßen nicht sowohl von einem literarischen oder kulturhistorischen als vielmehr lediglich vom poetischen Interesse leiten; nicht darauf kam es ihnen an, ob ein Gedicht in der That zum poetischen Eigentum des Volkes gehörte, sondern nur, ob es nach ihrer Ansicht die Berechtigung hatte, dazu zu gehören. Hieraus entstand ein Zwiefaches. Einmal, daß man keinen Anstand nahm, an den überkommenen Texten zu ändern, andernteils, daß auch von bekannten und lebenden Dichtern Stücke aufgenommen wurden, denen man, wie z. B. der Pfeffelschen „Tabakspfeife“, den Charakter des Volksliedes zuerkannte. In dieser letzteren Beziehung ist auch der gegenwärtige vierte Band dem alten Plane treu geblieben, und es sind nicht allein in übrigens geschickter Auswahl Lieder von Johann Rist (S. 168, 170), Martin Opitz (S. 172, 208) und anderen alten Dichtern aufgenommen, sondern wir finden

auch, und gewiß im Sinne der ursprünglichen Herausgeber, S. 332 das unvergleichliche „Fridericus Rex, unser König und Herr“ von Willibald Alexis aus dessen Roman „Cabanis“.

Im übrigen hat der Herausgeber des vorliegenden Bandes es sehr wohl erkannt, daß die ohnedies von jeher angezweifelte Berechtigung zur poetischen Redaktion der alten Texte jedenfalls an die Persönlichkeit der alten Herausgeber geknüpft gewesen sei, und sich in dieser Beziehung darauf beschränkt, die vorgefundenen Lieder, außer wo sich aus neueren Quellen bessere Lesarten darbieten, in unveränderter Gestalt zu geben. Andererseits hat indessen Hr. L. Erk sich veranlaßt gefunden, sowohl über den handschriftlichen als auch über den Arnimschen Nachlaß überhaupt hinauszugehen; denn nicht allein, daß aus neueren, erst nach Arnims Tode erschienenen Sammlungen, unter Hinweisung auf die früheren Bände, einzelne Stücke abgedruckt sind, welche ihrem Inhalte nach zur Vergleichung mit den dort mitgetheilten Texten auffordern, z. B. S. 133 „Maria“ aus Simrocks Volksliedern; die überwiegende Mehrzahl der Stücke aus den späteren Sammlungen ist ohne Hinweisung auf Früheres aufgenommen und scheint zu dem Inhalt der Bände in keinem weiteren Verhältnis zu stehen, als daß vielleicht Arnim und Brentano, falls sie denselben gekannt, sie ihrer Sammlung würden einverleibt haben. So z. B. S. 71 das von Heine im „Salon“ mitgetheilte: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“, S. 127 „Die Verlassene“ aus Walters „Sammlung deutscher Volkslieder. 1841“, S. 173 „Wo wird mein Schatzeln sein“ aus „Silchers Volksliedern“ usw.

Ist nun durch ein solches Verfahren die Einheit des vorliegenden Bandes allerdings beeinträchtigt worden, so hat er dafür durch dasselbe an Reichthum und Mannigfaltigkeit ohne Zweifel gewonnen, und die Leser werden kaum Ursache haben, sich darüber zu beklagen. Wer das Buch nach Goethes, bei Gelegenheit des ersten Bandes erteiltem Rate liest, d. h. nicht zuviel auf einmal, der wird sicher seine Rechnung dabei finden.

Es ist wie ein Gang auf freier Heide; nur einzeln blüht zwar die wilde Rose, aber es grünt und duftet doch überall, und überall ist man in der Natur und überall auf deutscher Erde.

Eines dieser Lieder, in welchem sich ein Stück Volksleben zu einer besonders lebendigen Szene entwickelt, können wir uns nicht enthalten hier, wenigstens dem größten Teile nach, wiederzugeben:

S. 27 Die junge Schnur und die alte Schwieger

Heinz, willst du Ehrstein haben?

Sprach die alte Schwieger.

Will sie's sein,

So ist sie mein,

Sprach der Sohn hinwieder.

Wann wollt ihr dann Hochzeit haben?

Sprach die alte Schwieger.

Gilt uns gleich,

Wann es sei,

Sprach die Schnur hinwieder.

Was soll ich euch ins Haus schenken?

Sprach die alte Schwieger.

Dein neuen Pelz,

Mir gefällt's,

Sprach die Schnur hinwieder.

Was wollt ihr für ein Handwerk treiben?

Sprach die alte Schwieger.

Gelt, mein Heinz,

Wir treiben keins!

Sprach die Schnur hinwieder.

Womit wollt ihr euch dann nähren?

Sprach die alte Schwieger.

Mit Käse und Brot,

Und was man hat,

Sprach die Schnur hinwieder.

Wo wollt ihr heint dann liegen?

Sprach die alte Schwieger.

Bei dem Herd,

Auf der Erd,

Sprach die Schnur hintwieder.

Wo wollt ihr dann Hausrat nehmen?

Sprach die alte Schwieger.

Frag nit drum,

Wo wir's bekumm,

Sprach die Schnur hintwieder.

In welches Haus wollt ihr dann ziehen?

Sprach die alte Schwieger.

In dein Haus,

Du mußt draus!

Sprach die Schnur hintwieder.

Das Haus, das ist mein eigen!

Sprach die alte Schwieger.

Ist es dein,

Es wird noch mein,

Sprach die Schnur hintwieder.

Wollst du auf mein Tod hoffen?

Sprach die alte Schwieger.

Lebst du lang,

So ist mir bang,

Sprach die Schnur hintwieder.

Gib mir meinen Pelz wieder,

Sprach die alte Schwieger,

usw.

Daß die junge Schnur und die alte Schwieger sich demnächst in die Haare geraten, versteht sich bei einem so dramatischen Realismus ganz von selbst.

Wir können diesen Aufsatz nicht schließen, ohne den lebhaftesten Wunsch auszusprechen, der Herausgeber der ersten Bände der Arnimschen Werke, Herr Wilhelm Grimm, möge sich jetzt seines bei Gelegenheit des ersten Bandes gegebenen Versprechens erinnern, am Schlusse der Sammlung von Arnims Leben und Wirken eine eingehende Darstellung zu liefern. Arnim hat seinen Einfluß, wie bedeutend auch immer, doch mehr mittelbar durch andere Dichter als unmittelbar auf die Nation geübt; keinem unster Dichter wäre daher eine Würdigung von solcher Hand mehr zu wünschen, und keiner hat sie gleichwohl weniger erfahren als eben Arnim.

Klaus Groth

Das vorliegende Bändchen zeigt uns den als plattdeutschen Dichter mit vollstem Rechte zu so rascher Celebrität gelangten Verfasser des „Quickborn“ als hochdeutschen Dichter. Zur Erklärung des etwas auffallenden Titels sagt derselbe in einer Vorrede, mit welcher er das Buch seinem Freunde, dem Professor Müllenhoff, widmet, es seien diese Gedichte fast ohne Ausnahme gleichzeitig mit dem „Quickborn“ entstanden, theils aus den allgemeinen Formstudien, die das Werk erheischt habe, theils, indem Stimmungen, Gedanken und Betrachtungen einen Ausdruck gesucht, die im Plattdeutschen nicht zu ihrem Recht hätten kommen können.

Hieraus erklärt sich denn auch die große Verschiedenheit, welche zwischen den plattdeutschen und hochdeutschen Gedichten desselben Verfassers obwaltet; denn während die ersteren fast überall auf dem Boden des Erlebnisses und der lebhaftesten Wirklichkeit stehen, zu deren Ausführung die plattdeutsche Sprache nach ihrem eigenen Wesen und ihrem besonderen Verhältnisse zum Dichter den vollsten Ausdruck leihen konnte, beruhen diese hochdeutschen Gedichte mehr auf der Reflexion und auf einer Empfindung, die fast ohne Ausnahme nicht so

wohl aus dem unmittelbaren Leben als aus poetischen Reminiszenzen entsprungen ist. Es läßt sich das Seite für Seite nachweisen; z. B.

G. 14 Es glänzt in der Muschel die Perle,
Es blüht von der Lilie der Tau,
Doch heller leuchtet die Träne
In deinem Auge blau.

G. 15 Wie Melodien zieht es
Mir leise durch den Sinn,
Wie Frühlingsblumen blüht es
Und schwebt wie Duft dahin.

G. 16 Es steht vor ihrem Hause
Ein großer Lindenbaum;
Den seh ich alle Tage
Und jede Nacht im Traum.

Fast überall ist es nur eine mäßige und oberflächliche Gefühlserregung, welcher diese Gedichte ihr Leben verdanken. G. 20 sinkt der Dichter zum trivialsten Ton der Tagesliteratur herab; und wir können uns nicht enthalten, das betreffende Gedicht in seiner ganzen Ausdehnung mitzuteilen, da es ebenso interessant als belehrend ist, zu zeigen, wohin selbst eine so tiefe und bedeutende dichterische Persönlichkeit wie Klaus Groth gelangen kann, wenn sie über ihren Kreis hinaustritt:

Nicht das kleinste Angedenken
Wurde mir von deiner Hand;
Willst du mir ein liebes schenken,
Gib aus deinem Haar das Band.

Was von allem deinem Glanze
Meinem Aug das Liebste war:
Unter einem Rosenkranze
Dieses reiche dunkle Haar.

Deine Wangentröte lachte
Heller an der schwarzen Pracht,
Und der dunkle Stern entfachte
Doppelt bei der tiefsten Nacht.

Wenn die reichen Flechten fielen
Auf die Schultern, marmorweiß,
Schiene Nacht und Licht zu spielen
Um der Schönheit höchsten Preis.

O entflechte deine Haare!
Gib mir dann das Seidenband,
Daß es mir ein Bild bewahre
Von dem Schönsten, was ich fand.

Zimmer soll sie mich umschweben,
Der entbundenen Locken Pracht,
Und das Band sich still verweben
Meines Kummers tiefer Nacht.

Wen möchte man, wenn es nicht unter seinem Namen erschienen wäre, wohl weniger für den Dichter dieser Reime halten als den Verfasser des „Quickborn“! Sogar „die tiefe Nacht des Kummers“, dieser alte deus ex machina, muß am Ende auftreten, den von den hochdeutschen Poeten selbst schülerhafte kaum noch zu zitieren wagen.

„Den reicheren Teil meines Stoffes“, sagt der Verfasser in der erwähnten Vorrede, „zog natürlich der ‚Quickborn‘ an sich.“ Das ist allerdings richtig; Klaus Groth ist ein realistischer Poet, es geht ihm wie dem Antäus, wenn er die Mutter Erde verläßt, und seine eigensten Stoffe gingen daher in den „Quickborn“; für die hochdeutsche Fassung blieb meistens nur das an sich Schwächere oder das seiner Natur nach dem Dichter weniger Entsprechende. Aber das ist es nicht allein; es liegt auch vielleicht zum allergrößten Teil in der Form, und

zwar in der Form, wie deren Wesen im Literaturblatte mehrfache Erörterung gefunden hat. Klaus Groth hat irgendwo bei Besprechung seines „Quickborn“ einen besondern Nachdruck auf die Überwindung der formellen Schwierigkeit gelegt, mit welcher der plattdeutsche Dichter zu kämpfen habe. Allein er hat in seinen „Paralipomena“ tatsächlich dargetan, daß in einer und der hauptsächlichsten Beziehung wenigstens die größere Schwierigkeit auf seiten des hochdeutschen Dichters ist. Allerdings reicht die plattdeutsche Sprache nicht so weit wie die hochdeutsche, eine Menge von Stoffen sind sogar von vorneherein gänzlich ausgeschlossen; allein dagegen bietet sie auch dem Dichter, soweit ihr Gebiet geht, die allergrößten Vorteile. Sie wird von einem Teile des Volkes gesprochen, der seinen Ausdruck noch mehr aus der unmittelbaren Anschauung als aus der Reflexion schöpft, und besitzt daher eine Fülle anschaulicher lebendiger Worte und ganzer fertiger Wendungen; in diesen seit Jahrhunderten aufgehäuften und — was die Hauptsache ist — durchaus unabgenutzten Reichtum hat der Dichter nur hineinzugreifen, und es wird sich die im Sprachschätze fertig vorgefundene Phrase an der richtigen Stelle ausnehmen, als sei sie speziell aus der jedesmaligen Situation erwachsen und gehöre dem Dichter eigentümlich. Daß eine solche richtige Verwendung des im Sprachschätze Vorhandenen eben auch einen Poeten erfordert, versteht sich freilich von selbst. In der hochdeutschen Sprache dagegen ist alles Fertige bereits so abgegriffen und verbraucht, daß es nur in den seltensten Fällen und durch die größte Kunst des Dichters einen frischen Eindruck hervorzubringen vermag, in der Regel aber sogar mit Sorgfalt vermieden werden muß; und von dem mit eigentümlicher, energischer Anschauung begabten Dichter, wie z. B. Eduard Mörike einer ist, auch ganz von selbst vermieden und aus dem persönlichen Reichtume des Dichters ersetzt wird. Daß nur sehr Einzelne diesen Reichtum besitzen, ist ebenso gewiß, als daß der Verfasser des „Quickborn“ sich dieser in den

Sprachverhältnissen liegenden schweren Forderung an den hochdeutschen Dichter bei Abfassung seiner „Hundert Blätter“ in keiner Weise bewußt gewesen ist. Denn überall begnügt er sich mit dem überkommenen konventionellen Apparat und kommt sehr oft über die Phrase im allerschlimmsten Sinne nicht hinaus.

Überdies aber, was freilich mit dem vorhin Erörterten aufs genaueste zusammenhängt, ist dem Verfasser, der ein so feines Ohr für die plattdeutsche Sprache besitzt, das Geheimnis des hochdeutschen Sprachklanges verschlossen geblieben.

Während das erste Fünzig von den „Hundert Blättern“ aus vermischten Gedichten, besteht das zweite Fünzig lediglich aus Sonetten. In einen großen Teil derselben hat der Verfasser Gedanken und Betrachtungen über Gelesenes niedergelegt, und wir gewinnen dadurch einen Einblick in seinen Bildungsgang und seine Studien, worunter, nach den Sonetten zu urteilen, die Naturwissenschaften einen bedeutenden Teil einzunehmen scheinen. In bezug auf Platen, für den, und zwar gegen Heine, dessen unsterblich Teil er noch nicht entdeckt zu haben scheint, der Verfasser sich in vier Sonetten erklärt, heißt es S. 91:

3

Das Wort zu prüfen nach dem feinsten Klange,
Den Duft zu kosten und den Sinn zu schmecken,
Den reinsten Ton im Rhythmus zu entdecken,
Das konntest du und übtest du im Gange.

Allein den Weg dir hau'n im wilden Drange,
Die Sprache schmieden und die Verse strecken,
Den Widerhall in trunknen Seelen wecken:
Dazu war dir das Herz zu adlig bange.

So stehst du da in deiner Marmorglätte,
Im Ebenmaß von abpolierter Reinheit,
Mit steinern — todeskalten schönen Formen.

Und nur der Dichter naht sich deiner Stätte
Und lernt an deiner durchgeprüften Feinheit
Die strenge Kunst in ihren starren Normen.

4

(H. Heines „Fresko-Sonett VIII“)

Wer ganz, wie du, sich hingibt an das Schöne,
Den kann der Schmutz des Niedern nicht besudeln,
Ob er verkannt wird von bebrillten Pudeln,
Ob ihn ein frecher Satyr neck und höhne.

Und wenn dein Volk nicht lauscht auf deine Töne,
Der nie sich beugte, flachen Sinn zu hudehn,
Der nie herabstieg, schalen Wiß zu sprudeln —
Du stehst zu hoch, daß dich der Pöbel kröne.

Wir aber, welche deinen Wert ermessen,
Wir wollen dich als strengen Meister ehren,
Und zu dir wallen, wie zum Richterthron.

Was du der Schwachheit zolltest, sei vergessen,
Und sollte Deutschland uns den Kranz gewähren:
Wir flechten dir daraus die Lorbeerkrone.

Da die Sonette nur in das Gedankenleben des Dichters einführen, so sind sie für alle, welche durch den „Quickborn“ ein näheres Interesse an seiner Persönlichkeit gewonnen haben, jedenfalls der lesenswerteste Teil des Büchleins, wenn auch in ihnen der zu entwickelnde Gedanke oft nicht mit völliger Klarheit und Präzision heraustritt.

Im übrigen — ist es eben schwierig, in zweien Sprachen ein Dichter zu sein; obgleich wir nach dem anmutigen, im „Quickborn“ mitgeteilten Gedichte „Das Laub beginnet fallen“ schon fast geneigt waren, es bei Klaus Groth als möglich anzunehmen.

Anzeige der Gedichte von Hermann Kette

Wir haben hier die ersten Arbeiten eines jungen Poeten, von denen wir zuviel sagten, wenn wir behaupteten: sie seien pures Gold. Wir brechen auch nicht in die Worte Turandots aus: „Seht her und bleibet Eurer Sinne Meister“; wir versichern dem Gedichte lesenden Publikum sogar, es werde nicht nur Anflänge an diesen und jenen Meister finden, sondern gelegentlich auch der begründeten Ansicht sein, dies und das schon besser gelesen zu haben. Nichtsdestoweniger nehmen wir nicht Anstand, die vorliegende kleine Sammlung mit Wärme zu empfehlen, die theilweis in dem wirklichen Wert der Dichtungen, überwiegend aber darin ihren Grund hat, daß wir hier wieder ein junges Talent auf dem Wege erblicken, der uns immer mehr und mehr als der einzig richtige erscheinen will. Nicht die Größe der Aufgabe macht's, sondern das richtige Verhältnis zwischen Kraft und Ziel. Wir haben nicht nur immer noch Talente, die das furchtlose Mühen der Titanen fortsetzen und in Gottes Himmel hineinbauend den alten Lenker aller Dinge stürzen und sich an seine Stelle setzen möchten, sondern nur allzuoft auch steht die pygmäenhafte Kraft zur titanischen Aufgabe in solchem Mißverhältnis, daß man nicht weiß, ob man die Kühnheit des Unternehmens mehr verurteilen oder belachen soll. Von solcher Großmannsucht haben wir bei unsrem Dichter nichts, er kennt die Grenzen seiner Begabung und hält sie inne. Er wirtschaftet mit dem ihm gewordenen Pfunde wie ein ehrlicher Mann, aber nicht wie ein Schwindler, der, weil er hundert von hundert verdienen will, zuletzt selbst der Betrogene wird und seinen Einsatz unter den Händen verschwinden sieht. Ob solch gerader Weg bloß um seiner Gradheit willen immer zum höchsten Ziele führt, mag billig bezweifelt werden, aber wer ihn betritt (versteht sich mit Beruf), wird immer zu den liebenswürdigen Erscheinungen zählen, und Handwerksbursche auf den Wegen und Mägde in

ihren Spinnstuben werden von ihm sprechen und singen, wenn auch niemals ein pomphaftes Monument über ihn zur Nachwelt spricht.

Als einen Belag für die heitre Frische und Munterkeit der vorliegenden Dichtungen geben wir das Folgende:

Amor als Auktions-Kommissar

Ein ledig Herz macht nur Verdruß
Und kann zu gar nichts frommen,
So sprach ich einst, kam zum Entschluß
Und ließ mir Amorn kommen.

Bei Laune eben war der Gott,
Versprach mir ohne Weigern,
Mein Herz, wie ich es ihm gebot,
Meistbietend zu versteigern.

Er lief die Gassen ab und auf
Und rief mit ernster Miene:
Wer Lust verspürt zum Herzenskauf,
Erscheine zum Termine!

Und im Termin, der öffentlich
Im Rathhaus ward gehalten,
Viel Käuferinnen fanden sich,
Absonderlich die Alten.

Und er, der Schalk, als Kommissar,
Mit einer großen Brille
Und einer Äsel überm Haar,
Bot mit der Glocke Stille:

Ein Männerherz steht zum Verkauf
Ein junges, warmes, rotes;
Wer, meine Damen, bietet drauf?
Ich harre des Gebotes.

Und sieh, in Samt und Seide stolz
Vom Fuße bis zur Scheitel,
Hob eine einen Beutel Gold's:
Ich biete diesen Beutel!

Der Beutel schaute stattlich aus,
Ich winke und ich nicke,
Doch Amor zieht die Stirne kraus
Bis unter die Perücke:

Wer, meine Damen, bietet mehr?
Ein Beutel Gold's zum ersten!
Wer bietet, meine Damen, wer?
Ein Beutel Gold's zum ersten!

Und eine zweite, bodenwärts
Den sanften Blick geschlagen,
Sprach leis: Ich biete Herz für Herz.
Das, dacht ich, ist zu wagen.

Die Maid schien ohne Lug und Trug,
Mit leidlichen Manieren,
Und bei Geschäften Zug um Zug
Ist nicht viel zu riskieren.

Die Maid sah gut und ehrlich aus,
Ich winke und ich nicke,
Doch Amor zieht die Stirne kraus
Bis unter die Perücke:

Ein Beutel Gold's, wer bietet mehr?
Ein andres Herz, zum ersten!
Wer bietet, meine Damen, wer?
Sie Schelmchen da, wie wär's denn?

Und sieh, das muntre Schelmenkind
Rief laut zum Kommissare:
Herr Kommissar, man kauft nicht blind,
Zeigt doch einmal die Ware!

Das Herz ist nicht mehr ungebraucht,
Und hat schon wunde Stellen,
Die erste Hitze ist verbracht,
Herr Kommissar, nicht prellen!

Auch ist es leicht nur von Gewicht,
Ihr solltet, Herr, Euch schämen,
Ich kauf es nicht und tausch es nicht,
Geschenkt, da will ich's nehmen.

Ich ward vor Ärger weiß wie Kalk
Und wollt es mir verbitten.
Doch Amor rief, der lose Schalk:
Zum ersten, zweiten, dritten!

Weg war mein Herz. Zu mir gewandt
Hört ich ihn spöttisch sagen:
's war ein Verkauf aus freier Hand,
Und ich hab zugeschlagen.

Und siehe da, der Götterknab
Nimmt vom Gesicht die Brille,
Und von der Stirne frei herab
Fließt seiner Locken Fülle.

Sie aber schauet lächelnd drein.
O Schelm, o Schelm, bedenke:
Wer was geschenkt nimmt, Sorge fein,
Daß er was wieder schenke!

Theodor Fontane

Es mag allerdings, um das Höchste in der Poesie zu erreichen, dem Dichter die Fähigkeit, den Stoff lediglich aus sich selber zu entwickeln, die Gestalten seiner Phantasie, nachdem sie einmal geschaffen, völlig abgetrennt und selbständig von sich handeln und leben zu sehen, erforderlich sein; gleichwohl ist diese Kunst eine so freie, daß wir im Mittelpunkte unserer Literatur und im Herzen unsers Volkes einen Dichter sehen, welcher jene Fähigkeit nicht besaß, und in dessen Werken wir, in dramatischen wie in epischen Stücken, stets und unabwiesbar die Persönlichkeit des Autors, die eigentümliche Art seines Geistes und Gemütes so empfinden, daß wir darüber zu einem ungemischten Interesse an dem behandelten Stoffe nicht gelangen können. Zu diesen letzteren Dichternaturen, die wir wie Schiller, so wenig ihm das eigentliche Lied geglückt ist, die wesentlich lyrischen nennen möchten, wenn nicht fast überall die Reflexion dem unmittelbaren Ausdruck der Empfindung in den Weg träte, gehört auch Theodor Fontane, der mit einer Sammlung von Gedichten (Berlin, Karl Reimarus) zuerst im Jahre 1851 in die neueste Literatur eintrat. Der lyrische Teil dieser Sammlung ist vorzugsweise eine Gedankenpoesie, wie ihn denn auch der Verfasser selber unter die Rubrik „Lieder und Sprüche“ gestellt hat; doch steht dieser Gedankengehalt, wenn wir im ganzen auch mehr Enthusiasmus als Innigkeit in der Natur des Dichters finden, stets unter dem Einfluß der Empfindung oder ist vielmehr geradezu aus ihr hervor gegangen. Die meisten dieser Gedichte sind das, wofür man vor einigen Jahren in der Poesie den Namen „Vigilien“ erfand; der Dichter hat in ihnen niedergelegt, was er in seinem Verhältnis zu Gott, zu den Menschen und an sich selber an Kampf und Zweifel durchmachte. Sie sind daher, wir möchten mit einem juristischen Ausdruck sagen „höchst persönlich“ und von einem fast biographischen Interesse. Wir sehen in ihnen eine

jugendlich ringende Persönlichkeit im Kampfe mit unzufagen-
den Lebensverhältnissen, von denen der Dichter bald um jeden
Preis sich losreißen will, an die er sich dann aber wieder im
Gefühl menschlicher Unzulänglichkeit gefesselt fühlt, bis er end-
lich das „still getragne Joch“ abschüttelt, sich der Poesie als sei-
nem Lebensberufe zuwendet, und als „neugeborner Sänger“
im Vollgeföhle der errungenen Freiheit ausruft:

Nun kann ich wieder wie die Lüfte schweifen,
Am Strom, im Wald aufs neue bei den alten
Geliebten Plätzen Rast und Andacht halten
Und lächelnd nach der Abendröte greifen.

Dem Markte fern, dem Feilschen und dem Reifen,
Fühl ich der Seele Schwingen sich entfalten,
Mir kehrt die Kraft, mein Denken zu gestalten,
Der Reim wird stark, zur Frucht heranzureifen.

Bald werd ich neu zu Freud und Frohsinn taugen;
Schon lern ich aus des Frühlings heitren Klängen,
Wie süßen Nektar, Lust am Leben saugen;

Schon lächl ich wieder, statt den Kopf zu hängen,
Und zwischen mich und deine lieben Augen
Seh ich sich fürder keine Wolke drängen.

Bald aber, wie es bei einer Persönlichkeit natürlich, deren
wesentliches Element die Begeisterung ist, sehen wir ihn, durch
das Geschwäg der Bevatterschaft gequält und gedrungen, sich
durch eigenen Zuruf darüber zu erheben; an einer andern Stelle
wieder sucht er sich über „die irdischsten der Erden Sorgen“ zu
trösten und sagt in den letzten Versen, in denen sich die Poesie
mit der Geliebten und der Besitz derselben mit seiner neuen Be-
rufswahl zu identifizieren scheint:

Doch ob das Glück mir auch ein dürre Bronnen,
Und ob ich auch entbehren mag und leiden,
Ich habe doch das beste Teil gewonnen.

Und sollt ich diese Stunde noch entscheiden
Mich zwischen dir und einer Welt von Wonnen,
Es bliebe doch beim alten mit uns beiden.

Und das ist das Schöne an diesen Gedichten: die Gemüts-
erhebung und der Glaube behalten schließlich überall die Meister-
hand. Daß sie außerdem auch ihrer Form nach, des so sehr indivi-
duellen Inhalts unerachtet, eines allgemeinsten Interesses wert
sind, dafür möge noch ein Gedicht hier Zeugnis geben, in wel-
chem der Dichter die sittlichen Lebensformen mit den Bedürf-
nissen seines innern Lebens in Einklang zu bringen sucht:

Zur Verlobung

Es paßt uns nicht die alte Leier
In unsern jungen Liebestausch,
Wir denken und wir fühlen freier,
Und wollen's auch beim Ringetausch;
Der Treue Pfand zu dieser Stunde
Empfang es in Champagner-Wein:
Der güldne Ring auf Bechers Grunde
Soll Sinnbild meines Lebens sein.

Laß übersprudeln mich, und freue
Der Kraft dich, die da schäumt und gärt;
Tief innen, wie dies Bild der Treue,
Lebt meine Liebe unverfehrt.
Trink aus! begeistern und erheben
Laß dich zu heil'ger Leidenschaft,
Und trinke dann aus meinem Leben
Dir gleiche Lust und gleiche Kraft.

Wie uns übrigens der Dichter seine Empfindungen meistens
durch Vermittlung der Reflexion gibt, so führt ihn die Eigen-
tümlichkeit seiner Natur im weitern Verfolge auch zum Alle-
gorischen und Lehrhaften; und die Dinge um ihn her, der Schnee,

die Wolken, ein gelähmter Zugvogel, veranlassen ihn zu beschaulichen, zum Teil sehr reizenden und tiefsinnigen Gedichten, deren besonderer Vorzug überall darin besteht, daß sie von einer lebhaften und eigentümlichen Gefühlsregung getragen sind.

Besondere Vorliebe und Beruf scheint Fontane für die Ballade zu haben, durch welche er auch bisher dem Publikum am bekanntesten geworden sein mag. Zugleich ist dies aber die Dichtungsart, worin die angedeutete Natur des Verfassers am meisten zutage tritt; denn so wenig er es unterläßt, seine Helden sowie die Szenerie, in der sie auftreten, zu charakterisieren, so entläßt er sie doch niemals aus dem Banne und der Atmosphäre seiner empfindungsvollen Begeisterung; er begleitet sie unablässig mit seiner Liebe, seinem Zorn und seinem Mitleid, und überall und zunächst sehen wir die Gestalt des Rhapsoden selbst, der mit beredtem Munde uns diese Vorgänge schildert, auch wohl, von der eignen Darstellung fortgerissen, selber in die Szene tritt, wie dies in „Schloß Eger“ der Fall ist, wo der Dichter, nachdem er uns den Tod der böhmischen Grafen geschildert, am Schlusse, die objektive Vortragsweise aufgebend, in die Handlung hineintrifft: „Schau nicht in die Sterne! Rette dich, Wallenstein!“ In dem schwunghaften Vortrage und dem feinen Pathos, in einer gewissen Feierlichkeit und Pracht der Sprache, wie wir solches seit Schillers Dichtungen dieser Art nur noch in dem „Herz von Douglas“ von Strachwitz gefunden haben, liegt daher ein Hauptreiz der Fontaneschen Balladen. Trotz der geistigen Verwandtschaft ist es aber nicht sowohl Schiller, der in der Periode des Werdens als Vorbild auf den Dichter eingewirkt hat, als vielmehr der seiner Natur viel ferner stehende Bürger, unter dessen Einfluß und in dessen Weise er die stillen Trauerspiele am Hof und Herd und aus dem täglichen Leben darzustellen gesucht hat. Hier, wo es ihm mitunter nur darum zu tun ist, ein Gefühl oder einen Gedanken in Szene zu setzen, wie z. B. in „Schön Anne“ und „Graf Hohenstein“, erfindet er seine Stoffe selbst. Doch scheint er, wenn wir aus

dem später im Deutschen Museum abgedruckten „Tag von Hemmingstedt“ und den Balladen in der Argo (Belletristisches Jahrbuch für 1854, herausgegeben von Th. Fontane und Fr. Kugler) schließen dürfen, diese Art der Konzeption gänzlich verlassen und die Vorliebe für das Historische, worin auch ein großer Teil der gesamten Gedichte wurzelt, ein für allemal nach dieser Richtung hin die Auswahl seiner Stoffe bestimmt zu haben, welche er nun, statt sie aus sich selbst zu schöpfen, zwischen den Zeilen der Geschichte findet. Überhaupt liegt Fontanes poetische Begabung mehr in der Darstellung als in der Erfindung; die Schilderung, der Vortrag ist seine eigentliche Force, und von dieser Seite ist es begreiflich, daß, wie vorhin erwähnt, Bürger und späterhin Freiligrath, sowie in der unten zu erwähnenden „Schönen Rosamunde“ und in den „Männer und Helden“ auch Uhland auf ihn eingewirkt haben, bis er endlich in den altenglischen Balladen, von denen uns seine Übersetzungen vorliegen, ein bleibendes Vorbild und zugleich, da überall in der Behandlung die starke und eigentümliche Subjektivität des Dichters hinzutritt, seinen eigenen selbständigen Ton gewonnen zu haben scheint. Hierher gehören aus der Sammlung schon „Schloß Eger“ und „Marie und Bothwell“, obgleich diese wiederum in Stil und Behandlung gegen die später in der Argo abgedruckte „Johanna Gray“ und „Die Hamiltons“ zurückstehen. Leider gestattet uns der Raum nicht, eine dieser Balladen hierher zu setzen. Wir bemerken nur noch, daß sie fast alle, sei es infolge des erwähnten Bildungsganges oder einer besonderen Vorliebe für die englische Geschichte, fast sämtlich aus dieser ihre Stoffe entlehnen, wozu übrigens auch ein zweimaliger längerer Aufenthalt ihres Verfassers in London das seinige beigetragen haben mag. Wir finden an sich hiergegen nichts zu erinnern und wollen nur als Wunsch aussprechen, daß der Dichter nicht unterlassen möge, mitunter, wie in dem „Tag von Hemmingstedt“, auch seine Augen auf der Heimat ruhen zu lassen.

In den oben erwähnten Übersetzungen altenglischer Balladen scheint der Dichter, wie er dies auch selbst bei den in der Argo mitgetheilten Stücken ausspricht, nicht sowohl einen literarhistorischen als vielmehr lediglich einen poetischen Zweck verfolgt zu haben; es sind daher auch je nach der Beschaffenheit der einzelnen mehr Bearbeitungen als Übersetzungen; denn der Übersetzer ändert oder verwirft stellenweise oder tritt auch wohl selber dichtend hinzu, ganz wie es ihm erforderlich scheint, um aus den alten Dichtungen ein künstlerisches Ganze herzustellen. Überall aber ist die Natur unseres Dichters so wirksam, daß sie sämtlich, wie sie nun vorliegen, in seinem Ton und wie aus einem Gusse geschrieben sind. Ob dies Verfahren an sich berechtigt sei, scheint uns eine müßige Frage und die Entscheidung derselben lediglich vorkommendensfalls von dem Talente dessen abzuhängen, der es einschlägt. Wer aber den wunderschönen „Aufstand in Northumberland“ in der Argo gelesen hat, wird unserem Dichter diese Berechtigung nicht abzuspochen wagen.

Ein eigentümliches und, obgleich es dem Verfasser irgendwo die Kenie

Der bei Hemmingstedt des Siegs Standarte getragen,
 flieht nun als Perüquier preussischen Helden den Popf

eingetragen, teilweise vortreffliches Werk sind die „Männer und Helden“ (Berlin 1850), worin in acht Liedern preussische Kriegshelden gefeiert und charakterisiert werden. Wie wir schon erwähnten, steht der Dichter hier noch unter Uhlands Einfluß. Daß die Sachen zum Teil den Eindruck größerer Selbständigkeit machen, als worauf sie in der That Anspruch haben, beruht auf der glücklichen Wahl des Stoffes, die immerhin ein Verdienst der Verfassers bleibt. Die Gedichte haben, woraus sich auch die starken Sympathien und Antipathien, welche sie gefunden haben, erklären lassen, etwas spezifisch Preussisch-Militärisches. Im „alten Derffling“

Sonst focht er still und friedlich
Nach Handwerksburschen-Recht,
Jetzt war er unermüdlieh
Beim Fechten im Gefecht;

Er war der flinke Schneider,
Zum Stechen wohl geschickt,
Oft hat er an die Kleider
Dem Feinde was geflickt.

tritt dies am wenigsten und daher die Verwandtschaft mit Uhland
am meisten hervor. Der „alte Dessauer“,

Wir haben viel vonnöten,
Trotz allem guten Rat,
Und sollten schier erröten
Vor solchem Mann der Tat.

Verschnittnes Haar im Schopfe
Macht nicht allein den Mann;
Ich halt es mit dem Zopfe,
Wenn solche Männer dran.

„Zietzen“ und namentlich „Seidlig“ konnten in dieser Weise
vielleicht nur von einem Preußen geschrieben werden. „Schwerin“
und „Reith“ dagegen, zum Teil auch „Schill“, sind mehr äußer-
lich gehalten und stehen weit unter den erstgenannten. — Aus
dem begleitenden Widmungsgedicht „An den Grafen Schwerin,
zur Zeit Präsidenten der zweiten Kammer“ erfahren wir die
politische Gesinnung des Verfassers, die auch auf seine übrige,
namentlich historischen Dichtungen nicht ohne Einfluß ist:

Du stehst in Lieb und Treue
Zu Thron und Herrscherhaus,
Und baust doch für das Neue
Die alten Pfeiler aus

und zum Schlusse:

Treulos sind alle Knechte,
Der Freie nur ist treu.

Das Gedicht „Von der schönen Rosamunde“ (2. Auflage; Dessau, bei Moritz Kaß, 1853), welches in neun Kapiteln die bekannte Liebesgeschichte König Heinrichs mit Cliffords schöner Tochter mehr erzählend als darstellend behandelt, möchten wir der sauber gearbeiteten Verse unerachtet unter die Jugendarbeiten unseres Dichters zählen. Es entbehrt nämlich, wie das in den späteren Fontaneschen Balladen nirgends in dieser Weise vorkommt, die Charakteristik der auftretenden Personen so sehr jedes tieferen und individuellen Zuges, daß namentlich die Königin Leonore in ihrer einseitigen Böswilligkeit ganz wie die Figur eines Kindermärchens wirkt. Im übrigen ist, was damit zusammenhängen mag, daß es dem Dichter hier nicht sowohl auf bedeutende Handlung, als der Natur des Stoffes nach auf Situationen ankam, der Beschreibung der Szenerie und insbesondere der Naturschilderung ein großer Teil des Gedichtes eingeräumt, und es sind unserer Ansicht nach eben diese Partien, welche demselben einen verhältnismäßigen Wert verleihen. Ganz vortrefflich in dieser Beziehung ist das achte Kapitel, worin der Sturm, bei Schloß Woodstock vorüberjagend, Rosamundens Hilfeschrei auffängt und ihn übers Meer nach Frankreich bis in des Königs Zelt hinüberträgt, und nicht weniger das zweite Kapitel, worin Heinrich Rosamunden in nächtllichem Ritte nach Schloß Woodstock führt:

Es regt sich nichts, nicht Blatt, nicht Ast,
Kein Ton von Nachtigallen:
Es glaubt das Ohr, es höre fast
Die Mondesstrahlen fallen.
So klar-durchsichtig ist die Luft:
Man sieht der Nachtviole Duft
Wie Wölkchen aufwärts steigen.

In dem vorerwähnten Jahrbuche Argo ist der Dichter zuerst auch als Novellist aufgetreten. Die erste dieser Novellen „Luch und Locke“ scheint uns in Ton und Kolorit so sehr gelungen, daß wir durch die Frische und Lebendigkeit der vor uns entfalteten Situationen fast für die hier noch obwaltende Schwäche der Komposition und ein paar kleine Ungeschicklichkeiten der Ausführung entschädigt werden; die zweite „James Monmouth“, welche wiederum aus der englischen Historie entnommen ist und in kühnen, aber skizzierten Zügen das Schicksal der unglücklichen Stuarts erzählt, wüßten wir nicht besser zu charakterisieren, als wenn wir sie eine Fontanesche Ballade in Prosa nennen. Denn in der That besitzt sie alle Eigentümlichkeiten und, soweit dieselben reichen, auch alle Vorzüge einer solchen, und überdies vielleicht das beste lyrische Gedicht des Verfassers:

Es zieht sich eine blutige Spur
Durch unser Haus von alters,
Meine Mutter war seine Buhle nur,
Die schöne Lucy Walters.

Am Abend war's, leis wogte das Korn,
Sie küßten sich unter der Linde,
Eine Lerche klang und ein Jägerhorn, —
Ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne,
Ihre Lippen sprachen: Ich habe gefehlt!
Ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
Es blüht das Beil von weiten,
Den Weg, den alle geschritten sind,
Ich werd ihn auch beschreiten.

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst –
Das ist ein Stuart-Leben.

Das dem Erscheinen nach neueste Werk Fontanes, „Ein Sommer in London“, eine Frucht seines zweimaligen Aufenthalts daselbst, bestätigt uns, was wir vorhin über die dichterische Persönlichkeit des Verfassers gesagt haben. Bei aller Kenntnis des Landes sowie seiner Geschichte und Literatur, womit ohne Zweifel ausgerüstet er dort die Dinge und Verhältnisse angeschaut, erhalten wir nicht sowohl eine Darstellung dieser Dinge selbst, als vielmehr des Eindrucks, den sie ihm zurückgelassen, und dadurch freilich ein ebenso interessantes als geistvolles Buch, worin fast jedes Kapitel sich zu einem kleinen abgeschlossenen Ganzen abrundet.

Indem wir hiermit von dem Dichter Abschied nehmen, können wir nicht umhin auszusprechen, daß, so Schönes er auch geleistet haben mag, doch seine besten Leistungen unserer Ansicht nach noch in der Zukunft liegen, vorbehaltlich dessen, was sein Pult uns vielleicht noch verschließt.

Wie wir hören, befindet er sich jetzt wieder in England, um ein Buch über die altenglische und schottische Balladenpoesie zum Abschluß zu bringen.

Vorrede zu den „Deutschen Liebesliedern“

Die massenhafte Veröffentlichung von „Gedichten“ mag es verschuldet haben, daß gegenwärtig im Publikum wie in der Kritik eine seltsame Mißkennung der Lyrik herrscht, ihres Wesens und ihres Verhältnisses zum Leben der Nation. Dies äußert sich ebensosehr in dem Geltenlassen des Unbedeutenden, des „Mittelguts“, als in der Nichtbeachtung oder geringen Beachtung des Bedeutenden.

Die vorliegende Sammlung soll einen Beitrag zum Verständnis der lyrischen Dichtkunst liefern, indem sie in einer bestimmten Gattung derselben und aus einem bestimmten Zeitraume das nach der Ansicht des Herausgebers wirklich Lebensfähige zusammenstellt. Das Liebeslied mit seinem der sich bewußt werdenden Empfindung zunächst liegenden Stoffe schien in dieser Beziehung das geeignetste. Unter Liebesliedern sollen zunächst nicht Lieder ohne Liebe, dann aber auch nicht Lieder über die Liebe verstanden werden, sondern solche, in denen es gelungen ist, die Atmosphäre dieses Gefühls in künstlerischer Form festzuhalten und auf den Hörer zu übertragen. Die zierlich geschnittenen Ländeleien der Popspoeten und die Traumbilder des Hainbundes gehören daher ebensowenig hierher als die Leistungen namhafter lebender Poeten, in denen — mehr oder minder geistreich — eine bequeme Gefühlsanwandlung zu einem Lieder-Dußend ausgemünzt ist; oder als alle die Wässerlein, die so glatt und zierlich über das Herz der Poeten hinrieseln, deren Quellen aber ganz anderswo zu suchen sind. Auf der andern Seite mußten ebensosehr die nackten Leidenschaftlichkeiten alter und neuer Dichter und Dichterinnen ausgeschlossen bleiben.

Die Ausbeute, obgleich nicht viel des Wesentlichen übergegangen sein dürfte, ist keine große. Wir haben manche Lieder, in denen einzelnes gelungen ist; aber wir haben wenige, die von schülerhaftem Pathos und Bilderkram frei sind; wenige, in denen man nirgend auf taube Worte oder auf schlaffe, puls- und blutlose Verse trifft. Die Kunst, „zu sagen, was ich leide“, ist nur wenigen gegeben, und selbst den Meistern nur in seltenen Augenblicken. Ganz fleckenloser und vollendeter Gedichte, wie Goethes „Freudvoll und leidvoll“ oder Mörikes „Früh, wenn die Hähne krähen“, vermag auch diese Sammlung nur eine sehr geringe Anzahl zu bringen.

Sie beginnt mit einem Liede Günthers; aus einer Zeit, wo sonst den deutschen Poeten nichts ferner lag als der Gedanke

oder gar der Drang, ihre eigenste Persönlichkeit der Dichtung anzuvertrauen, und wo vielleicht eine so zügellose Natur wie Günthers dazu gehörte, um eine einzelne Ausnahme hervorzubringen. Er war der Vorläufer der neuen Lyrik; aber sein Beispiel blieb scheinbar ohne Wirkung. Erst viel später wurde durch Klopstock dieser Kunst das ihr zukommende Gebiet dauernd wieder gewonnen; er selbst jedoch fand noch keine „Weisen“, welche das Ohr der Nation zu behalten vermocht hätte. Claudius, Bürger und Goethe waren es insbesondere, welche zuerst für den Ausdruck des Naturlautes auch die nationale Kunstform fanden. Von ihren Liedern aus datiert sich die neue deutsche Lyrik, welche bis auf die Gegenwart in steter Fortentwicklung geblieben ist.

Für unsere Sammlung haben wir es nur mit den beiden letzteren zu tun. Bürgers unkritische und ungezügelter Natur läßt — ähnlich wie bei Günther — nur selten eine reine Produktion aufkommen. Welch ein Sonnenglanz des vollsten Liebeslebens liegt nicht auf den Strophen:

Mädel, schau mir ins Gesicht!
 Schelmenauge, blinze nicht!
 Mädel, merke, was ich sage!
 Gib Bescheid auf meine Frage!
 Holla, hoch mir ins Gesicht!
 Schelmenauge, blinze nicht!

Bist nicht häßlich, das ist wahr!
 Äuglein hast du, blau und klar;
 Stirn und Näschen, Mund und Wangen
 Dürfen wohl ihr Lob verlangen.
 Reizend, Liebchen, das ist wahr,
 Reizend bist du offenbar!

Aber im weiteren Verlauf verläßt den Dichter jede konkrete Anschauung, und er fällt aus einer Redensart und aus einem

Geheimplatz in den andern. Und ähnlich geht es ihm in den meisten seiner Lieder. Freilich, wo es ihm einmal gelingt, wie in der „Abendphantasie eines Liebenden“, erhebt er sich dafür auch zu einem Hymnus, der noch spätere Geschlechter die be- rauschende Kraft jener unseligen Leidenschaft mitempfinden lassen wird.

Zur selben Zeit dichtete Goethe in seinem unbeirrten Natur- gefühl jene allbekannten Lieder, die uns durch ihre Anmut und durch ihren frischen und gesunden Lebensgehalt für die zu An- fang noch unsichere und von dem alten konventionellen Bann noch keineswegs befreite Kunst entschädigen. — Neben ihnen standen nur wenige, die mit einigem Erfolg — nach Claudius' Ausdruck — „auf Mutter Natur trogten“. Goethe's ihrer Zeit vielgelesene „Lieder zweier Liebenden“ haben zwar den Vorzug des Natürlichen; allein sie kommen auch nur in sehr einzelnen Stellen darüber hinaus. J. G. Jacobis spätere Lie- beslieder, wenn in ihnen auch bis zu einem gewissen Grade die Spielerei des Gleimschen Kreises überwunden ist, scheinen doch mehr aus der süßen Gewohnheit des Versemachens hervor- gegangen zu sein, als aus dem Drang, ein inneres Erlebnis poetisch zu fixieren. Hölty, der Lyriker des Hainbundes, mußte sterben, ehe er vom Traum zum Leben erwacht war.

Die Romantiker suchten besonders das, was wir „Stim- mung“ zu nennen pflegen, in ihren Gedichten auszubilden, in- dem sie neben der Empfindung die äußere Umgebung, welche sie hervorgerufen oder auf sie eingewirkt hatte, in die Dar- stellung hineinzogen. Allein fast in keinem ihrer Lieder ist der Strom der Empfindung stark genug, daß er die Phantasie des Dichters sich hätte dienstbar machen können. So geschah es denn, daß sie fast überall in den Detailanschauungen hängen blieben. Die Volkslieder des Wunderhorns, wenn sie auch einerseits vom Pathos zur Simplizität hinleiteten, brachten andererseits doch auch allerlei konventionellen Aufpuß, den man nicht verschmähte, in die neuen Dichtungen aufzunehmen,

statt sich jenes reine Element allein zur Erinnerung dienen zu lassen; man hielt sich vielmehr, wie man es im Volksliede gesehen, von der folgerichtigen Durchführung des Gedankens entbunden und warf dafür eine Menge von Anschauungen bunt und willkürlich durch einander. — Bei Liedern, wenn auch ein einzelnes Mal, wie in dem hier mitgetheilten „Herbstliede“, ein hinreißend süßer Ton hervorbricht, kommt das Naturgefühl doch selten über ein zusammenhangloses Stammeln hinaus. Eine ähnliche Unfähigkeit zur Hervorbringung geschlossener Kunstwerke, namentlich in der Lyrik, findet sich auch bei den Spätern. Arnim, so sehr es ihn überall in seinen Dramen und Erzählungen drängt, sich lyrisch auszusprechen, so tief und warm und lieblich es uns aus einzelnen Stellen seiner Lieder anmutet, vermag doch fast nirgends seinen Stoff zu einer klaren Gestaltung herauszubilden; und seine schon an sich dunkeln und gedankenschweren Lieder werden, aus dem Zusammenhange gerissen, noch um vieles unverständlicher. Brentanos Lyrik dagegen scheint, gerade wo sie in der Form am vollendetsten ist, wesentlich von der Melodie gemacht zu sein; oder es stehen dabei, wie in dem mitgetheilten „O lieb Mädel, wie schlecht bist du“, Lebenserfahrungen im Hintergrunde, welche mit den im ersten Teile der gesammelten Schriften enthaltenen Liedern in ebenso unerfreulichem als sprichwörtlichem Zusammenhange stehen. Die Lieder im „Florentin“ von Dorothea Veit sind ganz in der zerfahrenen Weise der Romantiker gedichtet und stehen zu dem übrigen Werte des Buches in keinem Verhältnis. In Eichendorffs improvisierten Liedern ist überdies die in dieser ganzen lieblichen Poesie der Verschollenheit herrschende Grundstimmung zu mächtig, um ein bestimmtes einzelnes Gefühl zur Geltung kommen zu lassen. Chamisso's „Frauen-Liebe und Leben“ beruht auf den willkürlichen Voraussetzungen einer eingebildeten Welt und trägt, einzelnes ausgenommen, in dem gezierten rhetorischen Vortrage die deutliche Spur davon.

Eine reine Wirkung erlangt das Beispiel des Volksliedes und der Goetheschen Liederdichtung erst in der Lyrik seit Uhland; und wenn diese Kunst wesentlich darin besteht, den Naturlaut in künstlerischer Form zum Ausdruck zu bringen, so dürfen wir glauben, hier wenigstens keinen Rückschritt getan zu haben. Die letzten Seiten dieses Buches mögen dafür Zeugnis geben.

Neben Goethe ist, wie billig, Heinrich Heine am reichlichsten vertreten. Er, wie wenig andere, hat gezeigt, was die einfachsten Worte vermögen, sobald nur die rhythmische Weise dazu gefunden ist; er erhob — man gestatte den Ausdruck — das „Stimmungsgedicht“ zu einer eigenen Gattung, indem er mit einem seltenen Sinn für das Wesentliche den Hörer in eine das Gemüt ergreifende Situation versetzt und ihn dann schweigend diesem Eindruck überläßt; er macht es um uns tagen und Abend werden und erfüllt unser Herz mit dem ganzen Eindruck, den wir in der günstigsten Stunde von der Natur selber hätten empfangen können. Was Heine durch eigene und durch die Schwäche seiner Zeit gesündigt und verfehlt, darf nicht verkannt werden; aber ebensowenig, daß er der deutschen Poesie eine große Anzahl durchaus erfreulicher Produktionen hinterlassen hat. Wem, der mit seinem „Liederbuche“ jung gewesen, wäre nicht die Welt in einem Zauberlicht erschienen, als sei ihm eine zweite wunderbare Existenz geschenkt! — Seinen bewegten Melodien hätte ein noch größerer Raum verstattet werden müssen, wenn nicht in den meisten derselben, z. B. in dem hier mitgetheilten „Mein Liebchen, wir saßen beisammen“, die Liebe mehr nur Vorwand und Staffage für eine weit allgemeinere und weniger reale Stimmung wäre. Dagegen sind aus dem „Romanzero“ jene wenigen Stücke aufgenommen, in denen die noch immer farbenreiche Welt der Liebe schon in der grellen Beleuchtung der Begräbniskerzen steht, so daß Alfred Meißner in seinem Liebesgedächtnis mit Recht sagen konnte, solche Töne habe die deutsche Lyrik noch nie vernommen.

Dingelstedts „Roman“ ist lediglich aus äußeren Gründen zurückgelegt. Der Verfasser zeigt freilich hier wie auch in anderen Dichtungen, daß es ihm mehr nur um eine Selbstbefreiung als darum zu tun ist, seinen Stoff zum endgültigen künstlerischen Ausdruck zu bringen; allein andererseits sind diese Verse ebensosehr durch den frischen, unmittelbaren Hintergrund des Erlebnisses und den darin abgepiegelten innern Kampf einer bedeutenden Persönlichkeit ausgezeichnet, als im übrigen charakteristisch für eine unlängst vergangene Zeit, in welcher unsere Poesie einen Ton sinnlicher Gereiztheit und rücksichtsloser Leidenschaftlichkeit anzustimmen begann, wovon ihr glücklicherweise gegenwärtig nur noch das Bewußtsein eines erweiterten Gebietes und einer größeren Bewegungsfreiheit zurückgeblieben scheint.

Bei Rückert, der jeder kleinen Gefühlsregung zu ihrem Rechte zu verhelfen weiß, ohne aber, selbst wo es sich um Trennung und Zerwürfniß handelt, über eine anmutige und beschauliche Reflexion hinauszukommen, haben wir uns darauf beschränken müssen, dem Leser die schönsten Stellen seines Frühlinggartens vor Augen zu führen; wer an diesem behaglichen Liebesleben in seiner ganzen Breite teilnehmen will, wird ohnehin die Sammlung des Dichters selbst zur Hand nehmen müssen.

Von Immermann, dem mächtigen Wiederdichter „Tristan und Isolde“, war für unsern Zweck nur wenig mitzuteilen; allein diese knappen Verse haben die Innerlichkeit von Naturlauten und lassen uns die Bedeutung jenes erst kurz vor des Dichters Tode gelösten Verhältnisses ahnen, worüber wir in der jüngst erschienenen Biographie der Gräfin Elisa von Ahlefeldt vielleicht nicht ganz unparteiische Aufschlüsse erhalten.

Auch an den wohl schon fast vergessenen Ferrand möchte dies Buch noch einmal erinnern, in dessen Liedern, wie bei dem ihm verwandten Hölty, das Vorgefühl eines frühzeitigen Todes eine Friedhofsstille verbreitet, in der wir uns die sanften, schwermütigen Stoffe des Dichters gern gefallen lassen.

Wenn der Herausgeber seine Absicht erreicht hat, so wird man aus dieser Rekapitulation erkennen, daß der Schatz echter Lyrik nicht zu groß ist, und daß wir alle Ursache haben, ihn nicht zu unterschätzen. Den meisten derjenigen, welche sich gegenwärtig als Dichter geben und auch von dem größten Teil des Publikums wie der Kritik dafür genommen werden, fehlt das, was wesentlich den Dichter von dem Denker unterscheidet: die Fähigkeit der Formgebung.

Vorrede zum „Hausbuch aus deutschen Dichtern“

Das vorliegende Buch ist eine Rekapitulation aus einer mehr als dreißigjährigen Lebenserfahrung; zunächst dem Wunsche entsprungen, für mich und die Meinigen aus den neueren deutschen Dichtungen geringeren Umfangs das zusammenzustellen, was daraus während jenes langen Zeitraumes meine besondere Teilnahme erregt hat und derart in mir haften geblieben ist, daß ich je zuweilen dahin zurückgekehrt bin.

Es ist dies nicht immer das Schöne, sondern ebensosehr das Charakteristische, das Häßliche nicht ausgeschlossen, wo es sich, wie z. B. in Hebbels übrigens auch durch eine mächtige Naturstimmung getragenen „Heideknaben“, durch lebendige Gestaltung ein Recht zur Existenz erworben hat; es ist zwischenein auch wohl das Hausbackene, sofern darin ein warmes Stück Menschenleben und dann gelegentlich und wie von selbst auch ein Stück Poesie zum Vorschein kommt, wie das in einzelnen Idyllen von Voß und in den Gedichten des alten Pastors von Werneuchen der Fall ist, für welchen letzteren ich eine gewisse heimliche Liebe nicht sowohl trotz, sondern vielmehr urkundlich jener anmutigen Parodie mit unserm Altmeister Goethe zu teilen glaube; — es ist ferner, wenn auch vorzugsweise, so doch nicht

allein das in der Ausführung Makellose, sondern auch das, wo die zwingende Gewalt des Ganzen die einzelnen Mängel derselben vergessen läßt; endlich sind es nicht gerade die Behandlungen großer Stoffe, zumal nicht jene aus mythologischen, historischen oder ethnographischen Studien zusammengearbeiteten Dichtungen, in denen wir zwar die Größe des Wollens — auch wohl des Anspruchs — nicht verkennen können, die aber wegen der unzulänglichen Zeugungskraft ihrer Verfasser dennoch totgeborene Dinge bleiben, sondern es sind lieber solche, in denen der wenn auch weniger große Stoff „mit urkräftigem Behagen“ zur Erscheinung kommt. — Da das Buch einen rein kritischen Standpunkt einnimmt, so waren von vornherein alle Gedichte ausgeschlossen, welche die Bedeutung, die ihnen etwa zuzugestehen ist, nicht in, sondern neben sich haben; somit alle, welche nur in bezug auf die Entwicklung unsrer Literatur oder als Illustrationen, sei es zur allgemeinen Geschichte oder zu der Biographie ihrer Verfasser, eine solche in Anspruch nehmen können.

Die Phrase wird hoffentlich in diesem Buche keine Stätte gefunden haben; mindestens im wesentlichen nicht, wie ich vorsichtshalber hinzusetzen möchte; denn was wäre durchweg frei von dieser weltbeherrschenden Krankheit!

Fragt man nun aber, woher bei der Glut von Anthologien auch noch diese sich das Recht nimmt, in die Welt zu treten, so erwidere ich folgendes:

Obgleich sich niemand davon freisprechen dürfte, daß er nicht einmal vorübergehend oder im einzelnen auch dem Unberechtigten einen Platz eingeräumt hätte, so scheint mir doch in fast allen Anthologien, soweit sie mir vor Augen gekommen sind, die Mittelmäßigkeit einen unverhältnismäßigen Raum einzunehmen. Zwar ist in der Poesie — vielleicht in jeder Kunst — die Fähigkeit des Urteilens kaum weniger selten als die des Schaffens; allein auch wo die Auswahl voraussetzlich von nicht unbefugter Hand herrührt, pflegt es damit nicht besser zu stehen. — Die Ursache hiervon dürfte, abgesehen von einem Streben

nach äußerer Vollständigkeit, zum Teil in der Macht des Erfolges zu suchen sein.

Jede Literaturepoche wird bekanntlich von einer Schar von Unempfindern und Nachahmern begleitet, welche, solange dieselbe dauert, gleich den Grillen im Sommer nach Kräften in dem großen Konzerte mitsingen, um dann mit ihrem Ende spurlos zu verschwinden. Ebenso ist es aber eine gleicherweise alte und neue Erfahrung, daß manche dieser Mitsänger, während ihr Sommer dauert, ein Publikum, ja oft ein größeres als die echten Sangesmeister, finden und so ihre vorübergehende Existenz durch eine Reihe von Auflagen zu dokumentieren vermögen. — Von diesem Punkte scheint mir der mechanische Druck auszugehen, durch welchen, zum nicht geringen Verderb, grade die am meisten in den Familien eingebürgerten Sammlungen mit jenen farblosen Versifikationen angefüllt sind, von denen aus jedem mäßigen Gefühl ein Duzend gemünzt werden könnte, gegen die sich aber freilich nichts einwenden läßt, als daß sie eben nichts bedeuten! — Dem entgegen zu treten, soll dieses Buch einen Versuch machen.

Die Sammlung beginnt mit Claudius, der in einer Zeit, wo sowohl die poetische als die musikalische Lyrik in Deutschland sich in konventionelle See- und Kaffeeliedchen verloren hatte, zuerst den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung, namentlich, und bis jetzt kaum übertroffen, der Naturempfindung wiederfand; der, bevor ein solcher Ton von Goethe laut geworden, sein Neujahrslied anhub:

„Es war noch frühe Dämmerung
Mit leisem Tagverkünden,
Und nur noch eben hell genug,
Sich durch den Wald zu finden;
Der Morgenstern stand linker Hand,
Ich aber ging und dachte
Im Eichtal an mein Vaterland,
Dem er ein Neujahr brachte.“

und sein von Naturgefühl getränktes keusches „Wiegenlied beim Mondschein“ gedichtet hatte, das dieses Buch der Vergessenheit zu entreißen sucht.

Zur näheren Verdeutlichung des Gesichtspunktes, von welchem aus die vorliegende Sammlung entstanden ist, sei es mir gestattet, noch einige Bemerkungen vorauszuschicken.

Wie ich in der Musik hören und empfinden, in den bildenden Künsten schauen und empfinden will, so will ich in der Poesie womöglich alles drei zugleich.

Von einem Kunstwerk will ich, wie vom Leben, unmittelbar und nicht erst durch die Vermittlung des Denkens berührt werden; am vollendetsten erscheint mir daher das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht. — Der bedeutendste Gedankengehalt aber, und sei er in den wohlgebautesten Versen eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als toter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüt und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich körperliche Gestalt gewonnen hat. — An solchen toten Schätzen sind wir überreich.

Die Lyrik insbesondere anlangend, so ist nach meiner Kenntnis unserer Literatur die Kunst, „zu sagen, wie ich leide“, nur wenigen, und selbst den Meistern nur in seltenen Augenblicken gegeben. Der Grund ist leicht erkennbar.

Nicht allein, daß die Forderung, den Gehalt in knappe und zutreffende Worte auszuprägen, hier besonders scharf hervortritt, da bei dem geringen Umfange schon ein falscher oder pulsloser Ausdruck die Wirkung des Ganzen zerstören kann; diese Worte müssen auch durch die rhythmische Bewegung und die Klangfarbe des Verses gleichsam in Musik gesetzt und solcherweise wieder in die Empfindung aufgelöst sein, aus der sie entsprungen sind; in seiner Wirkung soll das lyrische Gedicht dem Leser — man gestatte den Ausdruck — zugleich eine Offen-

barung und Erlösung, oder mindestens eine Genugtuung gewähren, die er sich selbst nicht hätte geben können, sei es nun, daß es unsre Anschauung und Empfindung in ungeahnter Weise erweitert und in die Tiefe führt, oder, was halb bewußt in Duft und Dämmer in uns lag, in überraschender Klarheit erscheinen läßt.

Am ärmsten scheint mir unsre patriotische und sogenannte politische Lyrik. So unzweifelhaft es ist, daß das Leben in Staat und Gemeinde ein ebenso berechtigter Gegenstand für die menschliche Empfindung und daher für die Lyrik ist, als das Einzel- oder Familienleben, so ist es hier, wie in der Natur dieser *poesis militans* liegt, doch weit seltener gelungen, den Stoff von dem Boden der bloßen Wirklichkeit abzulösen und andererseits sich nicht an rhetorischer Phrase und Bildermacherei genügen zu lassen. So kommt, um Beispiele anzuführen, Uhlands „Wenn heut ein Geist herniederstiege“ – abgesehen von dem selten schönen Anfang und Ende – kaum über eine poetisch gefärbte Kammerrede hinaus; so ist neuerdings von den vielen Gedichten für meine Heimat Schleswig-Holstein auch nicht eins zu einer irgend in Betracht kommenden Innerlichkeit gelangt.

Wenn wir auch, was Dingelstedt in Bezug auf die Zeit nach Uhland, Rückert und Heine in seiner Gedichtsammlung von 1858 ausgesprochen,

Die Lyrik, unser alter Stolz und Halt,

Wird nicht mehr jung, die jüngste niemals alt.

nicht mögen gelten lassen, sondern sogar durch diese Sammlung zu widerlegen hoffen, so ist doch nichts unrichtiger als die von A. Meißner aufgestellte Parallele:

Im Gartenteich wird nie ein Schiffer scheitern,

Im kleinen Liede kein Poet erliegen.

Denn gilt es dabei auch nicht einen Berg zu versetzen, so gilt es doch eine Perle zu finden, und nur wenige Muscheln haben Perlen.

Heine sagt sehr richtig: „Ein Lied ist das Kriterium der Ursprünglichkeit.“ Die meisten unserer sogenannten Dichter aber

sind ihrem eigentlichen Wesen nach Rhetoriker mit mehr oder minder poetischem Anstrich und der lyrischen Kunst so gut wie ganz unmächtig. —

Die Auswahl selbst anlangend, so ist sie bei den älteren Dichtern, deren Werke jetzt in aller Händen sind, eine verhältnismäßig beschränktere; bei einigen wenig bekannten dagegen, auf welche dieses Buch aufmerksam zu machen wünscht, eine verhältnismäßig weitere. Wo die Fassung von den bisherigen Drucken abweicht, beruht dies auf handschriftlicher Änderung der Verfasser. Was ich von Eigenem beifügen zu müssen gemeint habe, möge seinen Platz zwischen dem übrigen selbst zu behaupten suchen.

Bei der Revision der Sammlung sind an literärhistorischen Werken von mir benutzt: Deutsches Lesebuch von W. Wackernagel, *II*. 2; Elf Bücher deutscher Dichtung von Karl Gödke; Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843 von demselben; Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes von D. L. B. Wolff; Die deutschen Dichter der Neuzeit von Ignaz Hub; Deutsche Lyriker seit 1850 von E. Kneschke; Geschichte der deutschen Literatur von Heinrich Kurz; von den vorhandenen Anthologien insbesondere: Deutscher Dichterwald von Georg Scherer, welche in Betreff der lebenden Dichter auch als Selbstanthologie der Verfasser ein besonderes Interesse beanspruchen kann.

Möge nun dies Buch dazu helfen, einesteils auch dem größeren Publikum einen Maßstab für poetische Leistungen in die Hand zu geben; andernteils diejenigen mit unserer Lyrik wieder zu befreunden, welche der ungeheuere Wust des Nichtigen von dieser Dichtungsart zurückgeschreckt hat; und möge endlich nicht verkannt werden, daß, wie die Arbeit, so auch das Verdienst dieses Buches, insoweit es ein solches beanspruchen kann, zum großen Teil in dem zu suchen ist, was dasselbe nicht enthält.

Husum, 7. Juni 1870.

Lh. St.

Anzeige des zweiten Teils von Klaus Groths „Quickborn“

Unter diesem Titel ist soeben ein neuer Band plattdeutscher Dichtungen erschienen, welchen alle mit Freuden begrüßen werden, denen der ursprüngliche „Quickborn“ des Verfassers lieb geworden und geblieben ist. Und wenn auch mit Recht die lebendige Gegenwart uns mehr als je in Anspruch nimmt, so dürfte es doch manchem eine willkommene Erquickung sein, für eine kurze Zeit aus dem ungeheuren Allgemeinen in ein individuell Begrenztes, aus der strengen, abspannenden Wirklichkeit in eine ideale Welt einzuführen, wo Kampf und Schuld, die auch hier nicht fehlen, in dem Frieden der Kunst beschlossen und gesühnt sind.

Es ist ein reiches und tüchtiges Buch, das vor uns liegt, und völlig geeignet, von dem Leben nicht nur der Menschen, sondern auch des Dichters Zeugnis abzulegen.

Die Sammlung beginnt mit „De Heisterkrog“, einer umfangreichen poetischen Erzählung in ungereimten Jamben. — In der Schilderung des Bredstedter „Michelimarkts“, womit die Dichtung sich eröffnet, werden wir vielleicht kaum ganz über die Wirklichkeit hinausgehoben; aber schon zu Ende dieses Gesanges beginnt der Dichter, uns in seiner Welt heimisch zu machen. Mit sicherer Hand, in lebendigen, charakteristischen Zügen läßt er vor unsern Augen die Eindeichung des wüsten Vorlandes geschehen, und bald auch erhebt sich aus dem üppigen Marschgrase des „Nien Koogs“ der große Bauerhof, der im Erdbuche „Süderwisch“, im Volke aber nach den Vögeln, die dort in den hohen Eschen ihre Nester haben, „de Heisterkrog“ genannt wird. — Hiermit ist der Schauplatz der Dichtung gegeben. Deutlich sehen wir den Gründer dieses Hofes, den klugen Holländer Rip van Haarlem, wie er vor seinen Eschen steht und dem Treiben der Elstern zusieht — „mein Hexters“, wie er sie in seiner Muttersprache nennt:

Dar kunn he Morgens, sän de Knechtens, stan,
 Un smök sin kalten Pip und kiken rop,
 As keek he na sin Duben, na „mein Hexters“,
 Wa se dar schracheln in die hogen Böm,
 As snacken se en Sprak, de he verstunn,
 De wull torügg reck in en anner Lid,
 Wo't nich so eensam weer, wo lewe Minschen
 Noch Stimm un Ton hart'n, Modersprok noch schall,
 As nu de Hexters op den Heisterkrog.

Die Worte lassen ahnen, daß sich ein verhängnisvolles Stück Menschenleben – unerwarteterweise nicht dieses Alten, sondern seines Sohnes Jan van Haarlem – vor uns abspielen soll, und schon im ersten Gesange, wo dieser mit seinen schwarzen Rassepferden über den Jahrmarkt fährt, fällt ein Schatten auf das heitere Bild.

Auf den „Heisterkrog“ folgt die Novelle „Um de Heid“. – Wie der beliebte Spaziergang, dem dieser Titel entlehnt ist, die alte Dithmarsische Stadt umfaßt, so enthält auch die Novelle in ihrem Rahmen ein ausgeführtes Lebensbild derselben zur Zeit der alten Napoleonischen Invasion. Erquicklich erhebt sich aus dem Kleinleben der Stadt, sowohl durch die Großartigkeit des Geschäftsbetriebes als durch den Sinn für schönere Gestaltung des Lebens, das Heimwesen eines Mannes, der mit dem Fernblick des Genies über die engen Grenzen seiner Heimat hinaussieht. Zu ihm stellen sich zwei jugendliche Gestalten, seine Tochter und sein Zögling, an Geist und Sinn zu ihm gehörig. Die hereinbrechenden Weltereignisse zerstören zwar den mit so kühner Hand errichteten Bau, dem die kleine Stadt schon längst mit Bewunderung und Mißtrauen zugehört; aber der unabwendbare Einsturz zersprengt zugleich die Hülle, in der ein junges Glück mit Schmerz zu Tage rang, und, während Haus und Garten in gespenstischen Verfall geraten, wissen wir die Menschen, denen unsere Teilnahme angehört, in der Ferne durch ihre sittliche Kraft gerettet.

Sowohl in dieser Novelle, wie in dem „Heisterkrog“, tritt der Dichter, und zwar gerade in Bezug auf die Hauptperson, nur selten aus seiner berichtenden Weise heraus, aber die Erzählung läßt trotzdem im wesentlichen nichts an Frische und Lebendigkeit vermissen. Was beide Dichtungen überdies auszeichnet, ist, ich möchte sagen: eine sittliche Schönheit und eine Fülle der feinsten Beobachtung. Allerdings ist in denselben eine hochdeutsche Bildung, und die plattdeutsche Sprache muß daher mitunter bei ihrer geschulteren Schwester borgen gehen – vielleicht tut sie es hier mitunter ohne Not –; aber einerseits dürfte durch den geistigen Gewinn, der uns dadurch zufällt, der kleine sprachliche Verlust mehr als ausgeglichen werden, andererseits konnten diese Dichtungen, wie sie da sind, nur plattdeutsch geschrieben werden, denn der Boden, auf dem sie erwachsen und auf dem des Dichters Anschauung sie erfaßt hat, gehört dieser Sprache an. Denn wir sehen nicht etwa nur die Existenz einzelner Menschen, sondern das Menschenleben überhaupt, ja, auch das Naturleben, Luft und Wetter, auf einem bestimmten Fleckchen Erde an uns vorübergehen.

Die Gedichte, welche das letzte, kleinere Drittel des Bandes ausmachen, bringen uns einen Nachsommer zum ersten Teil des „Quickborn“, und es sind einzelne darunter, wie „He much ni mehr“, „Fru Nachdigal“, aus den Kinderliedern: „Na'n buten!“ und das allerliebste „Versteken“, welche den besten dort kaum etwas nachgeben dürften.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, eine eingehende Kritik des Buches zu geben; sie wollen zunächst nur auf das Erscheinen desselben aufmerksam machen und den wohlbegründeten Wunsch aussprechen, daß es bald nirgends fehlen möge, wo der erste Teil des „Quickborn“ eine Stätte gefunden hat.

M. Solitaire

Die schon 1847 erschienenen „Bilder der Nacht“, denen die erste der mitgeteilten Dichtungen [Micha] angehört, sind so wenig bekannt geworden, daß sie selbst in der Geschichte der deutschen Literatur von Heinrich Kurz, welche sonst auch dem Unbedeutendsten Rechnung trägt (gleich den Dichtern S. 307, 384, 426, 465, 488, 540, 580, 636 u. a.), keine Erwähnung gefunden haben. Das hier Gegebene wird genügen, um auf die eigentümliche Bedeutung der Sammlung aufmerksam zu machen.

Ich möchte alle, die das Faustische Element nicht nur als Stoff, sondern auch als Faktor der Dichtung gelten lassen — und es gehört doch wohl zum vollen Menschenleben und kann daher auch in der Lyrik seinen Platz beanspruchen —, auf die so wenig bekannten „Bilder der Nacht“ hinweisen. Es dürfte unter den deutschen Dichtern kaum einen zweiten geben, in welchem es mit so ergreifender Innerlichkeit und in so lebensvollen, farbensatten, wenn auch von düsterer Glut bestrahlten Gebilden zur Erscheinung gekommen wäre. Mag man immerhin die Anschauungen und den oft schneidenden Pessimismus des Dichters nicht teilen, jedenfalls wird man zugeben müssen, daß die Fackel seiner Poesie von der alltäglichen Oberfläche in Tiefen und Abgründe der Menschenbrust und des Menschenlebens hinableuchtet, vor denen ein ernster Mensch die Augen nicht verschließen soll. Daß wir es hier außerdem mit einem Dichter von einer selten kräftigen Eigenart zu tun haben, werden schon die mitgeteilten Proben beurfunden.

Eine zurückgezogene Vorrede aus dem Jahre 1881

Nach einer Zeitungsnotiz hat neuerdings einer unserer gelesensten Romanschriftsteller bei Gelegenheit einer kürzeren, von ihm als „Novelle“ bezeichneten Prosadichtung die Novelle als ein Ding bezeichnet, welches ein Verfasser dreibändiger Romane sich wohl einmal am Feierabend und gleichsam zur Erholung erlauben könne, an das man aber ernstere Ansprüche eigentlich nicht stellen dürfe.

Ob die so eingeleitete Arbeit einer solchen Herabsetzung ihrer Gattung bedurfte, vermag ich nicht zu sagen. Indessen sei es mir gestattet, wie vordem bei Gelegenheit meines „Hausbuches aus deutschen Dichtern“ zur Lyrik, so hier zur Novellistik, als der Dichtungsart, welche die spätere Hälfte meines Lebens begleitet hat, auch meinerseits ein Wort zu sagen.

Die Novelle, wie sie sich in neuerer Zeit, besonders in den letzten Jahrzehnten, ausgebildet hat und jetzt in einzelnen Dichtungen in mehr oder minder vollendeter Durchführung vorliegt, eignet sich zur Aufnahme auch des bedeutendsten Inhalts, und es wird nur auf den Dichter ankommen, auch in dieser Form das Höchste der Poesie zu leisten. Sie ist nicht mehr, wie einst, „die kurzgehaltene Darstellung einer durch ihre Ungewöhnlichkeit fesselnden und einen überraschenden Wendepunkt darbietenden Begebenheit“; die heutige Novelle ist die Schwester des Dramas und die strengste Form der Prosadichtung. Gleich dem Drama behandelt sie die tiefsten Probleme des Menschenlebens; gleich diesem verlangt sie zu ihrer Vollendung einen im Mittelpunkte stehenden Konflikt, von welchem aus das Ganze sich organisiert, und demzufolge die geschlossenste Form und die Ausschcheidung alles Unwesentlichen; sie duldet nicht nur, sie stellt auch die höchsten Forderungen der Kunst.

Daß die epische Prosadichtung sich in dieser Weise gegipfelt und gleichsam die Aufgabe des Dramas übernommen hat, ist

nicht eben schwer erklärlich. Der Bruchtheil der Nation, welchem die Darstellung der Bühne zugute kommt, wird mit jedem Tage kleiner, hinter dem wachsenden Bedürfnis bleibt die Befriedigung immer mehr zurück; dazu kommt, daß gerade die poetisch wertvollen neueren Dramen nur selten die Bühne erreichen oder nach dem ersten Versuche wieder davon verschwinden, sei es wegen der Unzulänglichkeit unserer deutschen Schauspieler oder weil, vielleicht im Zusammenhange mit dem erst-erwähnten Umstande, den Dichtern ein gewisses praktisches Verständnis für die Darstellbarkeit abging. So haben sich denn andere Leute der Bühne bemächtigt, und man begnügt sich dort lieber mit Sachen, welche den besten der Jffland-Roszebue-Periode nicht einmal das Wasser reichen; aber was solcherweise der dramatischen Schwester entzogen wurde, ist der epischen zugute gekommen.

Im übrigen geht es mit der Novellistik wie mit der Lyrik: alle meinen es zu können, und nur bei wenigen ist das Gelingen, und auch dort nur in glücklicher Stunde.

— — Wenn ich mit Vorstehendem diese neuen Bände der Gesamtausgabe meiner Schriften einleite, so habe ich damit nur die Ziele bezeichnen wollen, welche in der Novellistik zu erreichen sind; inwiefern von mir selber in dieser Richtung hie und da etwas erreicht worden, will ich denen, die nach uns kommen, zur Entscheidung überlassen; denn so viel ist gewiß, der einzige Probierstein des poetischen Werkes ist die Dauer.

Hademarschen, im Juni 1881.

Lh. Storm.

Anmerkungen

Die vorliegende Ausgabe von Storms Lebenswerk will eine kritische Ausgabe sein. Über die Grundsätze, die mich geleitet haben und die vielleicht auch für die Herausgabe der Werke anderer Dichter maßgebend sein können, liegt ein umfassender Rechenschaftsbericht vor in meiner Abhandlung „Prolegomena zu einer Ausgabe der Werke Theodor Storms. Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, 70. Band, 1918, 3. Heft.“ Hier findet man eine Bibliographie der Novellen, viel Einzelnes über Storms Arbeitsweise, über das Verhältnis zu seinen Verlegern und die Gefahren, die dem Text einer Dichtung drohen, wenn sie aus einem Verlag in den andern wandert; hier ist auch alles Wesentliche zusammengefaßt, was sich aus der Druckgeschichte von Storms Novellen für die Entwicklung seiner Stilkunst entnehmen läßt.

Von diesem allen, obwohl es für die Erkenntnis der künstlerischen Formgebung und der Psychologie Stormscher Dichtungen wohl von Bedeutung ist, sollte die Ausgabe seiner Dichtungen entlastet werden. Sie bietet in ihren ersten sieben Bänden nichts als Texte, und zwar in der reinsten Form, die mit herzustellen möglich war. Erst der achte Band gibt in seinen Anmerkungen dem Wißbegierigen die Möglichkeit, in die Entstehungs- und Textgeschichte einzudringen.

Die Einleitung des ersten Bandes hat nicht den Ehrgeiz, mit dem gewichtigen Rüstzeug Paul Schüzes (Theodor Storm, Berlin 1887; 2. Aufl., besorgt von E. Lange, 1907), mit dem familiären Reiz der lebenswürdigen Bücher Gertrud Storms (Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens, 2 Bde., Berlin 1912 f.) oder dem reichhaltigen Beleg- und Datenwerk der vielen Charakteristiken und Monographien über den Husumer Poeten zu wetteifern. Ich kenne selbstverständlich diese ganze, oft mehr breite als tiefe Literatur, kenne auch alles gedruckte Briefmaterial und noch Hunderte von ungedruckten Briefen. Jeder Unterrichtete sieht, wie das alles dankbar verwertet ist. Die

Einleitung selbst aber wünscht nur in ruhigen Strichen die Entwicklung des Dichters, den Zusammenhang zwischen seinem Leben und seinem Schaffen zu zeichnen und dabei unauffällig, ebenso wie es die Anmerkungen tun, eine Menge unbekannter brieflicher Äußerungen mitzuteilen.

Die Gedichte Storms sind in zwei Gruppen zerlegt. Die erste enthält alles, was der Dichter selbst am Ende seines Lebens nach strenger und sogar überstrenger Selbstkritik anerkannt und in Sonderausgaben veröffentlicht hat. Diesen reifsten Gebilden aber hat er nie eine bewußte und befriedigende Anordnung gegeben. Es sind bei seinen Lebzeiten sieben Ausgaben seiner Gedichte erschienen: die erste (1852) bei Schwers in Kiel; die zweite vermehrte (1856), dritte (nur Titelaufgabe, 1859) und vierte (1864) bei Schindler in Berlin; die fünfte bis siebente, die kaum noch einen Zuwachs brachten (1875, 1880 und 1885), bei Gebr. Paetel in Berlin. In diesen kleinen Bändchen hat der Dichter anfangs wohl etwas Ordnung in seine Gedichte gebracht, aber doch nur mit lässiger Hand. Kleine Gruppen von sechs, acht oder zehn Liedern schließen sich bisweilen zu Einheiten zusammen; im ganzen aber geht der Weg im Zickzack. Und als nun neue Auflagen nötig wurden, schob der Verfasser von dem inzwischen Entstandenen bisweilen einiges an passende Stellen zwischen die früheren Bestände ein. Oft aber rückte er das Neue auch einfach in der Reihenfolge, wie es zufällig entstanden oder veröffentlicht war, an das Ende der bisherigen Gedichte. So konnten Aufeinanderfolgen entstehen, wie „An Klaus Groth“, „Über die Heide“, „Lyrische Form“, „Geh nicht hinein“, „An Agnes Preller“.

Diese Sorglosigkeit des Künstlers haben gerade seine treuesten Leser oft bedauert; ich konnte aus dem Munde unserer besten Lyriker wiederholt Klage darüber hören. Deshalb habe ich es gewagt, den Stormschen Gedichten eine neue, selbständige Anordnung zu geben, über die ich ein paar Erläuterungen im

Nachwort zu der Auswahl mitgeteilt habe, die in der Insel-Bücherei erschienen ist. Besser aber noch ist es, wenn die neue Gruppierung für sich selbst spricht.

Dem ersten Teil der Stormschen Gedichte folgt in etwa ebenso großem Umfang die „Nachlese“. Sie umfaßt die Stücke, die der letzten Prüfung des Dichters nicht standgehalten hatten, die aber doch schon irgendwann einmal von ihm selbst oder aus seinem Nachlaß von andern veröffentlicht worden waren. Nun weiß ich sehr wohl, daß Alfred Biese, von dem uns manches pietätvolle Wort zu Storms Ehren erklingen ist, einmal mit drohend pathetischer Gebärde ausgerufen hat, der Dichter werde mit kernigem Holstenwort dawider wettern, daß „man die längst von ihm als unreife Jugendlyrik in verdiente Vergessenheit zurückgewiesenen Gedichte wieder hervorzerzt“. Aber mich schreckt das Holstenwort nicht, ich zerze auch nichts hervor; in der Besinnung weiß ich mich eins mit des Dichters Tochter Gertrud und bekenne mich zu der Forderung Lessings und Goethes, daß der Menschheit nichts, was sie einmal besessen, wieder solle entzogen werden. Und so habe ich die „Nachlese“, in der sich allerdings einige unbedeutende Gedichte finden, so gestaltet, daß sie durch ihre streng chronologische Anordnung die Entwicklung des Künstlers abspiegelt. Selbstverständlich ist der Wert dieser lyrischen Biographie nicht durch Einmischung bisher ungedruckter Nichtigkeiten verringert worden. Es gibt noch eine große Zahl unveröffentlichter Stormscher Gedichte, unreifer Jugendversuche wie Improvisationen, Stammbuchreimereien und Episteln späterer Zeit. Die sind unbeachtet geblieben. Nur drei bisher ungedruckte Gedichte erschienen mir der Mitteilung wert: „Mysterium“, „Wir haben nicht das Glück genossen“, und „Nur heute ist“. Andererseits habe ich das kleine Gedicht „Frühlingsankunft“ (Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1850, im Kalender, zum Monat März) weggelassen. Ich spreche es (trotz Euphorion 19, 465 und Walther Herrmann, Storms Lyrik, 1911, S. 40) mit

Alfred Biese Storm ab; es ist weder äußerlich noch innerlich beglaubigt.

Die Novellen habe ich durchaus nach der Zeitfolge geordnet und sie bandweise nach den Lebensstationen des Dichters abgeteilt. Damit ist ein alter Wunsch Theodor Storms erfüllt. Von den Erzählungen „Viola tricolor“ und „Von heut und ehedem“, die beide aus dem Jahr 1873 stammen, ohne daß man die Entstehungszeit genau festlegen kann, hat „Viola tricolor“ aus Gründen der Abgrenzung der Bände den Vortritt erhalten, obwohl ihr Erstdruck aus dem Jahr 1874 datiert.

Aus der Reihenfolge der „Aufsätze, Anzeigen und Vorreden“ sind diejenigen entfernt worden, die besser in den Anmerkungen zu dieser Ausgabe ihre Stelle gefunden haben, ebenso die Besprechung der Canzonen von Karl Candidus (Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt 1854, S. 29 f.) und die der Gedichte J. G. Fischers (ebenda S. 101 f.), weil hier die Verfasserschaft Storms unsicher ist. Weggelassen ist das kurze Vorwort zu Ernst Esmarchs „Chronik der Familie Esmarch“ (1887), das ohne das Buch selbst kein Interesse erregt, ferner die Sprüche, Sagen, Märchen und Schnurren, die der Dichter aus dem Volksmund aufgehascht und in Biernagkis Volksbuch oder Müllenhoffs Sagen mitgeteilt hat (vgl. auch A. Johannsen im Hamburger Fremdenblatt 1899, Nr. 60), sowie die mit Theodor Mommsen gemeinsam verfaßte Ankündigung einer Sammlung Schleswig-Holsteinischer Sagen in Biernagkis Volksbuch auf das Jahr 1844. — Unauffindbar war das Husumer Wochenblatt vom 11. Dezember 1852; darin muß eine kurze Besprechung von Klaus Groths Gedichten stehen. Und ebenso ist verschollen ein Aufsatz über Aberglauben im katholischen Deutschland, den Storm 1861 für die Gartenlaube geschrieben hatte, der aber nie gedruckt worden ist. Wir wissen über diese Gelegenheitsarbeit nur, daß Storm aus Heiligenstadt an L. Pietsch am 29. September (?) 1861 schrieb: „Für

die Gartenlaube habe ich einen Artikel über hiesigen Volksglauben heute abgesandt; ich bin aber ganz krüselig von dem „Beschreibe“, und daß er am 29. September an Keil den Wunsch gelangen ließ, der Artikel möge „aus persönlichen Rücksichten“ ohne Verfasseramen erscheinen.

Die Anmerkungen, für die ich wieder auf meine „Prolegomena“ hinweisen muß, ermöglichen dem Forscher und Liebhaber das Studium von Storms Dichtungen. Zu dem ersten Teil der Gedichte bringen sie die ganze Textgeschichte, zur Nachlese nur eine Auswahl der wichtigsten Lesarten. — Auch für die Novellen den ganzen Apparat sämtlicher Veränderungen von Druck zu Druck, oder gar auch der Kladden und Reinschriften zu geben, war natürlich nie beabsichtigt; es wäre sonst die Karikatur einer Storm-Philologie entstanden. Aber das Wichtigste der Bibliographie wird doch mitgeteilt; es werden die Drucke genannt, aus denen man dem Text, der im Lauf der Zeit von Ausgabe zu Ausgabe mehr entstellt ist, den alten reinen Klang wiedergeben kann. Die Anmerkungen machen auf die Konzeption, die Hauptmotive, die Entstehungsgeschichte jeder Novelle aufmerksam, auf die Sorgen des schaffenden Künstlers und auf die Mitarbeit der Freunde. Vor allem aber kam es auf Eines an: Storm hat manche Jugendwerke von Grund aus umgearbeitet, andern durch Zusätze, Auslassungen, bessere Motivierung aufgeholfen. Diese Abweichungen sind so vollständig und, wie ich hoffe, so übersichtlich wiedergegeben, daß — abgesehen von unbeträchtlichen Kleinigkeiten — jeder Leser sich mit Hilfe der Anmerkungen die letzte Fassung einer Novelle in ihre erste wieder zurückübersetzen kann. — Die Anmerkungen zu den Aufsätzen beschränken sich auf die notwendigsten Mitteilungen. Im übrigen ist auf die ausführlichen Erläuterungen zu verweisen, die Fritz Böhme dem neunten Band von Theodor Storms Werken (Spukgeschichten und andere Nachträge), Braunschweig und Berlin, Westermann 1913, beigelegt hat.

Und nun zum Schluß ein Wort des Dankes an treue Helfer. Er gilt in erster Linie Gertrud Storm in Barel, die unter ihren Geschwistern von der sinnigen Weltbetrachtung ihres Vaters und seinem andachtsvollen Erinnerungsvermögen vielleicht am meisten mit auf den Lebensweg bekommen hat. Als die treue Nachlasshüterin hat sie auch für diese Ausgabe bereitwilligst hergeliehen, was das Dichterarchiv in der kleinen oldenburgischen Stadt zu geben vermochte. Weiter bin ich tief verpflichtet Frau Anna Doren in Leipzig, Herrn Paul Graupe in Berlin, dem Insel-Verlag in Leipzig, den Herren P. A. Merbach, H. von Müller, der Firma Gebr. Paetel, Frau Justine Rodenberg und Frau Wally Schmidt in Berlin, Herrn Ludwig Saeng in Darmstadt, Herrn Dr. Robert Ulich in Leipzig, Herrn George Westermann in Braunschweig und Herrn Dr. Stefan Zweig in Wien. Viele Bibliotheken sind mir behilflich gewesen, insbesondere die Universitätsbibliotheken in Leipzig und Marburg, die Staatsbibliotheken (ehemals Königliche, Großherzogliche oder Hofbibliotheken) in Berlin, Dresden, München und Oldenburg, die Stadtbibliothek sowie die Bibliothek des Vereins für Hamburgische Geschichte in Hamburg, das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar.

U. K.

Anmerkungen zu den Gedichten

Oktoberlied (Bd. 1, S. 67). Handschrift (H) mit dem Datum 28./29. Okt. 1848 in Varel. Danach Faksimile hg. von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917, Berlin 1917. — Erster Druck mit der Jahreszahl 1848 in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1850. 1851 stellte Storm das Lied an den Eingang der „Sommergeschichten und Lieder“ „Als Prolog“. Seit 1852 eröffnet es das erste Buch der Gedichte.

² Schenk ein] Bring her H ¹¹ wissen's doch] wissen wohl H
¹³ fällt] rauscht H

Über die Entstehung berichtet Gertrud Storm (Theodor Storm, Bd. 1, S. 191) eine kleine Anekdote.

Die Stadt (Bd. 1, S. 68). Erster Druck (E) in der ersten Ausgabe der Gedichte, 1852, S. 129.

³ drückt] deckt E, 1856 geändert. Zu v. 6f.: Die Wendung, daß im Mai in Husum kein Vogel singe, ist nicht wörtlich zu nehmen. Wiederholt, z. B. in den Briefen an seine Kinder, S. 149, berichtet Storm das Gegenteil. Auch in den Briefen an seine Freunde S. 161.

Februar (Bd. 1, S. 68). Handschrift (H) mit der Überschrift „November“ in Varel. — Erster Druck (E) ohne Überschrift in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1849, im Kalender, zum Monat Januar. — In der ersten und zweiten Sammlung der Gedichte (1852 und 1856) als letztes (5.) Gedicht im Zyklus „Herbst“.

² Von roten Knospen übersäemt (so seit 1852)] Mit roten Knospen übersäemt H Mit roten Knospen dicht besäemt E

März (Bd. 1, S. 68). Handschrift (H) in Varel. — Erster Druck (E) in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1848, im Kalender, zum Monat März.

³ ist noch] noch ist HE, 1852 geändert.

April (Bd. 1, S. 69). Ältere Fassung des Gedichts (U) in Storms Briefen an seine Freunde, S. 71. — Handschrift der jüngeren Fassung mit der Überschrift „Mai 1853“ in Varel (Faksimile hg. von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917, Berlin 1917). — Auch der erste Druck, „Argo“ 1854, S. 311, hat noch die Überschrift „Mai“; geändert erst seit der 4. Ausgabe der Gedichte, 1864. — Als Vorspruch hatte Storm die Verse inzwischen im Jahre 1862 vor dem Kapitel „Im Schloßgarten“ der Novelle „Auf der Universität“ verwendet.

¹ [schlägt] singt U ² bewegt] bezwingt U

Mai (Bd. 1, S. 69).

1. Handschrift (H) in Varel. — Erster Druck (E) in Bier-
natzkis Volksbuch auf das Jahr 1848, im Kalender, zum Monat
Mai.

⁴ Der soll] Er soll E, 1851 in den „Sommergeschichten und
Liedern“ geändert. Storm sendet die Verse schon am 17. April
1845 brieflich seiner Braut (Briefe S. 55) und umschreibt sie
gleich darauf: Ich habe es ganz deutlich gehört, wie die Kinder den
Frühling einhurrat haben. Da muß der Poet mit dabei sein. In H
folgt auf den „Mai“ noch der ungedruckte Vierzeiler „Junn“:

Leichtherzig ist die Sommerzeit!
Getändelt wird, geküßt, gefreit,
Ein Kränzel auch wohl wird gemacht,
An Hochzeit nimmer gern gedacht.

2. Handschrift (H) mit der Überschrift „April“ in Varel. —
Erster Druck: Gedichte, 4. Aufl., Berlin 1864, S. 88.

v. 1 und 2 lauteten urspr.: Die Kinder pflücken die Weilchen all,
Sie knien im Gras am Mühlengraben. H Entstehungszeit März
1859, denn am 29. März schreibt Storm an seine Eltern (Briefe
in die Heimat S. 128 f.): „Eine Flut von Weilchen bricht überall aus
dem Grase hervor; alle Kinder laufen mit blauen Sträußen, sie wollen
den Frühling recht handgreiflich in ihren kleinen Fäusten haben.“

Die Nachtigall (Bd. 1, S. 69). Erster Druck (E) 1857 in der
umgearbeiteten Fassung des Märchens „Hinzelmeyer“ (vgl. Bd. 1,
S. 341). Hier ist aber nicht die ganze erste Strophe am Schluß
wiederholt, sondern nur die beiden ersten Verse. Das Märchen
hat in allen Drucken die älteren Lesarten des Gedichts beibe-
halten. In der 4. Auflage der Gedichte (1864) erschien das Lied
in der neuen Form.

⁴ in Hall] von Hall E ⁶ Der Vers, den E richtig bringt,
lautet in den Gedichtausgaben mit Verletzung des erforderlichen
Dreireims: Sie war doch sonst ein wildes Kind;

Bettlerliebe (Bd. 1, S. 70). Erster Druck: Liederbuch dreier
Freunde, S. 124.

Die Kleine (Bd. 1, S. 70). Erster Druck 1851 in den „Sommer-
geschichten und Liedern“, S. 122. — Die Handschrift (H) in
Varel faßt zwei Gedichte unter der gemeinsamen Überschrift
„Agnes“ zusammen; sie beziehen sich auf Agnes Jensen, die
Schwester von Storms späterer zweiter Frau, Doris Jensen. Das
erste [ungedruckte] gibt in unbedeutenden Versen eine Szene
wieder, in der das oberflächlich plaudernde, nur mit nichtigen
Äußerlichkeiten beschäftigte „reizende Wunder“ ganz im Schim-

mer unbewußter Anmut erscheint; das zweite, jetzt „Die Kleine“ überschrieben, schließt mit seinem „Und“ sich unmittelbar an.

² halberschlossen nur] kaum erschlossen noch H ³ dort] schon H
⁶ dämmergrünen Gang] grünen Dämmergang H

Nelken (Bd. 1, S. 71). Erster Druck (E): Liederbuch dreier Freunde, S. 108, ohne Überschrift.

⁵ zum Tanz] nur 1852: zu Tanz ⁶ tat] thät E, 1852 geändert. — Das Gedicht ist vielleicht Berta von Buchau gewidmet.

Dämmerstunde (Bd. 1, S. 71). Erster Druck (E): 1. Ausgabe der Gedichte, 1852, S. 21.

⁶ Atem] Athmen E, geändert 1864 (4. Ausg. der Gedichte). — Das Gedicht ist an Berta von Buchau gerichtet.

Junge Liebe (Bd. 1, S. 72). Erster Druck (E) mit der Überschrift „Liebeslaunen“ und ohne den Vorspruch: Liederbuch dreier Freunde, S. 84/5. Schon für die erste Ausgabe der Gedichte überarbeitet.

¹ Ihr Aug ist blau,] Blau ist ihr Aug', E 5—7 urspr. Oft wenn im braunen Lehnstuhl ich geruht, Sie still betrachtend als mein liebstes Gut, Dann springt sie auf und an des Stuhles Lehne 22—24 urspr. „Was für ein Traum!“ (diese vier Worte auch noch 1852) — Da haß' ich sie geschwind, Und zwing' mit tausend Küßen sie zu eigen, Bis sie auf's neu mir Liebe schwört und Schweigen.

Zu dem Anfang des Gedichtes, das 1837 entstanden ist und sich auf die Liebe Storms zu dem Kinde Berta von Buchau bezieht, teilt Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 149, einen noch älteren Entwurf mit:

Blau ist ihr Aug', nachtraun ihr lockicht Haar,
Ein schelmisch Mündlein, wie nur eines war,
Ein launisch Kind; — doch all ihr Widerstreben
Bezwingt ihr Herz, das mir so ganz ergeben.

Oft wenn ich müde noch im Lehnstuhl ausgeruht,
Sie stumm betrachtend als mein höchstes Gut,
Dann brach sie los, die weiße Stirne faltend:
„Ich muß gestehn, du bist sehr unterhaltend.“

Das Motto ist zuerst gedruckt 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 96, aber als Vorspruch zur „Dämmerstunde“ (S. 75); erst 1852 ist es dem Gedicht „Junge Liebe“ zugeteilt worden. Storm hat es dann noch einmal in der Novelle „Eine Halligfahrt“, und zwar als Inschrift eines Geigenkastens verwendet, vorgeblich als Nachdichtung nach einem italienischen Original.

Vierzeilen (Bd. 1, S. 73).

1. Erster Druck (E): Liederbuch dreier Freunde S. 72, eingliedert in Theodor Mommsens Potpourri „Die Kapelle und Höhle“.

³ er sei] er wär' E, 1852 geändert.

2. Erster Druck: Liederbuch dreier Freunde S. 120. — Es ist Berta von Buchau gewidmet.

3. Erster Druck (E): Liederbuch dreier Freunde S. 90 als vierte der dort vereinigten acht „Vierzeilen“; Umarbeitung seit 1852.

¹ Die Lieb ist wie] Es ist die Lieb' E ² dich lieblich ein;] und singt dich ein; E

Frage (Bd. 1, S. 73). Erster Druck (E) ohne Überschrift: Liederbuch dreier Freunde, S. 86.

⁴ die Sonne] die Sonn' ist E

An Berta von Buchau gerichtet.

Rechenstunde (Bd. 1, S. 74). Erster Druck (E): Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 83. Überschrift 1852 und 1856: Rechenstunde.

⁵ Nun schau mich] So schau' mich E, 1852 geändert.

Das Gedicht ist Berta von Buchau gewidmet.

Damendienst (Bd. 1, S. 74). Handschriftlicher Entwurf (H) in Varel: „Meine Gedichte“ S. 114f. — Erster Druck: Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 129.

In H noch die Strophe:

Und um uns nicht zu betrüben,
Wir wollen uns, eh ichs vergess',
Um des Himmels willen nicht lieben,
Holdseligste Prinzess.

An Berta von Buchau gerichtet.

Dämmerstunde (Bd. 1, S. 75). Handschrift (H) in Varel: „Meine Gedichte“ S. 99. — Erster Druck (E): Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 89.

² Die Abendsonne] Der Abendshimmer HE, geändert 1852 in den Gedichten. ⁴ beschienen] umschienen H

Das Gedicht stammt aus der Zeit von Storms Liebe zu dem Kinde Berta von Buchau.

Zwischenreich (Bd. 1, S. 75). Erster Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 53f. — Die ursprüngliche Fassung, handschriftlich in Varel, lautet:

Meine ausgelass'ne Kleine
Geht zur Konfirmation;
Ach, sie trägt in ihrem Herzen
Nur die Jungfrau und den Sohn.

Ja, die ungestümen Augen
Schmachten nach dem Himmelreich,
Und die durstig roten Lippen
Predigen Entfagung euch.

Jene süße Himmelsdemut,
Die der Sünder Hoffart schilt,
Hat das ganze Schelmenantlitz
Wie mit grauem Flor verhüllt.

Ach, ich kenne sie nicht wieder,
Die so schön mit uns gedahlt;
Auf die Liziansche Venus
Ist ein Heilgenbild gemalt.

Nirgends mehr für blaue Märchen
Ist ein einzig Plätzchen leer;
Nur Traktätlein und Asketen
Liegen ärgerlich umher.

Ja, es wäre zum Verzweifeln —
Aber, Herz, wir wissen schon,
Deinen ganzen Bößgenplunder
Wirft ein einz'ger [aus: der erste] Mann vom Thron.

Abschied. Mit Liedern (Bd. 1, S. 76).

1. Erster Druck unter der Überschrift „Jugendliebe. Mit Liedern“ 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“ S. 111. Die neue Überschrift zuerst 1852.

2. Erster Druck: Gedichte, 1852, S. 150.

Käuzlein (Bd. 1, S. 77). Erster Druck: Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 35. Das Ende der ersten Strophe ist ein Nachklang an den Kehrreim von Herweghs Reiterlied „Die bange Nacht ist nun herum“.

Die Zeit ist hin (Bd. 1, S. 77). Erster Druck 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 102.

Wohl rief ich sanft dich an mein Herz (Bd. 1, S. 78). Erster Druck: 1852 in der 1. Ausgabe der Gedichte, S. 24 f.

Du schläfst (Bd. 1, S. 79). Erster Druck beider Strophen, die schon durch die Wahl der Lettern stark gegen einander abgehoben sind, um zu zeigen, daß jeder der beiden Vierzeiler ein selbständiges Ganze ist: in den „Sommergeschichten und Liedern“, 1851, S. 103. Zu spät erst erfahre ich von Gertrud Storm, daß ich das Gedicht hier nicht hätte einreihen dürfen, weil es an

Doris Jensen gerichtet ist, als sie in der Zeit der unseligen Leidenschaft schwer erkrankt war und mit dem Tode rang.

Zu den „Neuen Fiedelliedern“ (Bd. 1, S. 80).

Im Liederbuch dreier Freunde 1843 waren S. 47—50 ein Vorspruch und 7 Fiedellieder mitgeteilt worden; von diesen rührten der Vorspruch und die Gedichte 2 und 5 von Theodor Storm, die übrigen von Theodor Mommsen her. In seine „Gedichte“ und auch noch in die Gesamtausgabe von 1889 nahm Storm dann seinen Anteil auf, indem er in das „Zweite Buch. Ältere Gedichte“ zwischen das Lied „Das Mädchen mit den hellen Augen“ und „An die Freunde“ eine Gruppe von 4 Fiedel-Liedern stellte. Das sind:

1) Der alte Vorspruch aus dem Liederbuch dreier Freunde, S. 47:

Wenn uns unterm Fiedelbogen
Manche Saite auch zersprang:
Neue werden aufgezogen
Und sie geben frischen Klang.

2) Das Lied aus dem Liederbuch dreier Freunde, S. 49, N. 5:

Nun ein Scherflein in die Runde,
Von den Kavaliern allen
Für mein Lied, und ganz besonders
Weil's den Frauen so gefallen.

Daß sie alle mit einander
Lustig klingen in der Tasche!
Und, Herr Wirt, vom besten Elfer
Eine wohlgezogene Flasche!

Nun ein Lied, und nun ein Humpen
Schwer von lieblichen Getränken!
Ewig, ewig, unermülich
Will ich meinen Bogen schwenken!

3) Das Lied aus dem Liederbuch dreier Freunde, S. 47, N. 2:

Musikanten wollen wandern —
Durch die Saiten streift der Wind,
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geschwind.

Musikanten wollen wandern —
Auf die Neige ging der Wein;
Zieh'n die Lieder in die Weite,
Muß der Spielmann hinterdrein.

4) Das Lied „Gute Nacht“, Liederbuch dreier Freunde, S. 46, das ursprünglich gar nicht zu den Fiedelliedern gehörte und erst durch eine hinzugedichtete dritte Strophe in den Motivkreis mit einbezogen wurde. Es lautete ursprünglich:

Nun geht der Mond durch Wolfennacht,
Nun ist der Tag herum;
Da schweigen alle Vögel bald
Im Walde um und um.

Die Drossel pfeift ihr letztes Stück,
Ein Stück zu allerbest;
Die Amsel schlägt den letzten Ton,
Und fliegt zu Nest, zu Nest.

In die „Neuen Fiedel-Lieder“, deren Manuskript Storm nach einem im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar liegenden Brief am 28. Juni 1871 an Rodenberg in Berlin sandte, [erster Druck (E): Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft, hg. v. E. Dohm und J. Rodenberg, Bd. 8, S. 534–539] gingen die vier alten fast völlig auf. Die alte N. 5 (Nun ein Scherflein . . .) wurde zunächst umgearbeitet und lautete:

Pause nun! Und morgen weiter,
Wenn ihr dann mir hold geblieben!
In dem Glanz der Frauenaugen
Steht der schönste Lohn geschrieben.

Doch ihr Herren Kavaliere,
Leben muß der Musikante,
Und es wehn gar heiße Lüfte
Selbst mitunter im Andante! —

Dank! Habt Dank! Das lichte Silber
Soll nicht rosten in der Tasche;
Frisch, Herr Wirt! Vom grünen Rheine
Eine wohlgezogene Flasche!

Hoch das Glas! Zu neuen Liedern
Geb' es Kraft und Herzenstwonne!
Ha, wie lieblich in die Adern
Strömt der Geist der Heimatsonne!

Seit 1873 aber ließ der Dichter dieses Lied ganz fort und rettete nur die letzte Strophe in das sechste neue Fiedellied hinüber. Im übrigen verwendete Storm den früheren Vorspruch mit

leichter Veränderung als erste Strophe des zweiten neuen Fiedelliedes; das alte Lied N. 3 (Liederbuch dreier Freunde S. 47, N. 2: Musikanten wollen wandern) wurde erweitert zu dem neuen sechsten, und das alte dreistrophige Lied N. 4 (die Erweiterung von „Gute Nacht“) trat unverändert an achte Stelle.

Der ganzen, nunmehr zehn (1871: elf) Lieder umfassenden Gruppe gab dann der Dichter in E und in den „Zerstreuten Kapiteln“, Berlin 1873, S. 95 ff., folgendes Geleitwort, das für die Sonderausgaben der Gedichte auf wenige Sätze verkürzt wurde:

Es war in der Studentezeit, als in einem jetzt nicht mehr vorhandenen einsamen Wirtshause, oben im Walde an der Ostsee, mein gleichfalls nun längst von der Erde verschwundener Freund Ferdinand Röse, oder, wie er von uns und von sich selber gern genannt wurde, der Magister Antonius Wanst mit und den Brüdern Theodor und Lycho Mommsen sein tiefsinniges Märchen „Das Sonnenkind“ vorlas, in welchem der Held auf dem abgelegenen Schlosse Grümpelstein von sechzig alten Lanten erzogen wurde und von Mr. Breeches, nachdem er in der Nasenkrabbelmaschine seinen Spleen ausgenießt hatte, nur noch seine karierten Beinkleider übrig blieben. — Wir saßen in einem hohen Zimmer, in welches von draußen die Bäume stark hereindunkelten; und von fern aus den Buchenwipfeln hörten wir das Flattern der Waldtauben, als der Verfasser in seiner feierlichen Weise aus dem entrollten Manuskripte anhub: „Hans Fideldum, der lustige Musikant, ging durch ein Seitental des Böhmerwaldes rüstig vorwärts.“

Armer Magister Wanst! Wo sind jetzt deine Märchen? Wo dein großes Drama „Ahasver“, aus dem du einst zu Lübeck in deinem altväterischen Elternhause an der Trave, aber auch nur in weisevollster Stunde, wohl ein einzelnes Blättchen mir zu lesen gabst? Wer kennt die gedruckten Bände deiner „Individualitätsphilosophie“, die nach deiner Versicherung ihrem Jahrhundert vorausgeeilt war, und in welchem Krämerladen sind die nicht gedruckten, zum Teil bei strengem Winterfrost im ungeheizten Zimmer ausgearbeiteten übrigen Bände zu Düten umgewandelt worden? — Keine deiner Saaten ist aufgegangen, selbst dein Sonnenkind ist in dem „Pilger durch die Welt“ pr. 1845 nur verkrüppelt an das Tageslicht getreten. Du bist gestorben, verdorben; nur ich und dein treuester, bis ans Ende hülfreicher Jugendgenosse, Emanuel Geibel, wenn die alten Tage uns besuchen, mögen deiner dann und wann gedenken.

Damals aber, an jenem Sommernachmittag im Walde, warst du noch hoffnungreich und im Vollgefühl einer großen Lebensaufgabe; und mit Behagen hattest du neben ernstern Studien auch jenes Mär-

hen hingeschrieben. Nur für den Liederbedarf des Hans Fideldum, den du allein nicht zu decken wußtest, wurde die Beisteuer der Freunde in Anspruch genommen. Geibel hatte aus seinem Reichtum schon gegeben; dann schrieb auch ich die kleinen „Fiedel-Lieder“, wie sie noch jetzt in der Sammlung meiner Gedichte stehen.

— Und die Veranlassung, daß ich eben jetzt jener Jugendzeit gedenke?

Hier liegt sie vor mir, frisch aus der Presse wie aus dem Herzen: „Die Lieder jung Werners aus Scheffels Trompeter von Säckingen für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von Ludwig Scherff.“ — „Wer klappert von dem Turme seltsamen Gruß mir? Horch!“ — Hell und jung ist mein ganzes Haus geworden, seitdem diese herzerquickenden Lieder darin erklingen; ja dermaßen sind sie mir in die Glieder gefahren, daß ich meinen alten Fiedelbogen aus dem Staube hervorgesucht und damit gerade an der Stelle wiederum zu streichen angefangen bin, wo ich ihn vor dreißig Jahren abgesetzt hatte.

Dir aber, Meister Ludwig, dem Lebenden, dessen klare Manneskraft nicht im Sande verrinnen wird, lasse ich diese frischen Blätter zufliegen. Nimm sie hin nebst jenen alten, die der tote Freund nicht mehr gebrauchen kann; und mag es gelten, ob ich dich klingen machen kann, wie du es mir getan hast.

Und nun horch auf, wie sie gehen!

1. ¹⁰ Vorwärts über Berg und Strom!] Führt doch jeder Weg nach Rom! E, in der 5. Auflage der Gedichte, 1875, geändert. ¹⁴ hell im Wandern] durch die Gründe E, 1875 geändert.

5. ¹¹ Machst du mich doch] Kind! du machst mich E, 1875 geändert. Nach v. 12 hat nur E noch die Strophe:

Laß uns nicht von morgen reden.
Heute lacht dein roter Mund;
Ach! Die Erde will sich drehen,
Erd und Glück sind Kugelrund!

6. Strophe 2 (s. o.) fehlt in E und wurde erst 1875 eingefügt.

7. Nach Storms Brief an seinen Sohn Ernst, 24. Juni 1871 (Briefe an seine Kinder S. 138), ist das Gedicht am 23. Juni 1871 entstanden. Dieser Brief enthält die ursprüngliche Fassung (U).

¹⁴ Schaut am Lore dort des Böllners Blondes Lächterlein herfür, U

8. Dies Gedicht nahm auch Ferdinand Röse als Einlage in sein Märchen „Das Sonnenkind“ (Der Deutsche Pilger durch die Welt, Stuttgart 1845, S. 83) auf.

9. ³ jedweder] ein jeder E

Im ganzen sind die neuen Fiedellieder in froher Laune fast improvisatorisch leicht entstanden. Storm an seinen Sohn Ernst,

8. Aug. 1871 (Briefe an seine Kinder S. 141): „Sie sind fast alle aus dem innersten Behagen heraus geschrieben; Nr. 6 (jetzt: 5) und 9 in einer Nacht derart, daß ich immer wieder aus dem Bett sprang und bei der Lampe eine neue Strophe hinkritzelte; die sechs Strophen von Nr. 11 (jetzt: 10), doch gewiß ein hübsches und hergliches Lied, entstanden in etwa fünf Minuten, als ich zur Erholung aus unserm Gericht in die Allee hinter den Gärten der Süderstraße hinausstrat. Die glückliche, heitere Stimmung, die in den Liedern ist, erfüllte mich auch damals.“ Aber Ernst Storm, der etwas humorlose, unregsame Jüngling, der offenbar von seinem Vater nur würdige Dichtungen wünschte, erklärte die Fiedellieder für kokett und gemacht, wogegen sich der Dichter am 12. Juli 1871 zur Wehr setzte (G. Storm, Theodor Storm, Bd. 2, S. 156).

Im Volkston (Bd. 1, S. 88).

1. Aus der Novelle „Im Schloß“ (Bd. 2, S. 123, und die dazu gehörende Anmerkung). — Handschrift (H) in Obhut von Gertrud Storm in Varel. — Erster Druck: Gartenlaube 1862, N. 12, S. 177.

¹⁰ [So ganz geworden dein] in H urspr. Nun und für immer dein

2. Erster Druck von Strophe 1, 3 und 4 in der ersten Ausgabe von Storms Sämtlichen Schriften, 1868, Bd. 1, S. 15; erster Druck der 2. Strophe in der 7. Ausgabe der Gedichte, 1885, S. 16.

Storm teilte das Gedicht bald nach seiner Entstehung Friedrich Eggers etwa im Juni 1853 in folgender Form mit:

Ein' Brief!

Ein' Brief soll ich schreiben
 Mei'm Schatz in der Fern;
 Sie hat mich gebittet,
 Sie hätt's gar zu gern.

Als wir noch mitsammen
 Uns lustig gemacht,
 Wir haben niemalen
 Uns Schreiben gedacht.

Was das für Verliebte
 Ein' traurig Geschicht,
 So sitzen studieren —
 Das glaubt niemand nicht.

Was soll ich denn schreiben
 Auf weißes Papier!
 Du weißt, mein' Gedanken
 Sind allweil' bei dir.

Wie dann der Dichter mehrfach an dem älteren Text herumkorrigiert hat, ersieht man aus dem Faksimile, das Gertrud Storm veröffentlicht: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917, Berlin 1917.

Elisabeth (Bd. 1, S. 89). Aus „Immensee“. — Handschrift (H) mit dem Datum „18. Februar 1849“ in Varel. — Erster Druck in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1850, S. 79 f.

⁸ Was sonst in Ehren stünde, aus Was ich so süß empfinde, H
Lied des Harfenmädchens (Bd. 1, S. 89): Aus „Immensee“. — Erster Druck 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 61. — Schütze berichtet in seinem Buch über Theodor Storm, 2. Aufl., S. 108, daß dies Gedicht, das in der ersten Fassung der Novelle noch fehlt, „eines Tages im November in regnerischem Schlackerwetter“ auf dem Weg von Husum nach Tondern entstanden ist.

Berirrt (Bd. 1, S. 90). Aus der Novelle „Zur Wald- und Wasserfreude“. — Erster Druck (E): Deutsche Rundschau, Bd. 18, S. 340/1 (März 1879).

³ Weh, meine Wunden] O meine müden E, in der 7. Ausgabe der Gedichte, 1885, geändert.

In der Novelle gibt Storm vor, daß Strophe 1 der Anfang, Strophe 2 und 3 das Ende eines längeren Liedes seien, die Mitte aber fehle.

Waisenkind (Bd. 1, S. 90). Aus der Novelle „Von Jenfeit des Meeres“. — Erster Druck (E) in Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften, Bd. 17 (Januar 1865), N. 100, S. 346. — In der Gesamtausgabe von 1889 nicht unter den Gedichten, sondern Bd. 7, S. 9.

² dem Regen] vor Regen E, geändert in der 5. Ausg. der Gedichte, 1875. ⁶ vater- und mutterlos] heimat- und mutterlos E, geändert 1875. Die Novelle hat die alten Lesarten beibehalten.

Im Volkston (Bd. 1, S. 91). Handschrift (H): Storms Heft „Was der Tag gibt“ in Varel, mit dem Datum „19. August 1886“. — Erster Druck: Westermanns Gesamtausgabe von 1889, Bd. 17, S. 8.

² flink] blank H ⁵ lauf nur!] geh nur: H

Das Mädchen mit den hellen Augen (Bd. 1, S. 91). Erster Druck (E) mit der Überschrift „Wunderbar!“: Liederbuch dreier Freunde, S. 81f.

³ die Böpfe] die Loßen E, 1852 geändert. ⁶ Kößen] Kößlein E. Diese Änderung steht in der 7. Ausgabe der „Gedichte“ 1885, ist aber in den Gesamtausgaben nicht berücksichtigt. ¹³ die Böpfe] die Loßen E, 1852 geändert. ¹⁷ bog] zog E, 1852 geändert.

Ständchen (Bd. 1, S. 92). Handschrift (H) in Varel. — Erster Druck (E) 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 120f. Schon vorher am 28. Febr. 1848 hatte Storm das Gedicht in der Fassung E an die Zeitung „Europa“ geschickt (Handschrift in Besitz von Dr. Stefan Zweig in Wien).

¹⁴ Übermütige] Wunderkühnlige HE, seit der 2. Ausgabe der Gedichte, 1856, geändert.

Hyazinthen (Bd. 1, S. 93). Erster Druck: Erste Ausgabe der Gedichte, 1852, S. 18. — Motive, die den Briefwechsel Storms mit Constanze aus der Brautzeit durchziehen, klingen hier nach.

Lose (Bd. 1, S. 94). Erster Druck 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 37. Das Lied (v. 1 urspr. Und der er feine junge) ist erdacht am 27., gemacht am 28. Mai 1844 (Briefe an die Braut S. 26). Der Dichter kommentiert es für seine Braut so: „In dem vierten Vers der ersten Strophe hatte ich erst „Und heimlich ihn verlacht“. Dadurch tritt aber die erste Geliebte gegen die eigentliche Person des Gedichtes zu sehr hervor, und es kommt Bitterkeit hinein, die eigentlich in dies Gedicht nicht gehört. Ich meine auch, daß sie jetzt nicht darin ist . . . Du bist doch, meine geliebte Constanze, nicht grillenhaft genug, um Dein Verhältnis zu mir in diesem Gedicht finden zu wollen? Du mußt mich ja dann auch für einen wunderlichen Lügner halten. Zugleich aber kannst Du daran sehen, inwiefern lyrische Gedichte meistens etwas Erlebtes mit sich führen. Was in dem obigen erlebt ist, brauche ich Dir nicht zu sagen, Du weißt ja alles, und dann der Eindruck Deiner lieben Seele, der ich die unglücklichen Verhältnisse unterlegte.“

Eine Fremde (Bd. 1, S. 94). Handschrift (H) in Varel. — Erster Druck (E) 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 110.

¹ unferm] unstem HE, seit der 4. Aufl. der Gedichte, 1864, geändert. ¹² An ihr beglänzttes Heimatland. aus An Spanien, ihr Vaterland. H

Lucie (Bd. 1, S. 95). Handschrift (H) mit dem Datum „März 1852“. — Abschrift (A) des Dichters in Storms Briefen an seine Freunde, S. 40. — Erster Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 27 f.

¹ Ich seh sie noch] Noch seh ich sie H ⁴ mußte] mußst' es H ⁶ und ihr blondes Haar] mit dem blonden Haar HA ²⁰ anderm] Andrem H

Die Verse sind dem Andenken von Storms früh verstorbener Schwester gewidmet, die im sechsten Lebensjahr starb. Vgl. Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 55 f.

An die Freunde (Bd. 1, S. 96). Erster Druck, aber mit Vertauschung der zweiten und dritten Strophe: Liederbuch dreier Freunde, S. 39.

Wer je gelebt in Liebesarmen (Bd. 1, S. 97). Erster Druck 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 125. — Die Verse (v. 2 urspr. Des Herz kann nimmermehr verarmen) sandte Storm am 9. Juni 1844 seiner Braut (Briefe an seine Braut, S. 35); in erster Fassung folgte noch als v. 7 und 8: Er hat gelebt in ihren Armen — Wie könnte je sein Herz verarmen? Der Brief schließt: Sie (die Verse) sind recht aus meiner Gefinnung heraus geschrieben. Laß sie Dir lieb sein.

O süßes Nichtstun (Bd. 1, S. 97). Erster Druck (E) 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 124.

¹⁰ deiner] ihrer E, schon 1852 in den Gedichten geändert.

Mondlicht (Bd. 1, S. 97). Handschrift (H) in Varel (Faksimile hg. von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917). — Erster Druck (E) 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 104. — Die jetzige Fassung zuerst in der 2. Ausgabe der Gedichte (1856), die ebenso wie die folgenden Ausgaben die Überschrift „Mondlicht. An ***“ hat; später wieder „Mondlicht“.

¹ im Mondenlichte] in Mondenlichte E, 1856 geändert.

Strophe 2 lautet in H:

Die Winde werden ruhig,
So süß ist dieser Schein;
Sie säufeln nur und weben
Und schlafen endlich ein.

Strophe 3 lautet in H und E:

Nun öffnen sich die Blumen,
Die Kelche hauchen [E: strömen] Duft;
Und kennest du den Vogel,
Der aus den Büschen ruft?

Nun sei mir heimlich zart und lieb (Bd. 1, S. 98). Erster Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 40. — Das Gedicht gehört dem Herbst 1846, den ersten Wochen von Storms junger Ehe, an (vgl. Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 186).

Zur Nacht (Bd. 1, S. 98). Handschrift (H) des Gedichts in älterer Fassung in Varel. — Erster Druck 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 129.

v. 9—12 lauten in H:

Was gibt es mehr noch, als an deiner Brust,
Aus deinem Mund des Schlummers Duft zu trinken,
Von dir geküßt, des Lebens unbewußt,
In Träumen ewiger Liebe zu versinken!

· Schließe mir die Augen beide (Bd. 1, S. 99). Erster Druck 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 126. Entstehungszeit: die ersten Wochen von Storms junger Ehe.

Morgens (Bd. 1, S. 99). Erster Druck mit der Überschrift „Morgengruß“ in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1850, im Kalender, zum Monat Mai. — Dann mit der jetzigen Überschrift 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 128, und in den Gedichten 1852. — Ein Faksimile nach des Dichters Handschrift (F) gab Gertrud Storm heraus: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917. Abweichungen: Nach v. 4 ist die Strophe eingeschoben:

Nun schlag zu mir die hellen
Geliebten Augen auf,
Und lös die braunen Wellen
Der seidenen Flechten auf.

⁵ Nun] Und F

Entstanden ist das an Constanze gerichtete Gedicht zu Anfang des Sommers 1845 (vgl. Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 180). Die dritte Strophe ist angeregt durch die zweite des von Felix Mendelssohn-Bartholdy in Musik gesetzten Klingemannschen Frühlingsliedes „Es brechen im schallenden Reigen.“

Kritik (Bd. 1, S. 100). Handschrift (H) mit dem Datum „2. Januar 1852“ in Varel. — Erster Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 42.

¹ mir] nur H ² Liebes Herz, daß wir Poeten] Daß die heimischen Poeten H ⁹ die von Liebe reimen,] von der Liebe freilich H
¹⁰ Tag für Tage] alle Tage H ¹¹ sprechen:] wissen, H

In böser Stunde (Bd. 1, S. 100). Erster Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 51.

Im Herbst (Bd. 1, S. 100). Handschrift (H) mit der Überschrift „Herbst“ und dem Datum „Husum den 13. August 1852“ in Varel. — Erster Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 47 f.

v. 5—8 lauten in H:

Kam auch zu dir, was aus den Bäumen,
Was von den letzten Blumen weht?
Ein Sterbelaut, ein Abschiednehmen,
Das nun von Halm zu Halme geht? —

v. 9 f. in H urspr. Laß dich an meinem Herzen halten! Wir stehen nicht in diesem Bann; dann: Vorüber treibet zart Gespinste, Das milde Nacht auf Wiesen spann; — ¹³ an] auf H

Die beiden Schlußstrophen lauten in H:

Entging dir nicht ein leicht Verfärben,
Ein schmaler Silberglanz im Haar?
Ist diese Stirne, wie vor Jahren
Nicht mehr so rosenfrisch und klar?

Schau mir ins Aug, schau tief hinunter!
Wir stehen nicht in diesem Bann;
Es ist die Jugend nur, die scheidet,
Was geht denn uns die Jugend an!

Auf dem Segeberg (Bd. 1, S. 101). Handschrift mit der Überschrift „Auf dem Segeberg. Fragment.“ und der Unterschrift „1852 beendet“ in Varel. Erster Druck, ebenfalls mit dem Zusatz „Fragment“: Gedichte, Kiel 1852, S. 85 f.

Gode Nacht (Bd. 1, S. 103). Erster Druck: „Argo“ 1854, S. 312. — Auch in HFWRaabes Allgemeinem plattdeutschen Volksbuch. Wismar u. Ludwigslust 1854, S. 11. — Ein Faksimile nach des Dichters Handschrift mit dem Datum „20./21. September 1850“ veröffentlicht Gertrud Storm: *Theodor Storm, Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917*. Berlin 1917.

Die Kinder (Bd. 1, S. 103). Erster Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 46, wo in der letzten Zeile lachen statt wachen nur Druckfehler ist. Der Dichter hat bei dem ersten Gedicht an seinen ältesten Sohn Hans gedacht (Mörrike-Storm-Briefwechsel, S. 33), bei dem zweiten an seinen Sohn Ernst (Briefe an seine Freunde, S. 48, mit der Lesung „Mein Ernemann“).

Trost (Bd. 1, S. 104): Dies Gedicht, zuerst gedruckt in der „Argo“ 1854, S. 311, ist an des Dichters erste Gattin gerichtet. In den frühesten Sammlungen der „Gedichte“ stand es ganz isoliert an der Spitze mit der Überschrift „Zueignung“. Erst nach Constanzens Tode reihte Storm es in das erste Buch mit ein und verwendete es noch einmal als Vorklang zu dem Gedicht „Tiefe Schatten“. Faksimile veröffentlicht von Gertrud Storm: *Theodor Storm, Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917*. Berlin 1917.

Gedenkst du noch? (Bd. 1, S. 104). Handschrift (H¹) mit der Unterschrift „geschrieben in der Nacht vom 4./5. Mai 1857“ in Varel. — Eine jüngere Fassung (H²) handschriftlich im Besitz von Prof. Albert Köster in Leipzig. — Erster Druck: Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 125 f.

² unserm] unfrem H¹H² v. 7 und 8 lauten in H¹ und H²:
Die Möwe flog mit hellem Frühlingschrei [H²: Lenzgeschrei] Hin
durch die Nacht [H²: Hoch durch die Luft] zum nahen Meeres-

strande ¹⁰ dämmerigen] sternbeglänzten H¹ mondbeglänzten H²
¹³ oft, [schlaflos in tiefer Nacht,] oftmals, wenn es Keiner ahnt, H¹
¹⁴ der Wind] ein Wind H¹ ¹⁵ Wer in der Heimat] Ach, wer
daheim sich H¹ ¹⁵ sein Haus] das Haus H¹

Das Gedicht ist in Heiligenstadt als Geschenk zu Constanzes erster dortiger Geburtstagsfeier (5. Mai 1857) entstanden. Das Genauere darüber: Th. Storm, Briefe an seine Kinder, S. 57 f.

Du warst es doch (Bd. 1, S. 105). Erster Druck: Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 127. — Die Verse 3 bis 8 sind Anfang Juli 1858 entstanden, als Constanze mit den Kindern in der Heimat und der Dichter allein mit seinem Sohn Ernst in Heiligenstadt geblieben war. Am 10. Juli teilt er sie seiner Frau brieflich mit (O), Briefe an seine Frau S. 51. — Die beiden Anfangsverse mit dem fingierten Anlaß des Gedichts sind später entstanden.

³ Und draußen] Gefungen O ⁵ die Zeit beginnt] die Welt wird still O ⁶ lautet in O: Da tut mein Herz, was es am liebsten will. ⁷ Nun] Da O

Am Geburtstage (Bd. 1, S. 105). Erster Druck: Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 128. — Da die Handschrift in Varel das Datum „14. September 1857“ trägt, so zeigt sich, daß Storm sich die Verse tatsächlich zum vierzigsten Geburtstag gedichtet hat.

Verloren (Bd. 1, S. 106). Erster Druck (E) 1873 in den „Zerstreuten Kapiteln“, S. 34. — In der Gesamtausgabe von 1889: Bd. 7, S. 4.

⁶ am lichten] im lichten E, geändert seit der 6. Ausgabe der Gedichte, 1880.

Mein jüngstes Kind (Bd. 1, S. 106). Handschrift (H) mit dem Datum „10. April in der Gröhe 1863“ in Varel. — Erster Druck: Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 144.

v. 7 f. urspr. Dann muß ich von dir gehen Und sehe dich nicht mehr. Die Änderung vom 13. Dezember 1863.

Tiefe Schatten (Bd. 1, S. 107). Erster Druck (E): Storms Sämtliche Schriften, 1868, S. 156 ff. Die Gedichte 1, 2, 4, 3 auch in: Deutsche Dichter-Gaben. Album für Ferdinand Freiligrath, hg. von Christian Schad und Ignaz Hub, Leipzig 1868, S. 14–17 (Fr), mit der Unterschrift: Husum (Schleswig), 6. Juni.

1. Handschrift (H) mit dem zweifellos falschen Datum „20. Mai 1865“ in Varel (Faksimile, hg. von Gertrud Storm: Theodor Storm, Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917). — Niederschrift für Ludwig Pietsch (P) mit der

Überschrift „am Begräbnistage“, d. i. 24. Mai 1865: im Besitz von Prof. Albert Köster in Leipzig.

⁹ Was noch] Und was P ¹⁷ Mondenlichte] Mondenscheine HP ¹⁸ zur Ruhe] zu Raste HPEFr, in der 7. Auflage der Gedichte (1885) geändert. ²⁰ Schmetterling] Nachtschmetterling HPEFr, in der 5. Auflage der Gedichte (1875) geändert.

2. Als N. 5 in der Handschrift (H) in Varel. — Handschrift P wie bei N. 1. — Abschrift (A) des Dichters für seinen Sohn Hans, 17. Juli 1865 (Storm, Briefe an seine Kinder, S. 5). — Entstehungstag: 16. Juli 1865.

² sie] mich A ³ Jugendlust] alter Lust AP ⁸ einst] sonst Fr ⁹ seh ich jenen] denk ich an den A ¹⁰ Da] Wo A ¹² nicht mehr will ich] ich will nicht mehr PH

3. Als N. 6 in der Handschrift (H) in Varel mit dem Datum „August 1865“. — In E ohne Einschnitte gedruckt.

4. Als N. 4 in der Handschrift (H) in Varel mit dem Datum „24. Juni 1865“. Dies Gedicht hat Storm vor der Drucklegung schon brieflich mitgeteilt: am 24. Juni 1865 an Esmarch (A), vgl. Monatsblätter für deutsche Literatur, Bd. 7, 1902/3, S. 64, und am 6. Juli 1865 an Mörike (C), Mörike-Storm-Briefwechsel, Stuttgart 1891, S. 74. — In C geht noch eine Strophe voraus, die für sich allein auch in den Briefen an seine Freunde, S. 110 (B), und als N. 3 mit dem Datum „5. Juni 1865“ in H steht:

Ein Leib und eine Seele, wie wir waren,
Kann ich von deinem Tode nicht genesen;
Wie du zerfällst einsam in deinem Grabe, (deiner Gruft, B)
So fühl ich mich, mein Leben, mit verwesen.

¹⁴ lauten in A: Da ich ein Sänger, bleibt's mir nicht verhehlt,
Warum die Welt so stille meinem Ohr, ¹ Weil ich] Da ich C
² Die Welt so still nun] so still die Welt nur C

5. Als N. 8 in der Handschrift (H) in Varel mit dem Datum „August 1865“. — Handschrift P wie bei N. 1. Hier erscheint der Vierzeiler als Fragment, als Schluß eines größeren Gedichts. Denn voraus geht:

— — — — —
Über dem Tode bin ich vertraut.

6. Als N. 2 in der Handschrift (H) in Varel mit dem Datum „3. Juni 1865“; die jetzige erste Strophe mit dem Datum „27. Juni 1868“. Auch dieses sechste Gedicht des Zyklus hat Storm, bevor er es in Druck gab, Freunden mitgeteilt: am 3. Juni 1865 an Esmarch (A), Monatsblätter für deutsche Literatur, Bd. 7, 1902/3, S. 64; am 8. Juni 1865 an Brinkmann (B),

Briefe an seine Freunde, S. 110; und am 6. Juli 1865 an Mörike (C), Mörike-Storm-Briefwechsel, S. 74. Die erste Strophe lautet in A, B und C und ursprünglich auch in H:

Das Wort der Klage ist verstummt,
Und keine Tränen hab ich mehr
(BC: Ich habe keine Tränen mehr)
Als trüg ich alle Schuld der Welt,
So liegt es in mir tot und schwer.

⁴ dumpf] matt H ⁵ mit Qual] in Qual C ⁶ wirbt,] warb,
AB ⁸ senkt und stirbt.] senkt und starb. AB

Am 20. Mai 1865 war des Dichters erste Gattin, Constanze, gestorben und am 24. Mai, morgens um 4 Uhr, von den Männern seines Gesangvereins zu Grabe getragen worden. Kein Geistlicher, und außer dem Dichter, seinen drei Söhnen und seinem Bruder, kein Gefolge geleitete den Sarg. Storm litt darunter, daß er an persönliche Unsterblichkeit und ein Wiedersehen mit den Toten nicht glauben konnte, aber er zog aus diesem Unglauben ehrlich jede Folgerung. Als er nach Hause zurückgekehrt war, setzte er sich ans Klavier und spielte stundenlang. Und dann entstand an jenem Tage aus dem Zyklus „Tiefe Schatten“ das erste Gedicht, die übrigen in den nächsten Wochen, und am 11. August 1865 noch ein siebentes, das Storm aber zurückhielt (jetzt nach der Handschrift H gedruckt in Gertrud Storms „Theodor Storm. Mannesalter“, Berlin 1913, S. 114):

Größer werden die Menschen nicht;
Doch unter den Menschen
Größer und größer wächst
Die Welt des Gedankens.
Strengerer fodert jeglicher Tag
Von den Lebenden.
Und so sehen es alle,
Die zu sehen verstehn,
Aus dem seligen Glauben des Kreuzes
Bricht ein anderer hervor,
Selbstloser und größer.
Dessen Gebot wird sein:
Edel lebe und schön,
Ohne Hoffnung künftigen Seins
Und ohne Vergeltung,
Nur um der Schönheit des Lebens willen.

Ö bleibe treu den Toten (Bd. 1, S. 110): Handschrift mit der Überschrift „Die Toten“ und dem Datum „November 1848“

in Varel (Faksimile hg. von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917). — Erster Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 49 f.

Das Motiv ist bei Storm schon älter; an Constanze schreibt er am 14. Juni (?) 1846 (Briefe an seine Braut, S. 257): „Und dann dachte ich wieder, wie viele Tote auch von guten Menschen vergessen würden samt ihrer großen Liebe, die sie zu den Lebenden getragen, die sie vielleicht noch zu ihnen tragen als Gestorbene, und wie die Lebenden ihre einstige Liebe zu den Toten verleugneten, oder was sie früher Liebe nannten.“ Auch in „Von heut und ehemals“ läßt Storm das Motiv wieder anklingen: „Auch die Toten gehörten mit dazu [zur Familie]. Ja, einige von uns wollten wissen, daß das Leben jener noch nicht ganz vorüber sei, daß es zuweilen in Nächten oder in einsamer Mittagsstunde sich den Enkeln kundzugeben ringe.“ Ähnlich in „Viola tricolor“ (Bd. 3, S. 288).

Begrabe nur dein Liebstes! (Bd. 1, S. 111). Erster Druck 1873 in den „Zerstreuten Kapiteln“, S. 33. — In der Gesamtausgabe von 1889: Bd. 7, S. 3. — Vgl. Ferd. Tönnies, Theodor Storm. Gedenkblätter. Berlin 1917, S. 60.

Constanze (Bd. 1, S. 112). Entstanden im März 1870. —

1. Faksimile nach des Dichters Handschrift mit einer Illustration von Wilh. Steinhausen: Deutsche Dichtung, hg. v. K. E. Franzos, Bd. 1, Stuttgart 1887, S. 133. — Eine ältere Fassung (U) in Storms Briefen an seine Kinder, S. 191.

⁵ Kleine Ebbe] mein' Ebbe U ⁸ Klang's wie ein] Klang ein U
⁹ Da plötzlich] Und plötzlich U ¹⁴ War sie dem Kinde genah't]
Nah'te dem Töchterchen sich U Nach v. 14 folgen in U noch
die Verse: Stille war's im Gemach; in süßem heimlichen Zwiesprach
Einmal noch umfaßt hielten sich Mutter und Kind.

2. Erster Druck (E): Deutsche Dichtung, hg. v. K. E. Franzos, Bd. 2, Stuttgart 1887, S. 14; Faksimile ebenda, Bd. 5 (1889), S. 29. — Ältere Fassung (U) in Storms Briefen an seine Kinder, S. 192.

¹ Nicht dem Gatten allein; warst du doch allen entrisen; U
³ nur] ach, E ¹⁰ verrauscht] rauscht U

In der Frühe (Bd. 1, S. 113). Handschrift mit der Überschrift „Morgens“ und dem Datum „Weihnachtssonntagmorgen früh 1851“ in Varel. — Erster Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 62.

Storm hat diese Verse von einem Spaziergang in der Frühe des 25. Dez. 1851 mit heimgebracht und das Gedicht charakterisiert: „Da ist schon wieder etwas politischer Wind in den Versen, wenigstens als Nebengedanke“ (Briefe an seine Freunde, S. 29).

Ostern (Bd. 1, S. 113). Erster Druck (E) mit der Überschrift „An der Westküste. 1. Auf dem Deich. Ostern 1848“ in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1849. Alle Änderungen schon in der Ausgabe der Gedichte von 1852.

¹ [Es war daheim auf unserm] Hoch oben stand ich auf dem E ² [Ich] Und E ⁹ [Rooge] [Rooge] E ^{17f.} Der Flut entsteigt der frische Meeresduft; Vom Himmel strömt die goldne Sonnenfülle;] Der Himmel stürzt aus seiner blauen Kluft Auf uns herab die goldne Sonnenfülle E ²² Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;] Durchström die Welt du wonnigliches Werde! E ^{27f.} Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht, Die Deiche (1852: Rappe) peitschend mit den Geierflügeln.] Wenn Finsternis und Sturm in lauter Schlacht Die Rappe peitschten mit den Eulenflügeln. E ²⁹ ließ ich] sah ich E

Die drei ersten Strophen stammen schon aus den Ostertagen 1846; Storm an Constanze, 13. April 1846, Briefe an seine Braut, S. 224: Ein politisches Lied wollte ich machen, das mit dem Frühling beginnen sollte, aber ich konnte über diesen nicht hinaus. Hier hast Du die Verse; sie sind, glaube ich, gelungen, ob aber weiter — das weiß ich nicht.

Hoch oben stand ich auf dem Meeresdeich
Und ließ den Blick am Horizonte gleiten,
Fern schollen Osterglocken voll und weich,
Der Auferstehung Feier einzuläuten.
Wie fließend Silber funkelte das Meer,
Die Inseln schwammen auf dem klaren Spiegel,
Die Möwen schossen blendend hin und her
Und tauchten in die Flut die weißen Flügel.
Im tiefen Rooge bis zum Deichstrand
War sammetgrün die Wiese aufgegangen;
Der Frühling zog, ein König, über Land,
Die Lerchen jauchzten, und die Knospen sprangen.

Nicht wahr, mein Liebchen, das sind schöne Verse! Und wenn das Lied nicht fertig wird, um in die Welt zu gehen, so soll des Dichters Liebste doch ihre Freude daran haben.

In einer mittleren Fassung (Strophe 1 schon in letzter Form, Strophe 5 in ältestem Wortlaut mit dem Versuch einer später wieder verworfenen Änderung, Strophe 7 in einer Übergangsform) teilt Gertrud Storm (Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917) das Gedicht im Faksimile mit; Überschrift: „Ostern. 1848.“ Unterschrift: „corrigirt Husum im Mai 1851.“

Nach Reifegesprächen (Bd. 1, S. 114). Erster Druck (E) in Biernatzkis Volksbuch auf 1850, S. 1, mit der Datierung: November 1848.

¹ laß] laßt E, schon 1852 geändert.

Das Faksimile, das Gertrud Storm (Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917) mitteilt und das als einzige Abweichung v. 13 die Lesart Hörst du statt Hört ihr bringt, trägt die Überschrift „Antwort auf römische Reminiscens (so!). An L. M. (wohl Tycho Mommsen) und die Unterschrift: „24. November 1848.“

Im Herbst 1850 (Bd. 1, S. 115). Anfangs nur zur schriftlichen Verbreitung bestimmt. Erster Druck (E): Schleswig-holsteinischer Musen-Almanach für 1851, hg. von Hugo Staacke und Ernst Goeders, S. 41, mit der Überschrift „Vermächtnis“. Vgl. dazu den „Altonaer Mercur“ vom 13. April 1851. — Dann: „Argo“ 1854, S. 308f. — Faksimile (F) mitgeteilt von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917. Überschrift: „Und schauen auch von Turm und Torre“; Unterschrift: „Husum den 24. 25. 26. September 1850.“ Abweichungen: ⁶ Herd] Haus F ¹³ das frische] ein frisches E
¹⁸ bleiben] dauern F

Die dritte Strophe, die erst am 26. Mai 1851 ihre jetzige Fassung erhalten hat, lautet in F ursprünglich:

Und wenn wir selbst darum verderben,
Hinunter bis ins späteste Glied,
Von Kind zu Kindern soll es erben:
Ein nacktes Schwert, ein klingend Lied.

Man sieht aus den Daten: Das Gedicht wurde wie andre politische Gedichte nicht mit in die erste Sammlung der Stormschen Lyrik von 1852 aufgenommen; der Verleger in Kiel war ängstlich. Aber handschriftlich und auch lithographisch wurde es vervielfältigt. Vgl. J. H. Eckardt in der Zeitschrift für Bücherfreunde, N. F. Bd. 1, S. 238.

Gräber an der Küste (Bd. 1, S. 116). Handschrift (H) mit der Überschrift „Schleswig-holsteinische Gräber an der Westküste Schleswigs“ und dem Datum „Husum den 23. 24. 25. Oktober 1850. Corrigirt Mai 1851“ in Varel (Faksimile hg. von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917). — Erster Druck in der 2. Aufl. der Gedichte, 1856, S. 103/5.

⁹ Es] Dort H ²² ward] war in der 7. Aufl. der Gedichte, 1885, ist Druckfehler ²⁶ Verloren gehn wie euer Blut im Sande,]

Sieglos verloren gehn durch Deutschlands Schande H ³⁶ im Glend] so die Änderung in der 7. Ausg. der Gedichte, 1885; bis dahin lasen alle Gedichtausgaben: vor Kummer, die Gesamtausgaben (auch noch die von 1889): in Kummer Nach v. 20 wollte Storm in H noch eine Strophe einfügen, die nach einander diese drei Fassungen erhielt:

Unwillig muß die wilde Dannebrog
An eurer Gruft das Ehrenamt verwalten;
Ihr zwangt den Feind, der euch hinunterzog,
Sein Banner bei den Toten zu entfalten.

Dann: Und grossend muß das blutige Panier
An eurer Gruft das Ehrenamt verwalten,
Unwillig rauschend, daß auf Gräbern hier
Es seine dunkeln Schwingen muß entfalten.

Endlich: Daß ihr ihn zwangt, der euch hinabgesandt,
Sein Banner bei den Toten zu entfalten.
Die Fahne, die euch lebend überwand,
Muß eurer Gruft das Ehrenamt verwalten.

Die jetzige achte Strophe hat in H die Fassung:

Dies Grab sei Zeuge, wenn das Schwert zerbricht,
Wie blutig ihr die Freiheit habt gebettet!
Beschützen konntet ihr die Heimat nicht,
Doch habt ihr sie vor Deutschlands Schmach gerettet.

Verbesserungen, die Storm in H der zehnten Strophe gab, hat er selbst unbeachtet gelassen und im Druck die alten Lesarten beibehalten.

Ein Epilog (Bd. 1, S. 118). Handschrift (H) in Varel (vgl. Faksimile, hg. von Gertrud Storm: Theoder Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917), mit dem Datum: 20. Dezember 1850. Die hier mitgeteilte Überschrift „Ein grünes Blatt. 3. Der Dichter epilogirt“ deckt erst die Bestimmung des Gedichts auf; es sollte den Ausklang der Novelle „Ein grünes Blatt“ bilden. — Erster Druck: Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 108 f.

² schweren Not] Schwerenot H ⁵ muß aus wird H

¹⁰ schauernd aus alle H ¹¹ Wipfel aus Blätter H

1. Januar 1851 (Bd 1, S. 118). Erster Druck: Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 110.

Der Dichter selbst hat das Gedicht durch die Anmerkung erläutert: An diesem Tage wurde von den Dänen auf dem Kirchhof zu

Husum ein Monument errichtet, mit der Inschrift: „Den bei der heldenmütigen Verteidigung von Friedrichstadt im Herbst 1850 gefallenem dänischen Krieger, geweiht von Husums Einwohnern.“ Dieser Inschrift und des Belagerungszustandes ungeachtet war nur ein einziger Husumer Bürger in dem Festzuge.

Im Zeichen des Todes (Bd. I, S. 119). Erster Druck: Gedichte 1852, S. 153–159, mit dem Vorsatzblatt „Als Epilog“ und der Überschrift „In hoc signo vinces“. Die neue Überschrift seit der 2. Ausgabe der Gedichte, 1856, S. 106. Entstehungszeit vielleicht Mai 1852; vgl. Mörike-Sturm-Briefwechsel, S. 14.

Weihnachtabend (Bd. I, S. 121). Handschrift (H) mit der Unterschrift „Berlin, Weihnacht 1852, und Husum, Juli 1853“ in Varel (Faksimile hg. von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917). — Erster Druck in der 2. Auflage der Gedichte, 1856, S. 111 f.

³¹ lauten in H: Kalt war die Nacht; doch um mich her erscholl —
Denn Weihnacht war's — des Marktgewühls Gebraus. ²¹ endlich
war] weiterging H

Anregung zu dem Gedicht bot dem Dichter der Aufenthalt in Berlin zu Weihnachten 1852, als er sich dort um eine Anstellung im preußischen Justizdienst bewarb.

Abschied (Bd. I, S. 122). Handschrift (H) mit der Datierung „Husum, Juli 1853“ in Varel (Faksimile hg. von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917). — Erster Druck (E): „Argo“ 1854, S. 309 ff.

In H und E standen zwischen der jetzigen zweiten und dritten Strophe noch die Verse:

Mag, wer da will, daß er sich selbst betrüge,
Nachrechnen, was auch wir etwa gefehlt;
[H: Nachrechnen sorgsam, was auch wir gefehlt;]
Nennt nur das Leben eures Volkes Lüge,
Und die Begeisterung, die euch einst beseelt!

Storm wollte sie vor der Drucklegung streichen; Theodor Fontane aber trat in seinem Brief an Storm vom 13. August 1853 mit Nachdruck für die Beibehaltung ein. Seit der Gedichtausgabe von 1856 fehlen sie.

Gräber in Schleswig (Bd. I, S. 123). Erster Druck (E) mit der Überschrift „Schleswig-holsteinische Gräber“ und dem Datum „Heiligenstadt, 2. Dezember 1863“ in der „Gartenlaube“ 1863, N. 51, S. 813; dann in der 4. Auflage der Gedichte 1864; aus dieser in der Vossischen Zeitung, 1864 S. B. N. 75, u. ö.

¹ Nicht Kranz, noch Kreuz;] Nicht Kreuz, noch Kranz E

Storm an seinen Vater, 5. Dezember 1863 (Briefe in die Heimat S. 208): „Wie jetzt alles in Deutschland, was noch begeisterungsfähig, mit Herz und Hand für uns einsteht, so bin auch ich, meiner Heimat treuester Sohn, mit einem Liede in diesen heiligen Krieg gezogen, was hoffentlich in den ersten Tagen schon in viele tausend Herzen schlagen wird.“ Storm an Pietsch, 10. Dez. 1863: „Am 2. Dez. habe ich einen Wecker an die Gartenlaube gesandt, der, das versichre ich Dich, nicht von gestern ist. Keil hat mir umgehend geantwortet, daß er so bald als möglich veröffentlicht werden solle. Also paß auf, wenn die ‚Schleswig-Holsteinischen Gräber‘ ans Licht treten. Es wird einschlagen, oder ich will kein Poet sein.“

1864 (Bd. I, S. 125). Handschrift (H) mit dem Datum „Hufsum, 29. Mai 1864“ in Varel (Faksimile hg. von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917). — Erster Druck in der ersten Ausgabe von Storms sämtlichen Werken, 1868, I, S. 151. Obwohl es auch in den weiteren Gesamtausgaben steht, fehlt es doch in den bei Lebzeiten Storms erschienenen Ausgaben der Gedichte.

¹ Ein Raunen erst und dann ein Reden, aus Ein Murren erst, ein deutlich Reden, H ⁶ Geist aus Strom H

Antwort (Bd. I, S. 125). Handschrift (H) in Varel. — Erster Druck in Storms sämtlichen Werken 1868, I, S. 151.

¹ Nun ist geworden] Geworden ist nun H ³ mag] wird H

Entstehungszeit vermutlich bald nach 1864. Storm blieb dieser Gesinnung treu. Auch während des deutsch-französischen Krieges, am 30. Sept. 1870, schrieb er an den damaligen Seminaristen Heinemann, der ihn um einen vaterländischen Prolog gebeten hatte (Tägl. Rundschau^B, 12. Sept. 1917): „Ich finde vor lauter Ehrfurcht und staunender Bewunderung dessen, was Alldeutschlands schwertgewaltige Söhne auf Frankreichs Boden jetzt vollbringen, kein Wörtchen. Die Geschichte wird diese Taten mit ehernen Lettern registrieren: — die Feder eines Dichters ist, vorläufig wenigstens, zu schwach dazu.“

Wir können auch die Trompete blasen (Bd. I, S. 125). Erster Druck: Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 156. Faksimile mit dem Datum „Januar 1864“: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917.

Abseits (Bd. I, S. 126). Erster Druck (E) in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1848, S. 35.

¹³ niedrig Haus] Schindelhaus E, erst 1864 in der 4. Aufl. der Gedichte geändert ¹⁶ Behaglich] Behäglich E, 1852 verändert.

Vgl. Meerumschlungen. Ein literarisches Heimatbuch für Schleswig-Holstein, 1907, S. 195 ff. (F. Schmeisser).

Hinter den Tannen (Bd. 1, S. 127). Erster Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 76. — Entstanden wohl gegen Ende 1851. — Frühere Fassung (U) in Storms Briefen an seine Freunde, S. 30.

¹⁰ es] dich U

Ein grünes Blatt (Bd. 1, S. 127). Handschrift (H) mit der Überschrift „Ein grünes Blatt. 1.“ in Varel (Faksimile hg. von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917). — Erster Druck (E) in den Gedichten 1852, S. 78; diese Fassung haben alle späteren Gedichtausgaben beibehalten. — Dann aber wurden die Verse auch in der Novelle „Ein grünes Blatt“ (GrBl) mitgeteilt (zuerst: „Argo“, Belletristisches Jahrbuch für 1854, S. 294 ff.), und zwar in der Fassung H, die aber die späteren Drucke der Novelle nicht immer festhalten.

² im] beim H GrBl ³ möge] könne H GrBl

Im Walde (Bd. 1, S. 128). Handschrift (H) mit dem Datum „19. Febr. 1849“ in Varel. — Aus „Immensee“. — Erster Druck (E) in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1850, S. 63. Die Überschrift „Im Walde“ seit der ersten Ausgabe der Gedichte, 1852.

⁷ f. summen Und blißen] blißen Und summen HE, geändert zuerst 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“. ¹⁰ flug darein aus wunderfein

Regine (Bd. 1, S. 128). Handschrift (H) mit der Überschrift „Ein grünes Blatt. 2.“ und der Datierung „1. November 1850“ in Varel (Faksimile hg. von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917). — Erster Druck (E) 1852 in der ersten Ausgabe der Gedichte, S. 77, mit der Überschrift „Silvia“; dann in der Novelle „Ein grünes Blatt“ (GrBl), in der „Argo“, Belletristisches Jahrbuch für 1854, S. 307. — Die Überschrift „Regine“ seit der 2. Gedichtausgabe von 1856.

³ stünd'] ständ' GrBl und spätere Drucke der Novelle.

³ im] in H, vereinzelt, aber nicht beabsichtigt, in ein paar späteren Drucken ³ Waldeschatten in H und allen Ausgaben der Gedichte, während es in den Novellendruckten Blätter Schatten heißt. ⁷ vom] von HE

Commermittag (Bd. 1, S. 129). Handschrift im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. Erster Druck im Deutschen Museum, hg. von Robert Prutz, 4. Jahrgang, 2. Band, N. 52, 21. Dezember 1854, S. 930.

Zu v. 8: Der Puk oder Niss Puk, der oft in Storms Dichtung erscheint, ist ein Kobold, ein gutmütiger Hausgeist, von dem in Müllenhoffs Sagen, Märchen und Liedern der Herzogtümer Schles-

wig, Holstein und Lauenburg, Kiel 1845, manche Geschichten stehn, besonders S. 332 (N. 446,2) nach Storms eigenem Bericht. Vgl. u. a. „Von heut und ehedem“, Bd. 4, S. 2 f.

Im Garten (Bd. 1, S. 129). Handschrift mit dem Datum „17. Juni 1867 im Garten“ in Varel. — Erster Druck in der ersten Ausgabe von Storms sämtlichen Werken, 1868, I, S. 86.

Ritornelle (Bd. 1, S. 130). Im „Liederbuch dreier Freunde“, 1843, waren, samt und sonders unter Theodor Mommsens Namen, auf S. 65/6 vierzehn Ritornelle erschienen, darunter diese:

Grüne Myrte!
Ich liebte Viele — andre Blumen wissen's!
Wird er auch dich noch brechen, der Verirrte?

Blaue Winden!
Wie blühtet ihr in meines Vaters Garten!
Wo werd ich euresgleichen wiederfinden?

Dunkle Zypressen!
Die Welt ist gar zu lustig,
Es wird doch alles vergessen.

Von diesen nahm Storm das letzte als sein Eigentum schon in die erste Sammlung seiner Gedichte 1852, S. 151 auf; es bildete Jahrzehnte hindurch, ganz vereinzelt stehend, den Ausklang seiner Lieder. Die drei andern sind, mit leiser Erinnerung an die älteren Mommsenschen, vermutlich in den siebziger Jahren entstanden und stehn seit 1875 abwechselnd unter der Überschrift „Ritornelle“ oder „Frauen-Ritornelle“ in den Gedichten.

Juli (Bd. 1, S. 130). Handschrift mit der Überschrift „An Frau Susanne“ (d. i. Frau Susanne Esmarch, die Gattin des Bruders von Frau Constanze) in Varel. — Handschrift mit der Überschrift „August“ im Besitz von Prof. Albert Köster in Leipzig. — Erster Druck: Gedichte, 4. Aufl., Berlin 1864, S. 89.

August (Bd. 1, S. 130). Erster Druck ohne Überschrift in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1849, im Kalender, zum Monat September, in folgender Form:

Die verehrlichen Jungens, welche für dies Jahr
Meine Birnen und Äpfel zu stehlen gedenken,
Ersuche ich höflichst, bei diesem Vergnügen
Sich möglichst insoweit zu beschränken,
Daß sie mir auf den anliegenden Beeten
Gefälligst die Wurzeln nicht zertreten.

Die neue Fassung zuerst in der 4. Aufl. der Gedichte, 1864.

Ein Ständchen (Bd. 1, S. 131). Handschrift der älteren Fassung (H¹) mit dem Datum „2. Juni 1858 nachts“ in Varel (Faksimile hg. von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917). — Handschrift der jüngeren Fassung (H²) mit der Überschrift „Nachts“ im Besitz von Prof. Albert Köster in Leipzig. — Erster Druck: Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 145.

v. 1 und 2 lauteten in H¹ urspr.: Willkommen Schlaf kam auf mein Auge schon, Da klang die Geige, und er war entflohn;

⁴ Nacht oder Tag] Tag oder Nacht H².

In der ältesten Fassung hat Storm das Gedicht als Albumblatt einem Herrn Pf. in Heiligenstadt zugesandt (vgl. Th. Storm, Briefe an seine Frau, Braunschweig 1915, S. 48). Es enthält also eigentlich eine Bosheit, da die gutgemeinte Nachtmusik im wesentlichen als Ruhestörung empfunden worden war. Der Dichter bemerkt daher auch in seinem Brief (a. a. O.): „Wie er es (das Gedicht) aufgenommen, habe ich nicht erfahren.“

Immensee (Bd. 1, S. 131). Ältere Fassung (H¹) handschriftlich im Besitz von Prof. Albert Köster in Leipzig. Abschrift des Dichters (A) für die Eltern: Briefe in die Heimat, S. 87. — Handschrift (H²) mit der Überschrift: „Mit dem illustrierten Immensee“ und dem Datum „Heiligenstadt, Dezember 1856“ in Varel. — Erster Druck: Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 136.

¹ Blättern aus Bildern H² ² Jahraus und ein, von welchem] Jahr aus Jahr ein, von dem sonst [von welchem H²] H¹H²
³ keiner] Niemand H¹A.

Das Gedicht ist kurz vor Weihnachten 1856 für mehrere Exemplare der von Ludwig Pietsch illustrierten Novelle „Immensee“ (5. Aufl., Berlin bei Alexander Duncker) entstanden. In dem für Frau Klara Kugler in Berlin bestimmten Exemplar (vgl. Storm an Eggers 20. Dez. 1856) lautete es:

Aus diesen Bildern steigt der Duft des Weichens,
Das dort zu Haus auf unsrer Haide stand;
Jahr aus Jahr ein, von dem sonst Niemand wußte
Und das ich später nirgends wiederfand.

Unter den „Bildern“ wollte Storm nicht etwa die Schöpfung seiner Phantasie verstanden wissen, sondern die Illustrationen seines Freundes Pietsch. Denn er schreibt an Eggers: „Lun Sie, bitte, das einliegende Bettelchen dazu, obgleich der Vers kaum noch von den verhungerten Schnitten gelten kann; aber von den Zeichnungen [d. h. den Originalen von L. Pietsch] gilt er, auch vollauf von Kieffstahls Landschaft [die als farbige Lithographie der Aus-

gabe beigefügt war]“. Zur weiteren Erläuterung schreibt er an Eggers (a. a. O.): „Dieses Veilchen ist keine poetische Fiktion; es wuchs bei Husum auf der Haide des Schobüller Bergs — eines Teils von dem durch unser Land gehenden Sandrücken — war von unscheinbarer Farbe als das in den Gärten blühende tiefblaue Veilchen, hatte aber den starken aromatischen Duft der Haide. Auch das ist wahr, daß es, so viel ich weiß, von niemandem außer mir beobachtet worden ist.“

Ein grünes Blatt (Bd. 1, S. 131). Erster Druck (E) und älteste Form auf dem Widmungsblatt „Meinen Freunden Hartmuth und Laura Brinkmann“ vor der Novellensammlung „Ein grünes Blatt, Zwei Sommergeschichten, Berlin, H. Schindler, 1855“. — Mittlere Fassung (H) mit der Überschrift „In das Exemplar der Sommergeschichten an Br. und L.“ [d. i. Brinkmann und Laura] in Varel (Faksimile hg. von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917). — Jüngste Form mit der Überschrift Mit „Ein grünes Blatt“: Gedichte, 4. Aufl., Berlin 1864, S. 136.

¹ Verlassen trauert nun] Verlassen steht daheim E ³ weht] trägt H

Morgane (Bd. 1, S. 131). Erster Druck (E) mit der Überschrift: „An der Westküste. 2. Morgane. Juli 1847“ in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1849, S. 2 f.

²⁸ einer Hauberg] nur die ersten vier Gedichtausgaben haben die Schlimmbesserung eines Haubergs (zu dem Worte vgl. Schützes Holsteinisches Idiotikon II, 112 f.). Storm gibt in der Novelle „Auf dem Staatshof“ (Bd. 2, S. 1 f.) die Beschreibung solch eines Bauerhauses, das er in dieser Erzählung abwechselnd Hauberg und Heuberg nennt. Es ist ein Haus, in dessen Mitte sich ein Vierkant zur Aufbewahrung der Futtermittel befindet. Hauptsächlich auf der Halbinsel Eiderstedt und gelegentlich an der Küste Norderdithmarschens findet sich dieser Typus von Bauerhäusern. Vgl. Müllenhoff, Sagen, 1845, S. 161.

Meeresstrand (Bd. 1, S. 132). Erster Druck: Gedichte, 2. Aufl., Berlin 1856, S. 7. In dem Brief an die Eltern vom 9. Juni 1854 (Briefe in die Heimat S. 46) hat das Gedicht nur die drei ersten Strophen und die Überschrift „Am Deich“ (U), in der Beilage zu dem Brief an Mörike vom 7. Oktober 1855 (Briefw. S. 56 Anm.) die Überschrift „Am Strande bei Husum“.

² Dämmerung] Dämmerung U ⁶ dem Wasser] den Lachen U

An Klaus Groth (Bd. 1, S. 133). Erster Druck im „Salon“ von 1872, dann 1873 in den „Zerstreuten Kapiteln“, S. 36. —

In der Gesamtausgabe von 1889: Bd. 7, S. 7. — Entstanden etwa am 10. Mai 1872 (Storm, Briefe an seine Kinder, S. 153). Groths Antwort 1887 in der Kieler Festzeitung zu Storms 70. Geburtstag.

Letzte Einfuhr (Bd. 1, S. 134). Handschrift (H) mit der Überschrift „Am Vorabend“ und dem Datum „Husum d. 14. Dezember 1851. Korrektur Mai 1872“ in Varel (Faksimile hrg. von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917). — Erster Druck (E) 1873 in den „Zerstreuten Kapiteln“ S. 39 f.

¹⁰ von Abend[schein] von Sonnenschein E, seit der 6. Ausg. der Gedichte, 1880, verändert; aber die Gesamtausgabe druckt auch 1889 noch die alte Lesart. ¹⁶ in] mit H ²¹ bei des bleichen Sternes Schein] in H urspr.: wie der Mond ihn blaß bescheint,

Weihnachtsabend (Bd. 1, S. 135). Erster Druck (E): Liederbuch dreier Freunde, S. 14.

²⁴ erkennet] erkenntet E; 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“ geändert. ³⁷ fühlte er] fühlt' er E, 1851 geändert.

⁴⁴ Um den brennenden Weihnachtsbaum] Ein Christlied am Larusbaum E; 1875 in der 5. Ausgabe der Gedichte geändert.

⁴⁷ Sie blicken ihn an und blicken wieder; Schon haben ihn alle so gern.] Um den Larus tanzten die Schwestern und Brüder Und sangen ein Lied vom Herrn! E, 1875 geändert. ⁴⁹ Nicht länger kann er] Da kann er nicht länger E, 1885 in der 7. Aufl. der Gedichte geändert.

Vgl. die Anmerkung zum „Tannkönig“ (S. 163).

Das Harfenmädchen (Bd. 1, S. 137). Erster Druck (E): Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 130 f.

⁴ Zur Liebe] Zur Lieb' just E, 1852 geändert.

Märchen (Bd. 1, S. 138). Erster Druck (E) mit der Überschrift „Fragment“: Liederbuch dreier Freunde, S. 52; schon 1852 bringt die erste Ausgabe der Gedichte die jetzige Form.

¹ Ich hab's gesehn, und] Was ich gesehn, ich E ² Beflagt euch nicht,] doch klaget nicht, E ⁵ Kaum daß] Und wenn E ¹⁰ Die tags nur] Die immer E ¹¹ gestern, morgen, heute] Morgen, Gestern, Heute E ¹³ Ich aber hörte wohl das Waldgeläute] Ich bitt' euch, fragt ihr nicht, was dies bedeute E ¹⁴ immer] einmal E ¹⁵ urspr. Und wird von Reim zu Reim in Liederlingen In's Märchenland nur Sonntagskinder schwingen.

Schneewittchen (Bd. 1, S. 138). Erster Druck (E) der Zwergenszene, bis v. 159/60 „Sternlein, die hellen, Sind alle meine Spielgesellen“ in Biernatzkis Volksbuch für das Jahr 1846, S. 65–70,

mit der Unterschrift „Hufum, im Februar 1845“; später noch einmal mit einer Illustration von Eugen Klimsch: Deutsche Jugend, Bd. 11, Leipzig 1878, S. 72/4. Inzwischen in den „Sommergeschichten und Liedern“ 1851 und in den Gedichten.

Vor v. 1 Märchen-Szenen] Eine Märchen-Szene E und erste Gedicht-Ausgaben, auch wieder 1889 Tür] Türe E u. f. Zwergenältester] in E von v. 8 an stets Zwerg 1; seit den „Sommergeschichten und Liedern, 1851“ stets Zwergenältester. ³⁸ Hüttchen] Häuschen E und bis 1880 ³⁹ Schneewittchen] Schneeweißchen E und bis 1880, ebenso in v. 42, 56, 66, aber nicht 96 und 139 ¹⁴⁷ Godfre] Godere E ¹⁵⁷ herein] hinein E

Entstehungszeit der Szenen in der Zwergenhütte: Winter 1844/45. Im April 1855 wurden sie mit einer andern Märchen-dichtung zusammen im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater in Berlin aufgeführt (Briefe in die Heimat S. 57), im Jahre 1882 in Hademarschen mit der Musik von H. Erler. Auch am Hof der späteren Kaiserin Friedrich fand einmal eine Aufführung statt.

Die Szene im Gemach der Königin ist erst spät hinzugetreten und dem Dichter, wie handschriftliche Versuche zeigen, sehr schwer geworden. Reinschrift (H) in Varel. — Erster Druck in den Gedichten 1885; doch fehlt sie noch in den Gesammelten Schriften von 1889. — Die Stimme aus dem Spiegel hatte sich Storm ursprünglich als Frauenchor gedacht.

¹⁷⁴ Eine Blume] Ein Blümlein H v. 181 lautet in H: So war das Blut von Elß und Reh!

In Bulemanns Haus (Bd. 1, S. 148). Handschrift (H) mit dem Datum „Sonntag den 11. Januar 1852“ in Varel (Faksimile hg. von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917). — Eine Abschrift (A) des Dichters vom 6. Febr. 1852: Briefe an seine Freunde, S. 34. — Erster Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 90/3.

⁵ Durch die Gassen] auf den Gassen H ³¹ voller und voller] heller und heller HA ⁴⁷ [schleicht] [schleicht sich] HA ⁵³ Auglein] Auglein A ⁵⁴ bei] im A ⁵⁷ blühendem] funkelndem H

Besondere Anregung zu dem Gedicht wie zu dem Märchen „Bulemanns Haus“ gaben dem Dichter die „Schiefertafel-Bilder zu deutschen Kinder-Liedern nach Arnim, Brentano, Simrock u. A., Leipzig o. J. Rombergs Verlag. Darin Bl. 4: Bulemanns Haus. Vgl. den Hamburgischen Correspondenten vom 7. Januar 1853.

Lannkönig (Bd. 1, S. 150). Erster Druck (E) mit der Überschrift „Mährchen“: Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 26—28.

¹⁴ Da hell] Wenn hell E, 1852 in den Gedichten geändert.

⁴⁷ zu Lanz, zu Lanz;] zum Lanz, zum Lanz, E, 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“ geändert.

Ludwig Pietsch, dem man für seine Aussage die Verantwortung überlassen muß, berichtet in Westermanns Monatsheften, 1868, S. 103: „Der ‚Lannkönig‘, ‚Die Herrgottskinder‘ und ‚Weihnachtsabend‘ sind in jenem Liederbuche [dreier Freunde von 1843] enthalten, zu welchen Theodor Mommsen, da sie in diese Sammlung mit hinein mußten und noch unvollendet waren, seinerzeit redaktions-eifrig noch die letzten Strophen hinzugedichtet hat.“

Sturmnacht (Bd. 1, S. 152). Erster Druck mit der Überschrift „Die alten Möbeln“ und Holzschnitt in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1849, S. 128 ff.

² Lisch' und] Lische und E, in den Gedichten 1852 geändert.

¹⁷ in Übermut] im Übermut E, geändert 1864 ⁴⁸ einsamen] lautlosen E, geändert 1864.

Storm an Constanze (Storms Briefe an seine Braut, S. 208 f.), 24. März 1846 (das Datum ist, wie an so vielen Stellen der Brief-Ausgabe, falsch; der 28. März war 1846 kein Dienstag): „Weißt Du, mein Kindchen, wenn draußen Sturmnacht und Wolkenjagd ist und die Baumwipfel in tollem Lanze schütteln und brausen, dann wird's oft gar unheimlich in den alten Sälen und Pefeln, wo die alten Riesenbäume, die Lannen und Eichen, in wunderliche, schnörkelhafte Möbel verzaubert an den Wänden umherstehen. Dann streben sie aus ihrer Verzauberung heraus. Hast Du's wohl eher belebt, Kindchen? Es sieht recht traulich aus, wenn die alte Kommode aus Großmutter's Hausrat im Zwielflicht ihre dünnen Spinnenbeine tastend vor sich hin-streckt; oder hast Du's wohl gehört, wenn der braune Kleiderschrank mit den gespenstischen Holzschnitzereien seinen weiten Bauch dehnt, daß es plötzlich krachend von einem Winkel in den anderen fährt? Der Lehnstuhl mit den Ohrenklappen, worauf das Streifchen Mondlicht so hastig hin und her huscht, macht seine Arme auf und zu. Aber es sind matte, traumhafte Bewegungen; der Zauber lastet zu schwer, die alte Gestalt ist für lange, lange Zeit verloren, und wenn Du anderen Tags im Sonnenschein in den Saal trittst, so stehen Schränke und Stühle unverrückt an ihrem Plaze. Dieses ist, wie Lied' es nennt, eine Seele zu meinem Gedicht. Da es nun wahrscheinlich niemals einen Leib bekommen wird, so habe ich Dir wenigstens die Seele mitteilen wollen.“ — Storm verwertete das Motiv des Briefes zuerst in der Erzählung „Marthe und ihre Uhr“, dann ein Jahr später in der „Sturmnacht“. Von den Kinderängsten in der großväterlichen Wohnung bei nächtlichem Sturm erzählt Gertrud Storm, Theo-

dor Storm, Bd. 1, S. 53. Auch in Ferd. Rösés Märchen „Das Sonnenkind“ (Der deutsche Pilger durch die Welt, Stuttgart 1845, S. 85) begegnet uns das Motiv der gespenstischen Möbel.

Gartensputz (Bd. 1, S. 153). Erster Druck (E): Argo, Album für Kunst und Dichtung, hg. von Fr. Eggers, Th. Hosemann, B. von Lepel, Breslau 1859, S. 24–26. Überschrift in E: Im Garten. 1864 geändert.

¹³ Ich habe die zweisilbige, hier noch obendrein lautmalerisch schleppende Form gehen gegen die Ausgabe der Gedichte von 1885 und gegen die Gesamtausgabe der Werke von 1917 aufgenommen, nicht nur weil E und die Gedichtausgabe von 1875 und die Gesammelten Schriften von 1889 so lesen, sondern weil man in einem Gedicht Storms, das unter 115 Versen nur 18 klingende Versausgänge zählt, diese wenigen Stellen nicht ohne Not vermindern darf.

⁷⁸ zarteren,] kleineren, E ⁸⁰ fehlt in E
⁸¹ Nun ging ich raschen Schritts] Und raschen Schritt's ging ich E
⁹¹ eine Stimme] eine helle Stimme E ¹⁰⁵ war] ward E
¹¹¹ sonst] einst E Sämtliche Änderungen seit 1864.

Storm an Pietsch, 6. Juni 1858: „Ich lege Ihnen hier ein Gedicht bei, worin diese Sehnsucht [nach der Heimat und dem Garten am Hause] Worte gefunden; eine – wohl nicht ganz gelungene – Dämonisierung dieser Garteneinsamkeit, welche die Mutter meiner meisten Produktionen ist.“ Am 2. Mai 1879 teilt Storm Paul Heyse mit (Briefwechsel I, 167): „Ich seh ihn [des Dichters Sohn Hans], wie er, ein eigentümlicher Knabe, in einer einsamen Ecke des alten Husumer Gartens in der Dämmerung des Sommerabends still und sinnend zwischen den Bäumen umher ging, und mir so später zu dem wohl schwer verständlichen Gedichte „Gartensputz“ Veranlassung gab.“

Geschwisterblut (Bd. 1, S. 157). Handschrift (H) mit der Überschrift „Schlimmes Lieben“ in Varel. Abschrift des Dichters (A) vom 8. Febr. 1853, gedruckt in Storms Briefen an seine Freunde, S. 65 ff. Erster Druck (E) mit der Überschrift „Schlimmes Lieben“ und der in den ersten Ausgaben der Gedichte wiederholten Anmerkung: „Veranlaßt durch die Vorlesung einer Ballade, welche dasselbe Verhältnis zwischen Bruder und Schwester nach einer polnischen Chronikensage behandelt“: Deutsches Museum, hsg. von Robert Prutz, 4. Jahrgang, 2. Band, N. 52, 21. Dezember 1854, S. 930–32. Die neue Überschrift zuerst in der 4. Ausgabe der Gedichte, 1864, S. 36.

¹ gegenüber] gegenüber E, in der 2. Ausgabe der Gedichte, 1856, geändert. ¹ bang] lang H ³ in tiefster Gruft] im tiefsten

Grund H ⁹¹ in H und A: Er faßte [A: haschte] ihre scheue
 Hand Und drückte sie gelinde; ¹⁶ nach der] in die HA
²⁶ Er] Der HA ²⁸ muß] will HA Statt v. 33–44 haben
 H und A fünf Strophen:

Es kam die Nacht; es lag die Welt
 In holden Dämmernissen.
 Ach, nächstens schlug die Nachtigall,
 Da [A: Dann] saß sie wach im Rissen.

Da [A: Dann] fuhr ihr Herz dem Liebsten nach
 Allüberall auf Erden;
 Sie streckte weit die Arme aus:
 „Unselig muß ich werden!“

Doch rauschten an den Läden kaum
 Die ersten [A: kühlen] Morgenlüfte,
 [in H verbessert zu :
 Doch als am Fensterladen kaum
 Rührten die Morgenlüfte,]
 Da [A: Dann] sprang sie auf und knüpfte fest
 Den Gürtel um die Hüfte.

In der Kapelle Heiligtum
 Hin sank sie auf die Stufen:
 „Weh mir! Ich hör [A: höre] im Grabe tief
 Vater und Mutter rufen.“

So ging die Zeit. Es kam die Nacht,
 Es ging der Tag zu Ende;
 Der Kummer schrieb den feinen Zug
 Auf ihre zarten Hände.

⁴⁹ blasses] stummes A ⁶⁷ Um stürzte sie] Sie stürzte um HA
⁶⁸ Und] Sie HA Die beiden letzten Strophen lauten in H
 und A:

Sie warf in seine Arme sich,
 Sie hielt ihn fest umschlungen,
 Sie hätte mit dem grimmen Tod
 Um diesen Mann gerungen.

Sie gab ihm ihren süßen Mund,
 Doch war sie bleich zum Sterben;
 Sie sprach: „So ist die Stunde da,
 Daß beide wir verderben.“

Daneben hat H aber auch schon als Variante die jetzige Fassung, mit der einzigen Abweichung: ⁶⁹ Sie warf in seine Arme sich;] Sie gab ihm ihren süßen Mund, H

Storm an seine Braut Constanze, 23. Juni 1846 (Briefe an seine Braut, S. 265): „Die Liebe ist ein Blutbund, und er kann grauenhaft dämonisch werden, wenn man ihn nicht göttlich schön zu machen weiß.“ — Zur Entstehung des Gedichts vgl. G. Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 209 ff. — Theodor Fontane berichtet in seinen Erinnerungen „Von Zwanzig bis Dreißig“, S. 349 ff., daß Kugler im Tunnel über der Spree eine Ballade vorgelesen habe, die die verbrecherische Liebe zwischen Bruder und Schwester behandelte (eine Abschrift dieser Ballade, „Stanislaw Oswiecim“, einst im Besitz von Fr. G. Storm, ist verloren). Storm war mit der Ausführung Kuglers ganz unzufrieden; die Schwüle fehle in dem Gedicht. Er wurde von Friedrich Eggers aufgefordert, es besser zu machen, und übersandte diesem am 6. Febr. 1853 (vgl. Storms Briefe an Fr. Eggers, S. 11) von Husum aus seine Ballade mit einer ausführlichen Erläuterung seiner Absichten. Er scheint anfangs von seiner eigenen Leistung befriedigt gewesen zu sein. Später wurde er skeptischer. In dem Brief an Eggers vom 13. März 1853 (ebenda S. 14 f.) analysiert er das Gedicht nochmals sehr eingehend. — Weitere Auslassungen: Mörike-Storm-Briefwechsel, S. 57; Briefwechsel zwischen Storm und Keller, 3. Aufl., S. 204 f., 212. — Das Motiv kehrt in „Eekenhof“ wieder, 1879.

Noch einmal! (Bd. 1, S. 160). Storm sandte dies Gedicht in ältester Form (U) am 28. Februar 1848 an die Redaktion der Zeitschrift „Europa“ (Handschrift im Besitz von Dr. Stefan Zweig in Wien) als drittes Gedicht seines Zyklus „Ein Buch der roten Rose“; hier haben die beiden ersten Verspaare ihre Stelle vertauscht. — Erster Druck 1852 in der 1. Ausgabe der Gedichte, S. 13.

⁶ [starke] warmen U

Lehrsaß (Bd. 1, S. 160). Erster Druck 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 119. — Entstanden im Herbst 1845; Storm teilt es seiner Braut brieflich am 15. Okt. 1845, Briefe an seine Braut, S. 118, mit (U). — Eine mittlere Fassung (M) handschriftlich in Varel, mit der Überschrift „Um Liebe“.

¹¹. Die Sonne scheint; laß ab von Liebestwerben! Denn Liebe gleicht der scheuesten der Frauen] Bei Tage darfst du nicht um Liebe werben, Um diese zarte, scheueste der Frauen; U Um Tage darfst du nicht um Liebe werben; Sie gleicht ganz der scheuesten der Frauen; M ³ eigen] eigenes U v. 8 fehlt in U.

Storm fügt in dem Brief hinzu: „Als ich vor drei Jahren aus Kiel fuhr, da machte ich einen Reim, der den Schluß zu einem Liebesgedicht bildete, was mir damals aber nicht gelingen wollte. Heute vormittag, als ich im Sonnenschein ging, kam's mir auf einmal. Die alten Verse sind die beiden letzten Zeilen Ich bilde mir ein, daß es ein recht süßes Gedicht ist Denn die letzten Zeilen haben sich an der Liebsten gar zu lieblich bestätigt.“ Ganz in der Fassung von 1851 hatte Storm das Gedicht schon am 28. Febr. 1848 an die Redaktion der „Europa“ gesandt (Handschrift im Besitz von Dr. Stefan Zweig in Wien); es sollte damals einen Zyklus von sechs Gedichten „Ein Buch der roten Rose“ einleiten.

Frauenhand (Bd. 1, S. 160). Erster Druck: 1852 in der 1. Ausgabe der Gedichte, S. 22.

In „Immensee“, als Reinhard und Elisabeth auf dem See rudern, heißt es (1851): Während der Überfahrt ließ Elisabeth ihre Hand auf dem Rande des Rahnes ruhen. Er blickte beim Rudern zu ihr hinüber; sie aber sah an ihm vorbei in die Ferne. So glitt sein Blick herunter und blieb auf ihrer Hand; und diese blasser Hand verriet ihm, was ihr Antlitz ihm verschwiegen hatte. Er sah auf ihr jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der sich so gern schöner Frauenhände bemächtigt, die nachts auf krankem Herzen liegen. — Das Motiv, das auch in „Geschwisterblut“ anklingt (vgl. die später getilgten Strophen, S. 165), gewann Storm aus dem Anblick der schlanken Hand seiner späteren zweiten Gattin, Doris Jensen. Er selbst sagt am 21. April 1866 in einem Brief an Brinkmann: (Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 2, S. 133): „Allein ihre [d. h. Doris Jensens] schöne Hand, die ja in der deutschen Literatur so viel besprochen wird, gehört der deutschen Poesie und zum Glück auch mir.“ Und am 12. Mai 1866 in einem Brief an Ludwig Pieisch: ihr Antlitz sei zwar schon verblüht; „nur ihre Hand, die ich einst in die Poesie eingeführt, ist noch geblieben.“

Die Stunde schlug (Bd. 1, S. 161). Storm sandte das Gedicht in einer älteren, sechsstrophigen Fassung am 28. Febr. 1848 an die Redaktion der Zeitschrift „Europa“ (Handschrift im Besitz von Dr. Stefan Zweig in Wien). Hier ist es unter dem Titel „Frevel“ das zweite Gedicht des Zyklus „Ein Buch der roten Rose“ und lautet:

Die Stunde schlug, und deine Hand
Lag zitternd in der meinen,
Ich fühlte auf den Lippen schon
Den schwülen Duft der deinen.

Es zuckten aus dem vollen Kelch
Elektrisch schon die Funken,
Da brachst du das Mysterium,
Noch ehe wir getrunken.

Die Flammen trafst du in den Staub,
Die lechzend sich entfachten;
Du hast das Blut mir angesteckt
Und läßt mich nun verschmachten.

Es war zu spät, der heißen Glut
Die Adern zu verwehren;
Einmal in schlummerloser Nacht
Wird sie auch dich verzehren.

Die Lippen, die sich so berührt,
Sind rettungslos gefangen;
Spät oder früh, sie müssen doch
Sich tödlich heimverlangen.

Die Lippen, die mich so berührt,
Sind nicht mehr deine eignen;
Sie können doch, so lang du lebst,
Die meinen nicht verleugnen.

1852 erhielt das Gedicht seine jetzige Fassung und Überschrift; es wurde in der ersten Ausgabe der Gedichte (1852) als 2 Doppelstrophen, in der zweiten (1856) als 4 Strophen gedruckt. In die vierte Ausgabe nahm Storm unter der Überschrift „Die Lippen“ nur die beiden letzten Strophen auf; aber seit der ersten Ausgabe der Sämtlichen Schriften (1868) erscheint wieder das ganze vierstrophige Gedicht.

Abends (Bd. 1, S. 161). Das Gedicht findet sich in alle Sonderausgaben der Stormschen Gedichte eingereiht; es ist also nur durch ein Versehen, nicht auf Veranlassung des Dichters aus der Gesamtausgabe von 1889 weggeblieben. Erster Druck: 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 97. — Entstanden ist das Gedicht schon im Spätsommer 1845 (Storms Briefe an seine Braut, S. 112; v. 3 urspr. Warum doch in meinem Herzen ist die Sehnsucht aufgewacht,); doch ist es mir sehr fraglich, ob der in Frage kommende Brief an das Ende des September und nicht vielmehr wegen seines Hinweises auf die Immermann-Lektüre in die Nachbarschaft des Briefes vom 23. Aug. 1845 (Storms Briefe an seine Braut, S. 75) gehört.

Du willst es nicht in Worten sagen (Bd. 1, S. 162). Erster Druck 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 100f. Vorher hatte Storm das Gedicht schon in einer älteren Fassung und mit der Überschrift „Am Ende“ (U) am 28. Febr. 1848 an die Redaktion der „Europa“ gesandt (Handschrift im Besitz von Dr. Stefan Zweig in Wien); damals sollte es das vierte Gedicht eines Zyklus „Ein Buch der roten Rose“ bilden.

⁴ Lut] Macht U ⁷ schon] doch U ¹⁷ In Sehnen halb und] Und halb in Sehnen, U

Storm sagt in einem Brief an L. Pietsch, 11. Aug. 1868, daß dies Gedicht „in ungezügelter Leidenschaft geschrieben“ sei; es ist an Doris Jensen gerichtet.

Weiße Rosen (Bd. 1, S. 163). Erster Druck (E) 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 38 ff.

⁵ blondes] braunes E, in der 4. Aufl. der Gedichte 1864: seiden', seit 1875: blondes ¹² daran gehangen] an ihnen gehangen E, 1852 in den Gedichten geändert.

Und war es auch ein großer Schmerz (Bd. 1, S. 164). Erster Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 52. Die zweite Zeile ist hier nach den besten Ausgaben wiedergegeben und so, wie es der innere Rhythmus des Gedichtes verlangt. Die Variante Und wär's vielleicht auch Sünde ist eine bloße Entstellung.

Was Liebe nur gefehlet (Bd. 1, S. 165). Erster Druck in der Novelle „Schweigen“, Deutsche Rundschau, Bd. 35 (1883).

Komm, laß uns spielen (Bd. 1, S. 165). Handschrift (H), ein einzelnes Blatt mit der Überschrift „An Sie, die es allein versteht (Do)“ und dem Datum „Nachts 5./6. Oktober 1881“, in Varel. — Eine Abschrift (A) des Dichters vom 12. Okt. 1881 abgedruckt in Storms Briefen an seine Freunde, S. 182. — Erster Druck in der 7. Ausgabe der Gedichte, 1885, S. 91.

² Raub weht der Herbst; wird's denn auch Frühling wieder?] Nun kommt der Herbst, kein Frühling folgt ihm wieder, H Es kommt der Herbst, dem folgt kein Frühling wieder; A ³ bleicher] lechter HA ⁴ laß uns spielen] spielen wir, mein H ⁵ Nelke] Lilie HA ⁶ Am Himmel fährt ein kalt Gewölk daher!] Ein kalt Gewölk am Himmel zieht [A: fährt] daher. HA v. 8 in H: Wo bist du? Komm, mein holder Schmetterling!

Bei räumlicher Trennung der Gatten hat Storm diese sehnsüchtigen Verse an seine zweite Frau gerichtet, als ihm plötzlich wieder lebhaft vor der Seele stand, wie sie ihn einst bei einem Ballfest in der Maske eines weißen Schmetterlings entzückt hatte. In sein Heft „Was der Tag gibt“ schrieb der

Dichter am 6. Oktober 1881: „Diesmal gab es die Nacht, da ich von Herzklopfen erwacht war. Im Zimmer trübes Mondlicht: draußen Regenschlag und Sturm.“

Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt (Bd. 1, S. 165). Erster Druck (E) in den „Sommergeschichten und Liedern“, 1851, S. 98 f.

¹⁶ fühl's] fühl E, 1852 in den Gedichten geändert.

Herbst (Bd. 1, S. 167).

1. Erster Druck (E) in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1848, im Kalender, zum Monat November. Sämtliche Änderungen schon in der Ausgabe der Gedichte von 1852.

⁵ in geheimer Klage] wie in leiser Klage E ⁷ Und die] Ach die E ⁹⁻¹⁶ fehlen E ¹⁷ Und es leuchten Wald und Heide,] Doch so tröstlich scheint die Sonne, E ¹⁹ allem Winterleide] allen Winterschauern E

In ältester Fassung teilt Storm das Gedicht am 19. Okt. 1845 seiner Braut mit (Briefe, S. 123 f.):

Herbstlied

Schon ins Land der Pyramiden
Flohn die Störche übers Meer,
Schwalbenflug ist längst geschieden,
Und die Lerche singt nicht mehr.
Auch die letzten Blätter fallen,
Nur die Tannen stehn belaubt,
Und die letzten Blumen senken
Farbenmatt ihr zartes Haupt.

Wie in leiser Abschiedsklage
Streift der Wind das letzte Grün.
Ach, die süßen Sommertage
Ach, sie sind dahin, dahin!
Doch so helle scheint die Sonne,
Daß man sicher glauben mag,
Hinter diesen Winterschauern
Lieg' ein ferner Frühlingstag.

In dieser Fassung (nur v. 13 golden aus helle) teilt es Gertrud Storm im Faksimile mit: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917.

2. Erster Druck in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1849, im Kalender, zum Monat August.

3. Erster Druck in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1848, im Kalender, zum Monat September.

Waldweg (Bd. 1, S. 168). Erster Druck (E) in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1851, S. 102 f.

³² Hölzung] Hölzung E, verändert schon 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“ ³³ Herbstblätterduft] Himbeerenduft E, verändert 1856 in der 2. Aufl. der Gedichte. ³⁵ im Walle] am Walle E, 1851 (s. o.) verändert. ³⁹ war's] ward's E, 1851 (s. o.) verändert.

Die Gegend, die Storm hier vor Augen hat, ist der Weg zum Wald von Westermühlen, dem Heimatsdorf von Storms Vater. Der Dichter selbst gibt zu dem Fragment einen sehr ausführlichen Kommentar in einem Brief an Mörike vom November 1854 (Mörike-Storm-Briefwechsel, S. 39 ff.).

Über die Heide (Bd. 1, S. 169). Erster Druck: Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik, hg. von Oskar Blumenthal, 1. Bd., Berlin 1875, S. 134, als erstes einer bunten Gruppe von „Liebesliedern“. Im selben Jahr auch in der 5. Auflage von Storms Gedichten, S. 173.

Schon in der Novelle „Ein grünes Blatt“ der wiedertönende Heideboden: „Und wie nun so auch der Hall des eigenen Schrittes, der bisher mit ihm gewandelt, aufgehört hatte und er nichts vernahm, als die Heide entlang das Zirpen der Heuschrecken . . .“ Das Gedicht entstand 1875, als der Dichter zur Beerdigung seines Schwiegervaters Esmarch in Segeberg war und nun alle Erinnerungen an Constanze wieder wach wurden.

Schlaflos (Bd. 1, S. 170). Handschrift (H) mit der Datierung „H[eiligenstadt] 22. Mai 1857“ in Varel. Eine Abschrift (A) sandte Storm am 23. Mai an Eggers (Briefe an Eggers S. 50). — Erster Druck: Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 129.

² singt doch] singt A ⁴ Aufs Rissen hernieder] Aufs Rissen durchs Fenster mir H Durchs Fenster aufs Rissen mir A

Es ist ein Flüstern (Bd. 1, S. 170). Handschrift (H) mit dem Datum „23. März 1872“ in Varel. — Erster Druck 1872 im „Salon“, Bd. 10, dann 1873 in den „Zerstreuten Kapiteln“ S. 35.

Überschrift in H und in den Gesamtausgaben von 1880 bis 1889, Bd. 7, S. 5: „Geflüster der Nacht“.

⁸ drängt] ringt H

Seltsamerweise steht in dem handschriftlichen Liederbuch „Meine Gedichte“ in Varel unter ganz frühen Niederschriften, deren späteste ins Jahr 1852 gehört, bereits der Prosa-Entwurf: Geflüster der Nacht. Sind es Liebesworte, für mich bestimmt gewesen, aber unausgesprochen geblieben oder nicht zu mir gedrungen? oder ist es künftiges Unheil, das sich vergebens müht sich zu verkünden? Da-

nach ist Ferd. Tönnies, Theodor Storm. Gedenkblätter. Berlin 1917, S. 59, zu korrigieren.

Beginn des Endes (Bd. I, S. 170). Handschrift mit dem Datum „Hufum 18. August 1864“ in Varel. — Erster Druck: „Deutsches Künstler-Album. II (für 1868), gesammelt von W. Breidenbach und L. Bund. Düsseldorf, o. J., S. 24. Doch teilt der Dichter die Verse (mit dem Anfang: Es ist ein Punkt nur) schon am 21. August 1864 brieflich Ludwig Pietsch mit.

Vor Tag (Bd. I, S. 171). Erster Druck in der 2. Ausg. der Gedichte, 1856, S. 88 f. — Im 2. Vers von Nr. 4 haben alle Ausgaben, auch noch die Gesamtausgabe von 1889, die Lesung wie wir uns wiedersehen. Die Änderung wo wir uns wiedersehen, die den Sinn völlig umbiegt, taucht erst in der 7. Ausgabe der Gedichte, 1885, auf und ist selbstverständlich ein Druckfehler.

N. 3 handschriftlich im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. Dieser Vierzeiler war ursprünglich die letzte Strophe eines im Dezember 1851 entstandenen längeren Gedichts, das Storm am 6. Febr. 1852 seinem Freunde Brinkmann mitteilte (Briefe an seine Freunde, S. 35 f.)

Wo ward ein Traum zur Welt geboren,
Wie du verkörpert mir erschienst;
Wo gab, in solchen Reiz verloren,
Ein Herz sich in des andern Dienst!

So elfenhast, so süß gegliedert
Ward noch kein irdisch Weib geschaut;
Mit solcher Stimme Klang erwidert
Hat nimmer eine Erdenbraut.

Und doch — an meinem Herzen hielt ich
Die Rose dieses Angesichts;
In meinem Arm gefangen fühlt' ich
Dies Schwesterkind des Mondenlichts.

Wohl warnt mein Herz, es kann nicht dauern,
Dies Sternenglück, das dich gebracht;
Vergehen wird's in Morgenschauern
Wie Blumenduft der Sommernacht.

Und schlug die Stunde, wo auf Erden
Dein holdes Bildnis sich verlor,
Dann wird es niemals wieder werden,
So wie es niemals war zuvor.

N. 2 zitiert Storm 1862 noch einmal in den Spukgeschichten „Am Kamin“. N. 4 könnte ein Nachklang sein nach Kleists „Prinzen von Homburg“, IV, 3:

Zwar, eine Sonne, sagt man, scheint dort auch,
Und über buntre Felder noch, als hier:
Ich glaub's; nur schade, daß das Auge modert,
Das diese Herrlichkeit erblicken soll.

Eine Frühlingsnacht (Bd. 1, S. 172). Erster Druck (E) mit der Überschrift „Im Frühling“ und dem Datum „Husum 1844“ in Biernatzkis Volksbuch für das Jahr 1846, S. 156.

⁹ Es fragt ihn] Er fragt ihn E, schon 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“ verbessert. ¹⁷ in Liebeschein] im Liebeschein E, 1851 verändert.

Ein Sterbender (Bd. 1, S. 173). Erster Druck (E) im Deutschen Dichterbuch aus Schwaben, hg. von Ludwig Seeger, Stuttgart 1864. — Im gleichen Jahr in der jetzigen Fassung in der 4. Auflage von Storms Gedichten. Im Inhaltsverzeichnis der Gesamtausgaben mit der Jahreszahl 1863 versehen.

¹⁴ dünket ihn] dünket ihm E ¹⁵ Doch] Und E ²⁶ roten] zarten E ⁵⁰ von keinem dann gesehn] von Keinem mehr gesehn E ⁵² langet seine] langt er mit der E ⁶⁹ Todesangst] Todesfurcht E ⁸⁷ dränge sie, die] dränge sie die E

Die Verse 72—74 schrieb der Dichter seiner Tochter Gertrud als ein Bekenntnis ins Album (Briefwechsel zwischen Heyse und Storm I, S. 136), die Verse 47—50 sind dem Gedicht erst nachträglich eingefügt worden (Briefe an seine Frau S. 159). Vgl. H. Binder, Theodor Storm. Ein deutscher Lyriker. Leipzig [1913], S. 92.

Geht nicht hinein (Bd. 1, S. 176). Erster Druck mit der Überschrift „Einem Toten“: Deutsche Rundschau, Bd. 20, S. 322 (Sept. 1879). Auch im Jahrbuch deutscher Dichtung, Bremen 1879, erster (einziger) Band, S. 234.

Storm an Erich Schmidt 3. Sept. 1879: „Zu dem Gedicht ‚Einem Toten‘ gab der Tod des sechzehnjährigen Sohnes meines hiesigen Freundes, Grafen Reventlow, die ganz äußerliche Veranlassung.“ Storm trug sich lange mit dem Plane, ehe er ihn ausführte (An G. Keller, 29. Aug. 1878, Briefwechsel ³, S. 47). Er selbst erläutert das Gedicht (ebenda S. 79): „Ich habe darin den Eindruck niederlegen wollen, den der Anblick eines Gestorbenen — ich glaube, im wesentlichen auf jeden — macht, und wogegen es keine Rettung als den des Glaubens an ein Wiederaufleben in einem andern Zustande gibt, die aber für mich nicht vorhanden ist.“

Einiger Toten (Bd. 1, S. 177).

1. Handschrift (H) mit der Überschrift „Meiner Schwester am 10. Nov. 1847“ in Varel. — Erster Druck 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 108 f. In H noch die Schlußverse:

Des Jahres späteste Blumenfränze senden
In deine Gruft den letzten Lebensglanz;
So nimm denn zu den andern Liebespenden
Auf deinen Sarg des Liedes grünen Kranz.

2. Handschrift (H) mit der Überschrift „Später“ in Varel. — Erster Druck (E) in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1850, S. 52.

In ein Exemplar von E hat Storm zu Vers 3 die nie benutzte Verbesserung eingetragen: in ~~deines~~ Lebens Tagen ¹⁴ gespenstig] gespenstisch HE, die Änderung seit 1864.

Beide Gedichte sind 1847 entstanden nach dem Tode von Storms Schwester Helene Lorenzen, geb. Storm, die am 10. Nov. 1847 bald nach der Geburt ihres Kindes starb. Über Helenens Tod und Begräbnis schreibt der Dichter am 10. Nov. 1867 an seinen Sohn Hans (Briefe an seine Kinder, S. 38).

Ein Leichenstein (Bd. 1, S. 178). Erster Druck in der Novelle „Der Schimmelreiter“, Deutsche Rundschau, Bd. 55, S. 31.

In schwerer Krankheit (Bd. 1, S. 178). Erster Druck: Westermanns Gesamtausgabe von 1889, Bd. 17, S. 11. — Entstanden während der Krankheit von 1886/7.

Dunkle Hypressen (Bd. 1, S. 178). Vgl. die Anmerkung zu der Sammlung „Ritornelle“: Bd. 8, S. 158.

Es kommt das Leid (Bd. 1, S. 179). Handschrift (H): Storms Notizbuch zum 28. März 1886. — Erster Druck: Westermanns Gesamtausgabe von 1889, Bd. 17, S. 12.

⁴ Da geht] Es geht H

Der Zweifel (Bd. 1, S. 179). Erster Druck (E): Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 86.

⁸ ehrlicher] tüchtiger E, auch noch 1875 in der 5. Aufl. der Gedichte, aber schon 1868 in der ersten Gesamtausgabe die Änderung.

Für meine Söhne (Bd. 1, S. 179). Entstanden in Potsdam, Herbst 1854. Storm teilt die Strophen brieflich Paul Heyse im Oktober dieses Jahres mit (Briefwechsel zwischen Heyse und Storm, I, S. 1) und am 18. Dezember 1854 (B) seinem Freunde H. Brinkmann (Briefe an seine Freunde, S. 81). — Handschrift im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. — Erster Druck im

Deutschen Museum, hg. von Robert Prutz, 4. Jahrgang, Bd. 2, N. 52, 21. Dez. 1854, S. 929 f.

² Reue] Reu' B ⁴ Säue] Säu' B ¹⁰ Geße] Stelle B
Sprüche (Bd. 1, S. 180).

1. Erster Druck: Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 152. — Faksimile (mit dem Datum „Juli 1858“) veröffentlicht von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917. — Handschrift mit der Überschrift „Erprobt“ im Besitz von Prof. Albert Köster in Leipzig.

2. Erster Druck und Faksimile (mit dem Datum „Juni 1858“) wie bei 1.

Storm hat, wie bei manchem andern Gedicht, den Gehalt dieser Verse noch einmal in Prosa wiedergegeben. In der Novelle „John Riew“, lässt er (Bd. 6, S. 386) die Frau Geyers sagen: „Wenn wir unsere Sündenschuld abziehen, so müssen wir mit dem Rest schon fertig werden.“ Und Martin Greif hat die Verse noch einmal gedichtet in der Form:

Von deinem Unglück ziehe ab die Schuld,
Und was der Rest, das trage mit Geduld!

(Neue Lieder und Mären, Leipzig 1902, S. 293).

Spruch des Alters (Bd. 1, S. 180). Erster Druck in der Novelle „Waldwinkel“, Deutsche Rundschau, Bd. 1, Okt. 1874, S. 114 f., und im Einzeldruck, 1875, S. 63 und 65. — In den Gedichten seit der 5. Auflage, 1875, S. 167.

Widmungen (Bd. 1, S. 181).

1. An Erich Schmidt. Erster Druck (E) vor dem Bande „John Riew“. Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen. Berlin, 1885“ mit der Überschrift „Meinem Freunde Erich Schmidt gewidmet“

¹ Morgen:] Sonnen: E

2. An Frau Do. Erster Druck vor dem Bande „Zwei Novellen. Schweigen. — Hans und Heinz Kirch. Berlin 1883“ mit der Überschrift „Do gewidmet“. Ursprünglich sollte die Widmung sehr viel intimer lauten:

Man warnt, das Glück bei Namen nicht zu nennen,
Es fliehe leicht und kehre nicht zurück.

Ich tat es dennoch; sterben kann mein Glück:

Doch eines kann es nicht: von mir sich trennen.

(Mitteilung Storms an G. Keller, Briefwechsel ³ S. 188).

Lyrische Form (Bd. 1, S. 181). Erster Druck: Gedichte, 7. Auflage, 1885, S. 178. — Storm hat das Motiv vor der Veröffentlichung mehrfach variiert. An Gottfried Keller, 14. Juni 1884, Briefwechsel³, S. 197:

Die Form war dir ein goldner Kelch,
 In den man goldnen Inhalt gießt —
 Die Form ist nichts als der Kontur,
 Der einen schönen Leib beschließt.

In dieser frühesten Fassung bezogen sich die Verse auf den am 6. April 1884 verstorbenen Geibel. An Erich Schmidt, 13. Juli 1884: Ich schrieb Ihnen wohl schon, was ich in mein Notizbuch schrieb (d. i. das Heft „Was der Tag gibt“):

Es ist die Form kein Goldgefäß,
 In das man goldnen Inhalt gießt.
 Die Form ist nichts, als der Kontur,
 Der einen schönen Leib beschließt.

In einem andern Notizbuch hat das Gedicht die Überschrift „Versmacherei und Lyrik“. Gedanke und Einkleidung gehen letzten Endes auf einen Aufsatz von Paul Heyse aus dem Jahr 1854 zurück; vgl. Th. Storm, Spukgeschichten und andere Nachträge zu seinen Werken, hg. v. Fritz Böhme, Braunschweig und Berlin 1913, S. 158. Storm hat ihn am frühesten formuliert in seiner Besprechung der Gedichte von Julius Rodenberg (Bd. 8, S. 75): „Die ‚schöne Form‘ ist ein Gefäß, womöglich ein goldenes, bereit, den mannigfachsten beliebigen Inhalt zu empfangen; die poetische Form in unserm Sinne sind nur die Konturen, welche den Körper vom leeren Raume scheiden.“ Herr Dr. Walther Herrmann macht mich darauf aufmerksam, daß Storm wohl auch an bestimmte Worte Geibels gedacht hat. In der ersten Auflage der Geibelschen Gedichte (1840) stehen S. 57 die (später nicht wieder gedruckten) Verse:

Es sind die Lieder Goldpokale,
 Drinn meine Liebe schäumt als Wein;
 Und hundert Mal und hundert Male
 Schenk ich in neue Becher ein.

Storm hat die erste Auflage gekannt (Briefe an seine Freunde, S. 17).

In schrift (Bd. 1, S. 182). Erster Druck: 1886 als Vorspruch zu der Novellensammlung „Vor Zeiten“ (Eekenhof, Zur Chronik von Grieshuus, Renate, Aquis submersus, Ein Fest auf Haderslevhuus), die Storm seinem Enkel Hans Adolph Storm widmete.

Zu Mutters Geburtstag (Bd. 1, S. 182). Handschrift (H) mit dem Datum „Husum 23. Juli 1878“ in Varel. — Erster Druck: Sämtliche Werke, 1889, Bd. 17, S. 13.

² [schon] jetzt H

Die Verse begleiteten einen Strauß am 81. Geburtstag von Storms Mutter.

An Agnes Preller (Bd. 1, S. 182). Erster Druck mit der Überschrift „An Agnes“ in Elise Polkos „Vesta, Taschenbuch für Deutschlands Frauen und Jungfrauen“, 1. Jahrgang, Leipzig 1879, S. 129. — Dann in der 6. Aufl. der Gedichte, Berlin 1880, S. 176. In der Gesamtausgabe von 1889: Bd. 11, S. 6. — Storm richtete die Verse an die Großnichte Friedrich Prellers, eine Lieblingsschülerin seines Sohnes, des Gesanglehrers Karl Storm. Der Dichter hatte ihn im Sommer 1878 in Varel (nicht Vevey, wie Hermine von Preuschen, Deutsche Revue 24, III, S. 202, mitteilt) besucht, und dort hatte das Mädchen den Rosenstrauß am Abend vor Storms Abreise in das Zimmer des Gasthofs stellen lassen. Agnes war die Tochter von Frau Preller, geb. Nolte, aus Hamburg, einer Jugendbekannten des Dichters (vgl. G. Storm, Theodor Storm, Bd. 2, S. 186 f.), die mit ihrem Gatten, Julius Preller, einem Neffen des Schöpfers der Odyssee-Landschaften, in Varel wohnte.

Blumen (Bd. 1, S. 182). Handschrift in Varel mit der Überschrift „Für Helene Wenz als Patientin der Graefeschen Kinderklinik dem [Prof.?] Graefe an seinem Geburtstag 1861 Blumen überreichend.“ — Erster Druck: Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 143.

Mit einer Handlaterne (Bd. 1, S. 183). Handschrift (H) in Varel. — Erster Druck: Gedichte, 7. Auflage, 1885, S. 256.

⁶ [Sinsternis] Dunkelheit H

Die Verse sind in den bisherigen Drucken zu Unrecht unter die „älteren“ Gedichte geraten. Sie tragen in H die Überschrift „An Gräfin Emilie Reventlow zu Weihnachten mit einer Handlaterne.“ Bei einem der letzten Husumer Weihnachtsfeste beschenkten sich die Ehepaare Storm und Reventlow gegenseitig mit Laternen zur Erhellung des Weges bei gegenseitigen Abendbesuchen. Reventlows wohnten im ehemaligen Husumer Schloß, dessen Brücke mit zwei steinernen Löwen geschmückt war. Vgl. den Anfang der Novelle „Draußen im Heidedorf.“

Einer Braut am Polterabend (Bd. 1, S. 183). Handschrift (H) mit dem Datum 1860 in Varel. — Erster Druck: Gedichte, 4. Auflage, 1864, S. 142.

⁴ hold] hell aus hold H

Zur silbernen Hochzeit (Bd. 1, S. 184). Erster Druck in der 2. Auflage der Gedichte, 1856, S. 165/8.

³⁹ hörtet] höret ist Druckfehler seit 1880.

Am 13. Febr. 1846 feierten in Segeberg die alten Esmarchs, die Eltern von Storms Braut, silberne Hochzeit. Der Dichter, der

für die erste Februarhälfte hinüberreiste, plagte sich lange Zeit mit einem Festspiel, das dann auf einer Bühne im Rathaussaal in Segeberg aufgeführt wurde. Die Briefe an die Braut gedenken dieses Vorhabens vom 1. bis zum 31. Januar 1846. Am 1. Febr. gibt Storm den Grundriß des Ganzen:

Mondesdämmerung.

Er. Sie. (Die Szene wurde von Storm und Constanze gespielt.)

Nach dieser Szene erscheint Genius der Zeit.

(Der Hintergrund schließt sich.)

Darauf erscheint der Festzug, geführt von Amor. Danach kommen

Zwei Kinder vom Haus.

Asmodi, der Eheteufel (blieb vermutlich weg).

Ein Bettelkind.

Der Bettelvogt.

Der Narr.

Dann noch einige noch nicht vorhandene; zuletzt

Die Here.

Die erste Hälfte, die große ernste Liebesszene, wurde zuerst fertig. Sie lag dem Dichter sehr am Herzen; er ließ dazu sogar in Husum in seinem Hause die Dekoration mit dem blühenden Holunderbusch malen. Wir kennen aus diesem Teil nur den Schluß, den Paul Schütze in seiner Storm-Biographie (1. Aufl., S. 75, 2. Aufl., S. 77) mitteilt:

Er: Musik ist alles, alles um mich her!
Lautropfen schlüpfen leise von Blatt zu Blatt,
Und durch die Gräser streift ein zarter Laut,
Wie Harfensäufeln träumerisch und weich.
Durch jeden Strauch, durch alle Wipfel rieseln
Ungreifbar leise, halberwachte Stimmen,
Und schwinden hin, und tauchen wieder auf.
In tiefem Zauber sind wir rings befangen,
In Liebesträumen schauert die Natur,
Die Zeit steht still —

Sie: O wie du träumst, mein Freund!

Ich fühl den Nachtwind meine Locken streifen,
Und Rosendüfte schwimmen rasch vorüber;
Die Nachtigall verstummt, die Sterne wandeln,
Der Morgen dämmert — —

Er: O wie schön du bist!

Der Nachttau hängt in deinen braunen Locken,
Dein Auge leuchtet gleich dem Stern der Nacht!
Wie schön du bist! Kaum wag ich zu erkennen,

Ist es dein Antlitz, das so lieblich schaut,
 Ist es die Seele — Beide sind so gleich,
 Daß Eines nur das Spiegelbild des Andern.
 So bist du ewig!

Sie: Ewig bin ich dein!

Der zweite, vom Humor beherrschte Teil ging dem Dichter nicht so leicht von der Hand; ihm gehören die Strophen an, die er unter seine Gedichte einreichte.

Notgedrungener Prolog (Bd. 1, S. 186). Erster Druck: Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 137 ff. — Entstanden etwa 1859 in Heiligenstadt für eine geplante Aufführung des Schimpfspiels von Gryphius, bei der der Landrat von Schuter den Peter Squentz, Storm den Pickelhäring spielen sollte. Das Unternehmen scheiterte, weil Herr von Schuter die Stadt verließ, um sich anderswo als Rechtsanwalt niederzulassen.

Am Aktentisch (Bd. 1, S. 188). Erster Druck: 2. Aufl. der Gedichte, 1856, S. 73. Das Gedicht stammt aus der gedruckten Potsdamer Zeit; Storm teilt es brieflich am 8. Mai 1855 Paul Heyse mit (Briefwechsel zwischen Heyse und Storm, I, S. 8).

Stoßseufzer (Bd. 1, S. 188). Handschrift (H) mit der Unterschrift „2. Weihnachtssonntag [d. h. 26. Dez.] 1851“ in Varel. — Erster Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 61.

² Schurzfell] Schurz H

Aus der Marsch (Bd. 1, S. 188). Handschrift (H) in Varel. — Erster Druck (E): „Argo“ 1854, S. 312.

³ schreitet] doch geht H ⁵ Und] Doch E, 1856 geändert.

⁶ Winterszeit] Winterzeit H

Vom Staatskalender (Bd. 1, S. 189).

1. Erster Druck (E) mit der Überschrift „Aus Großfrähwinkel. Die Beamtentöchter“: in Biernatzkis Volksbuch für das Jahr 1846, S. 178 f.

¹⁷ Ach, ein] So ein E, seit 1852 verändert.

Storm an Constanze, 19. Okt. 1845, (Storms Briefe an seine Braut, S. 123): „Das Volksbuch ist heute nach Husum gekommen. ‚Die Beamtentöchter‘ nehmen sich recht paßig darin aus. Der Alte [Storms Vater] las sie bei Tisch und lächelte, so sehr er auch geeifert hatte, als ich es im Wochenblatt erscheinen lassen wollte . . .“ 2. Nov. (?) 1845, (Ebenda S. 129): „Hier finden die Leute es etwas stark und nennen mich einen Porträtmaler.“

2. Handschrift (H) in Varel. — Verkürzte Form von H in Storms Briefen an seine Freunde, S. 29 (U). — Erster Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 57. — Entstanden gegen Ende 1851.

¹ Kämmerer] Kammerherr HU ³ sieht] merkt HU In H
nach v. 4 noch die Strophe: Gern macht' ichs euch begreiflich;
Doch daß ihr's faßt, bezweifel' ich; Es ist ein kleiner Golem, Ein
Staatskalendergolem!

In H und U läßt Storm dem Gedicht noch eine Variante des
Einfalls folgen:

Gestern war er noch ein Lump,
Gestern lebt' er noch auf Pump;
[Die beiden Verse in U umgestellt]
Heute trägt er, frei von Kummer,
Eine Staatskalendernummer.

In der Novelle „Eine Halligfahrt“ umschreibt Storm das Ge-
dicht in Prosa: „Diese Kerle, wischt man ihnen die Staatskalender-
nummer von der Stirn, so sitzen sie da wie ausgeblasene Hülfsen; und
ich sehe schon, wie ihnen die Augen verglasen, während das bißchen
Alten- und Rangklassenbewußtsein daraus verdunstet.“

Der Beamte (Bd. 1, S. 190). Handschrift (H) mit der Über-
schrift „Fortschritt“ und dem Datum „28. Juni 1867“ in Varel. —
Abschrift (A) für Ludwig Pietsch am 16. August 1867, hand-
schriftlich erhalten. — Erster Druck (E) mit der Überschrift „Forts-
schritt“, die auch die späteren Gesamtausgaben beibehalten haben:
Sämtliche Werke, 1868, Bd. 1, S. 153. — Die Überschrift „Der
Beamte“ in den Einzelausgaben der Gedichte, seit der fünften, 1875.

³ bis hinab] hinab bis E ⁶ der Antrag] die Bitte HA

Als Storm die Verse am 27. Mai 1868 Julius Rodenberg mit-
teilte (Original im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar),
fügte er hinzu: „Die Behaglichkeit für epische Produktion hat mir
im letzten Jahr gefehlt; ich kann's nicht verwinden, wie Preußen uns
in den Sack gesteckt, wie es uns höhere Einsicht und preußischen Ge-
horsam bringen will, und uns in der Lat Geistesdruck (Volkschule)
und subalternes Wesen bringt; ohnmächtig Gewalt leiden, das ruiniert
den Menschen. Die preußische Regierung kommt mir mitunter vor
wie ein Kind, das sich ein neues Spielzeug ergattert und nun nichts
damit anzufangen weiß, als daß es es zerbricht. Übrigens streb ich
tapfer, mich von diesem vergeblichen Groll zu heilen.“

Zur Laufe (Bd. 1, S. 191). Handschrift (H) mit der Über-
schrift „An Ljcho Mommsen. Über die Benämung seiner Erstge-
borenen“ und dem Datum „15. Oktober 1850“ in Varel. — Erster
Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 79.

⁸ Bescheidne] Bescheidene H ^{15t.} ambradustigen, Klanghaften]
in den ersten drei Ausgaben der Gedichte der Fehler: ambraduf-
tigem, Klanghaftem

Storm, der hier das Problem der Namengebung humoristisch nimmt, kommt aber auch ganz ernsthaft darauf zu sprechen, z. B. gegen das Ende von „Viola tricolor“, am Anfang der Novelle „Im Saal“, gegen Schluß der Novelle „Psyche“.

Crucifixus (Bd. 1, S. 191). Handschrift (H) mit dem Datum „Auf der Reise in Arnberg September 1865“ in Varel. — Erster Druck in der Novelle „Der Amtschirurgus“ (Westermanns Monatshefte, Bd. 29, S. 491/2), dann in den „Zerstreuten Kapiteln“, 1873.

⁶ Die] Sie H

Der Lump (Bd. 1, S. 192). Entstanden kurz vor Weihnachten 1864; Storm schreibt um die Zeit (undatiert) an Ludwig Pietsch: Zur Ermunterung setz ich Dir hier ein nagelneues Gedicht und teilt die älteste Fassung (U) mit. — Erster Druck (E): Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 151.

³ Ein frech Gemüt] Ein freches Herz U ⁵ Links] Rechts UE
⁷ rechts] links UE ⁸ Rechts] Links UE

Noch in manchen andern ungedruckten Versen hat Storm seinem Haß gegen die Christlich-Feudalen Luft gemacht. (Vgl. „Es gibt eine Sorte“.)

Es gibt eine Sorte (Bd. 1, S. 192). Handschrift (H) mit dem Datum „Heiligenstadt 19. Januar 1864“ in Varel (Faksimile hg. von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917). — Abschrift (A) des Dichters in dem Brief vom 8. Febr. 1864 an seine Eltern (Briefe in die Heimat, Berlin 1907, S. 213). — Erster Druck: Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 155.

⁷ So hassen sie nach Vermögen ihn] So hassen sie ihn nach bester Kraft H ⁸ gern] gerne A

Der Dichter selbst hat gesagt, daß der „Haß gegen die deutsche Feudalpartei“ ihm die Verse eingegeben habe.

Gesegnete Mahlzeit (Bd. 1, S. 193). Erster Druck mit einem Holzschnitt in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1848, S. 120. Vgl. H. Seidel und W. Krauß im „Magazin für die Literatur“, Bd. 66 (1897), Nr. 18.

Das Edelfräulein seufzt (Bd. 1, S. 193). Erster Druck: Gedichte, 4. Auflage, Berlin 1864, S. 145.

Myrten (Bd. 1, S. 194). Erster Druck (E) ohne Überschrift: Liederbuch dreier Freunde, S. 108.

³ mir] du E, 1852 geändert.

Cornus Suecica (Bd. 1, S. 194). Erster Druck in der Novelle „Waldwinkel“, Deutsche Rundschau, Bd. 1 (Okt. 1874), S. 106 und im Einzeldruck der Novelle, 1875, S. 37.

Die ganz vereinzelt Lesart der 6. Ausgabe der Gedichte in v. 3 (zusammen statt beisammen) ist offenbar ein Versehen. Die Gesamtausgabe von 1917 hat sie leider aufgenommen. — Der Vierzeiler ist hervorgegangen aus einer älteren Fassung (in der Handschrift der Novelle):

Ich ging allein, da ich das gepflückt,
Doch ahn' ich hier in den Gründen
Eine Blume, die ich nimmer fand,
Die ich nur mit dir kann finden.
Noch purpurner als die rote Rose
Biegt sie das Haupt in den Lüften;
Irgendwo hier im Wald, irgendwo auf der Heide
Muß jetzt sie blühen und düften.

Engel-Ehe (Bd. 1, S. 194). Erster Druck im zehnten Band des „Salon“ (1872), dann in den „Zerstreuten Kapiteln“ von 1873, S. 37 f. — In der Gesamtausgabe von 1889 nicht unter den Gedichten, sondern Bd. 7, S. 13. — Der Titel zu diesem Gedicht, das Storm als ein „sehr inniges“ bezeichnet, das aber z. B. für Paul Heyse ganz unverständlich blieb (Briefwechsel zwischen Heyse und Storm I, S. 30 und 47), ist einer Novelle von Karl Spindler (Winterzeitvertreib, Bd. 2, Stuttgart 1844) entnommen, deren Motiv, glücklich vermiedene Geschwisterehe, sich aber gar nicht mit Storms Gedicht berührt.

Von Raßen (Bd. 1, S. 195). Erster Druck (E) mit Holzschnitt in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1849, S. 79 f. Gelegentliche nicht synkopierte Formen in späteren Drucken (¹ vergangenen, ¹³ erhobenen) sind Nachlässigkeiten, ebenso ³⁶ sechsundfünfzig in den Gedichtsammlungen nach 1875.

Die Herrgottsfinder (Bd. 1, S. 197). Erster Druck: Liederbuch dreier Freunde, S. 17 f. (E). Die teils frommen, teils pedantischen Änderungen, die sich 1844 bei dem Abdruck in Biernatzkis Volksbuch S. 232 finden, sind ganz wertlos und offenkundig nicht dem Dichter zuzuschreiben, der sie fast alle wieder rückgängig gemacht hat.

¹² Das alles in ihre Scheuern zu laden!] Daß sie alles in ihre Scheuern laden; E, 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“ geändert. ¹⁵ die jüngsten Kinder sein;] seine jüngsten Kinderlein, E, 1852 in den Gedichten geändert. ²⁹ jedes] Jeder E, 1852 geändert.

Vgl. die Anmerkung zum „Tannkönig“ (S. 163).

Knecht Ruprecht (Bd. 1, S. 198). Älteste Fassung (U) handschriftlich im Besitz von Fräulein Gertrud Storm in Varel. —

Erster Druck (E) in der Novelle „Unter dem Tannenbaum“: Leipziger Illustrierte Zeitung 1862, N. 1016, S. 446. — Seit 1864 leicht überarbeitet; doch steht das Gedicht in der Novelle noch jetzt in der Fassung E. — Die Form U nimmt ausdrücklich Bezug auf Heiligenstadt, wo die Szene wohl bei einer Stormschen Weihnachtsfeier aufgeführt worden ist. Das Gedicht hat hier noch dialogischen Charakter; denn in die Ansprache des Knecht Ruprecht, den vermutlich der Heiligenstädter Bruder Storms spielte, greift wiederholt der Vater der Kinder, also der Dichter selbst, ein.

Vor v. 1 hat U die Verse: *Habt guten Abend Alt und Jung, Bin allen wohl bekannt genug.* ⁷ *finstern] dichten* UE Nach v. 16 folgt in U: *So geh denn rasch von Haus zu Haus, Such mir die guten Kinder aus, Damit ich ihrer mag gedenken, Mit schönen Sachen sie mag beschenken.* ¹⁷ *Herre] Jesu* U ¹⁹ *in diese Stadt]* nach Heiligenstadt U ²⁰ *eitel gute]* viele brave U eitel brave E ²³ *Apfel]* Apfel UE Nach v. 34 bringt U noch das Zwiegespräch:

- Vater: Die Kinder sind wohl alle gut,
Haben nur mitunter was troßigen Mut.
- Ruprecht: Ei, ei, für troßgen Kindermut
Ist meine lange Rute gut:
Heißt es bei euch denn nicht mitunter:
Nieder den Kopf und die Hosen herunter?
- Vater: Wie einer sündigt, so wird er gestraft;
Die Kinder sind schon alle brav.
- Ruprecht: Stecken sie die Nas' auch tüchtig ins Buch,
Lesen und schreiben und rechnen genug?
- Vater: Sie lernen mit ihrer kleinen Kraft,
Wir hoffen zu Gott, daß es endlich schafft.
- Ruprecht: Beten sie denn nach altem Brauch
Im Bett ihr Abendsprüchlein auch?
- Vater: Neulich hört ich im Kämmerlein
Eine kleine Stimme sprechen allein;
Und als ich an die Tür getreten,
Für alle Lieben hört' ich sie beten.
- Ruprecht: So nehmet denn Christkindleins Gruß,
Kuchen und Apfel, Apfel und Nuß;
Probiert einmal von seinen Gaben,
Morgen sollt ihr was Besseres haben.
Dann kommt mit seinem Kerzenschein
Christkindlein selbst zu euch herein.
Heut hält es noch am Himmel Wacht;
Nun schlafet sanft, habt gute Nacht.

Weihnachtslied (Bd. 1, S. 199). Erster Druck (E) in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1846, S. 25.

³¹ Vom Tannenwalde steigen Däfte Und hauchen durch die Winterlüfte] Ein weihrauchfüßes Harzgedäfte Durchschwimmt träumerisch die Lüfte E; so auch in den Gedichtausgaben von 1852, 1856, 1859. Die jetzige Fassung zuerst 1864 und auch 1885 in den Gedichten. Daneben aber findet sich, offenbar gleichfalls vom Dichter gutgeheißen, 1868 in den „Sämtlichen Schriften“ die Variante **Es brennt der Baum, ein süß' Gedäfte Durchschwimmt träumerisch die Lüfte**, die auch noch 1889 in den „Gesammelten Schriften“ bleibt. ⁷ **Weihnachtszeit!] Weihnachtszeit!** E, schon 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“ geändert.

Zur Nachlese

Westermühlen (Bd. 1, S. 200). Dies Gedicht, das in der Lübecker Primanerzeit entstanden ist, hat Storm an seinen Vater gerichtet, dessen Geburtshaus die Mühle von Westermühlen gewesen war. Erster Druck: Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 81.

Wichtelmännchen (Bd. 1, S. 201). Handschrift in Varel „Meine Gedichte“ S. 42; Datum: April 1836. — Erster Druck: Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 70.

In das Stammbuch **Ferdinand Röses** (Bd. 1, S. 201). Handschrift (H) in Varel: „Meine Gedichte“ S. 54. — Erster Druck: Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 114.

⁸ im Traume [schon] in leisem Traum H

Bei Röses Abgang vom Lübecker Gymnasium und seiner Übersiedelung an die Berliner Universität, Ostern 1836, gedichtet.

Der Bau der Marienkirche zu Lübeck (Bd. 1, S. 202). Gedruckt mit der für die Umarbeitung zutreffenden Unterschrift „Lübeck 1837“ in Biernatzkis Volksbuch für das Jahr 1846, S. 111—113. — Handschrift in Varel: „Meine Gedichte“, S. 56—59 mit Datum: 4. November 1836. Diese frühere Fassung teilt Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 112 f., mit. Jede Zeile hat Abweichungen, die es aber nicht lohnt aufzuzählen. — Die Leitung des Chamisso-Schwabschen Musenalmanachs hatte den Druck des Gedichts abgelehnt.

Des Kindes Gebet (Bd. 1, S. 204). Eine Handschrift in Varel: „Meine Gedichte“, S. 69, mit Überschrift „Das Kind im Bette“ und Datum „5. Januar 1837“; eine andre Handschrift im Besitz von Prof. A. Köster in Leipzig. — Erster Druck:

Biernatzkis Volksbuch für 1844 zum Monat Januar; wiederholt im Storm-Gedenkbuch (1917), S. 45.

Lockenköpfchen (Bd. 1, S. 205). Handschrift mit einzelnen Abweichungen und ausführlicherem Schluß in Varel: „Meine Gedichte“ S. 70 ff.; eine andre Handschrift im Besitz von Prof. A. Köster in Leipzig. — Das Gedicht ist in Lübeck am 6. und 7. Januar 1837 entstanden; es geht nach des Dichters eigener Versicherung (vgl. Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 149) auf die zehnjährige Berta von Buchau und ist zuerst gedruckt worden im Storm-Gedenkbuch (1917), S. 41 f. Durch ein leidiges Versehen sind auf Seite 206 die beiden letzten Strophen weggefallen:

Doch ich küß die Purpurlippen,
Nehm die Zither heimlich leise,
Greife tändelnd in die Saiten
Und beginn die frohe Weise:

„Lockenköpfchen ist die Nixe,
Und sie hat mich fest umschlungen,
Daß dem armen bleichen Knaben
Fast das Herze ist zersprungen.“

Walpurgisnacht (Bd. 1, S. 207). Handschrift mit dem Datum „19. Juni 1837“ in Varel: „Meine Gedichte“ S. 79 f. Andre Handschrift im Besitz von Prof. A. Köster in Leipzig. — Gedruckt im Storm-Gedenkbuch, Braunschweig o. J. (1917), S. 43.

Mein Talisman (Bd. 1, S. 208). Handschrift mit der Überschrift „Ein Schutzengel“ und dem Datum „16. Dezember 1837, umgearbeitet 31. März 1839“ in Varel: „Meine Gedichte“ S. 82. Andre Handschrift im Besitz von Prof. A. Köster in Leipzig. — Gedruckt im Storm-Gedenkbuch, Braunschweig o. J. (1917), S. 39.

Nur eine Locke (Bd. 1, S. 208). Handschrift in Varel: „Meine Gedichte“, S. 73. Dort folgt noch die Strophe:

Nur eine Locke nach freundlicher Sitte
Gib mir zum Pfande in Leid und Lust,
Will sie ja bergen auf treuer Brust.
Gib mir, mein Lieb, ich bitte, bitte!

Erster Druck der ersten Strophe: P. Schütze, Theodor Storm, Berlin 1887, S. 50. — Entstehungszeit: 1837.

Wie in stille Kammer (Bd. 1, S. 208). Handschrift mit der Überschrift „Morgensonne“ in Varel: „Meine Gedichte“, S. 72. — Den ersten Druck, der als Ausschnitt, vermutlich aus einer

Zeitschrift, in den Band „Meine Gedichte“ eingeklebt ist, vermag ich nicht nachzuweisen. — Entstehungszeit: 1837.

Vision (Bd. I, S. 209). Handschrift im Besitz von Prof. A. Köster in Leipzig; gedruckt im Storm-Gedenkbuch, Braunschweig o. J. (1917), S. 40.

Wie, noch immer in den braunen (Bd. I, S. 209). Überlieferung wie bei dem vorhergehenden Gedicht „Vision“. — Storm-Gedenkbuch, S. 39f. V. 29 ist zu lesen: Wohlbekannte Bilder v. 32 Und es flieht

Ihr sind meine Lieder gewidmet (Bd. I, S. 210). Überlieferung wie bei den beiden vorhergehenden Gedichten; Storm-Gedenkbuch, S. 38. — Handschrift, kaum abweichend, mit der Überschrift „Widmung“ und dem Datum „Frühjahr 1839“ in Varel: „Meine Gedichte“, S. 90. V. 22 ist zu lesen: taubeglänzt

In der Fremde (Bd. I, S. 211). Überlieferung wie bei den vorhergehenden Gedichten; Storm-Gedenkbuch, S. 38. — Handschrift mit geringfügigen Abweichungen und dem Datum: „30. May 1839“ in Varel: „Meine Gedichte“, S. 89.

Auf Wiedersehen (Bd. I, S. 212). Hier mitgeteilt nach dem ersten Druck im Album der Boudoirs, Publikation der Zeitschrift Europa, Stuttgart 1840, S. 102. Das Gedicht stammt aus der Berliner Studentenzeit, 1839, Neudruck im Storm-Gedenkbuch, Braunschweig, S. 38. Handschrift (H) im Besitz von Prof. A. Köster in Leipzig.

(Das Mädchen spricht:) fehlt H ⁷ und meine Lippe glüht —] noch sind die Lippen rot, H ⁹ mein Aug bezaubre dich;] mein Auge fessele dich, H ¹¹ Mein bist du ja!] Ich lass dich nicht! H mein Auge bricht,] mein Aug' erlischt, H, Variante: der Zauber bricht,

Die Möwe und mein Herz (Bd. I, S. 212). Handschrift (H): „Meine Gedichte“, S. 42f., in Varel. — Erster Druck: Album der Boudoirs. Publikation der Zeitschrift Europa, Stuttgart, Literatur-Comptoir, 1840, S. 70, mit der Unterschrift: Kiel.

^{1. 2} Norden] Westen H ³ Fliegen beide aus] Fliegend eilend aus H Abends (Bd. I, S. 213). Handschrift im Besitz von Prof. A. Köster in Leipzig. Erster Druck: Storm-Gedenkbuch (1917), S. 45f. — Entstehungszeit 1840 oder früher.

Im Golde, im Herzen (Bd. I, S. 213). Handschrift mit gleichgültigen Abweichungen in Varel: „Meine Gedichte“, S. 55. — Druck: Album der Boudoirs. Publikation der Zeitschrift Europa, Stuttgart, Literatur-Comptoir, 1840, S. 69f.

Ich kann dir nichts, dir gar nichts geben (Bd. I, S. 214). Handschrift in Varel: „Meine Gedichte“, S. 99. — Erster Druck:

Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 157. Der Vierzeiler ist Ausdruck der unerwiderten Jugendliebe Storms zu Berta von Buchau.

Goldriepel (Bd. 1, S. 214). Gedruckt mit dem Verfasser-namen H. W. Storm und der Unterschrift „Kiel“ im Lyrischen Album 1841, Beigabe zu August Lewalds Zeitschrift Europa, Karlsruhe 1841, S. 30–32.

Morgenwanderung (Bd. 1, S. 216). Gedruckt im Lyrischen Album 1841, hg. v. Aug. Lewald, Beigabe der Zeitschrift Europa, Karlsruhe, S. 133f.

Nach frohen Stunden (Bd. 1, S. 217). Handschrift im Besitz von Prof. A. Köster in Leipzig. — Erster Druck: Storm-Gedenkbuch (1917), S. 45f. — Entstehungszeit 1840 oder früher.

Was fehlt dir, Mutter? (Bd. 1, S. 218). Handschrift (H) mit der Überschrift „Bilder. 2“ und dem Datum „Kiel, d. 4. July 1840“ in Varel. — Erster Druck (E): Lyrisches Album 1841, hg. von August Lewald, Beigabe der Zeitschrift Europa, Karlsruhe, S. 134f.; vereint mit „In seinem Garten wandelt er allein“ (S. 218) unter dem gemeinsamen Titel „Hüben, drüben“ und mit der Unterschrift „Kiel“. — Für sich allein, in der neuen Fassung und mit der jetzigen Überschrift erschien es dann im Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 124.

Nach v. 8 haben H und E noch die Strophe:

Erinnerung führt empv̄r aus stummer Nacht
Ihr Duftgespann, sie sanft hinabzutragen.
Umsonst, umsonst! Hier scheitert deine Macht;
Zurück mit deinem nachtschwingten Wagen!

v. 9 und 10 lauten ursprünglich in H und E: Hier waltet Gegenwart so freundlich lind; Laß ruh'n die Zeit in ihrem alten Grabe! —

In seinem Garten wandelt er allein (Bd. 1, S. 218). Handschrift (H) mit der Überschrift „Bilder. 1“ und dem Datum „Kiel, d. 4. July 1840“ in Varel. — Vgl. die Anmerkung zu dem vorhergehenden Gedicht „Was fehlt dir, Mutter?“

⁵ Sanft blaut] Blau lacht H ⁶ näch't'ge] wirtre H

Was ist ein Kuß? (Bd. 1, S. 219). Handschrift mit belanglosen Abweichungen und dem Datum „Kiel den 5. July 1840“ in Varel. — Erster Druck (E) im Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 120; dann erweitert nur noch in den ersten Ausgaben der Gedichte.

¹ Was ist ein Becher Wein?] Du kannst den Bruder küssen, E
v. 2–5 fehlen in E ⁶ wer weiß, noch] Verschiedne E

All meine Lieder will ich (Bd. 1, S. 219). In Faksimile mit der Unterschrift „Hamburg, 28. Okt. 1840, morgens“ mitgeteilt in der „Deutschen Dichtung“, hg. v. K. E. Franzos, Bd. 5, 1889, S. 28.

Frühlingslied (Bd. 1, S. 219). Überlieferung und Datierung wie bei dem folgenden Lied „Nachts“.

Nachts (Bd. 1, S. 220). Handschrift im Besitz von Karl Lerbs in Bremen. — Erster Druck: Bremer Türmer, Unterhaltungsbeilage des Bremer Tageblattes, 6. Jan. 1918. — Entstehung zwischen 1840 und 1843 in Erinnerung an Berta von Buchau. Die erste Strophe hat Storm eingeklammert, also wohl verworfen.

Repos d'amour (Bd. 1, S. 221). Erster Druck (E) mit der Unterschrift „Kiel“ im Lyrischen Album 1842, Beigabe zu A. Lewalds Europa, Karlsruhe 1842, S. 13 f. Dann im Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 128.

⁶ milde] laute E ^{9f.} in E: Laß schauen deiner Blicke Graus
Durch meine tiefste Seele hin!

Das Gedicht dürfte sich nicht (wie Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 156, meint) auf Berta von Buchau beziehen. Das Musikstück, das die Anregung gegeben hat, ist aus Adolphe Henselts op. 2, Douze Etudes caractéristiques de Concert, die N. 4 (Heft 1): Duo (Repos d'amour). Die fünf Strophen sind also nichts weiter als auf den Takt genau ein untergelegter Text zu der Henseltschen Komposition, und zwar in der Höhenlage des Tenor. Es ist wohl kein Zweifel, daß Storm selbst das Lied zum Klavier gesungen hat.

Junges Leid (Bd. 1, S. 222). Erster Druck (E): Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 94, mit der Überschrift „Und blieb dein Aug“; dann nur noch in den beiden ersten Gedichtausgaben, leise überarbeitet.

² denn] nie E, 1852 geändert. ⁴ Niemals ein dunkler Schauer
meiner Qual?] Ein dunkler Schauer meiner ew'gen Qual? E, 1852
geändert. ¹⁴ [schönen] hellen E, 1852 geändert. ¹⁶ Andäch-
tig lauschend] Und gläubig lauschtest E, 1852 geändert.

Dies Abschiedsgedicht an die damals fünfzehnjährige Berta von Buchau ist 1841 entstanden (vgl. Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 152 ff.).

Lebwohl! (Bd. 1, S. 223). Gedruckt: Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 92 f. — Anlaß und Entstehungszeit wie bei dem vorhergehenden Gedicht „Junges Leid.“

Zum Weihnachten (Bd. 1, S. 224). Nur in den ersten Auflagen der Stormschen Gedichte, später weggelassen. — Erster Druck (E): Liederbuch dreier Freunde, S. 87 f.

²⁵ Von dem Dichter auch daheime] Von dem Sänger aus der Weiten E, 1852 geändert. ²⁷ Durch die Zauberkraft der Reime] Durch die Zaubermacht der Saiten E, 1852 geändert.

Das Gedicht war für Berta von Buchau bestimmt.

Das Hohelied (Bd. 1, S. 225). Erster Druck (E): Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 29; dann nur noch in den drei ersten Ausgaben der Gedichte.

¹⁸ goldnen] goldenen E, 1852 geändert.

Sonntag Abend (Bd. 1, S. 225). Erster Druck: Liederbuch dreier Freunde, S. 71.

Die Jungen (Bd. 1, S. 226). Theodor Mommsen hat im „Liederbuch dreier Freunde“, 1843, S. 74, ein Protestgedicht „Die Alten“ veröffentlicht:

Ihr sollt uns nicht immer preisen,
Wie's sonst viel besser war;
Man kann ja nun einmal nicht speisen
Erdbeern vom vorigen Jahr.

Viel besser wird es selten,
Da habt ihr freilich recht,
Doch wir wollen nicht selbst uns schelten,
Das tut schon das nächste Geschlecht.

Dem stellte Storm seine Verse an die Seite.

Du bist so jung (Bd. 1, S. 226): Liederbuch dreier Freunde, S. 83. Es ist gerichtet an Berta von Buchau.

Hörst du? (Bd. 1, S. 226). Handschrift (H) in Varel: „Meine Gedichte“, S. 101. — Druck: Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 86.

v. 2 und 12 in H: Wo der Traum dein Haupt umbluhet.

An Berta von Buchau gerichtet.

Liegt eine Zeit (Bd. 1, S. 227). Handschrift (H) mit der Überschrift „Mit Liedern“ in Varel: „Meine Gedichte“ S. 105. — Druck: Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 89.

Vierzeilen (Bd. 1, S. 227): Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 90f. — Es sind im „Liederbuch“ 8 Vierzeilen; die vierte unter ihnen „Es ist die Lieb“ hat Storm in seine „Gedichte“ mit aufgenommen, die übrigen sieben ausgeschieden.

Durch die Lind' ins Kammerfenster (Bd. 1, S. 228). Gedruckt: Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 120.

Ritter und Dame (Bd. 1, S. 229). Erster Druck (E): Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 121 ff., dann nur noch in den frühesten Ausgaben der Gedichte.

³⁴ [tolzen] [schlanfen] E, 1852 verändert.

Traumliebchen (Bd. 1, S. 231). Gedruckt: Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 125 f.

Gesteh's (Bd. 1, S. 232). Gedruckt: Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 127. Das Gedicht ist an Berta von Buchau gerichtet.

Herbstnachmittag (Bd. 1, S. 232). Gedruckt: Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 132.

Zum 9. September (Bd. 1, S. 233). Gedruckt: Liederbuch dreier Freunde, 1843, S. 140.

An F. Röse (Bd. 1, S. 234). Gedruckt: Liederbuch dreier Freunde, S. 156.

In Stuttgart erschien mehrere Jahre der Kalender „Der Pilger durch die Welt“. Darin stand im Jahrgang für 1844 „Vetter Michels Eisenbahn. Eine unglaublich wahre Geschichte des Herrn Magister Antonius Wanst“ (d. h. von Ferd. Röse). Darin eine (sehr dürftige) Komposition von Theodor Storm zu Worten, die wohl von Röse herrühren (Neudruck im Storm-Gedenkbuch, 1917, S. 150 f.). Röse hatte dem Freunde ein Exemplar des Kalenders geschickt; darauf ist das Gedicht „An F. Röse“ die Antwort.

Die Julisonne schien (Bd. 1, S. 234). Zwischen 1839 und 1843. — Erster Druck: P. Schütze, Theodor Storm, Berlin 1889, S. 71.

Blumenduft vom Nachbarfenster (Bd. 1, S. 234). Entstehungszeit und Druck wie bei dem vorhergehenden Gedicht „Die Julisonne schien“.

An Auguste von Krogh (Bd. 1, S. 234). Erster Druck: Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 167.

Die Empfängerin dieses 1843 (?) entstandenen Verlobungsgrußes war die Tochter des Amtmannes und Kammerherrn von Krogh und Storms beste Sopranistin und Solistin in seinem Husumer Gesangverein.

Wir saßen vor der Sonne (Bd. 1, S. 235). Handschrift im Besitz von Karl Lerbs in Bremen. — Erster Druck (mit unbedeutenden Varianten): Bremer Türmer, Unterhaltungsbeilage des Bremer Tageblattes, 6. Jan. 1918. — Entstanden in Erinnerung an Berta von Buchau am 15. Nov. 1843.

So lange hab das Knösplein ich (Bd. 1, S. 235). Storm an Constanze, 16. April 1844 (Briefe an seine Braut, S. 3): Hast Du das Beilchen gefunden? Hier ist seine Geschichte. Und nun folgt das Gedicht.

Ins liebe Städtlein unverfehrt (Bd. 1, S. 236). Storm an Constanze, 17. April 1844 (Briefe an seine Braut, S. 4): Ich ging

an unserem künftigen Hause vorbei, und da Klang's sogleich in mir:
(folgt das Gedicht).

Zum 5. Mai 1844 (Bd. 1, S. 236). Ein Geburtstagsgedicht für Constanze, gedruckt: Storms Briefe an seine Braut, S. 10.

Die alte Lust ist neu erstanden (Bd. 1, S. 237). Am Abend vor Pfingsten 1844 (25. Mai) an Constanze gesandt; Storms Briefe an seine Braut, S. 24.

Stünd ich mit dir auf Bergeshöh (Bd. 1, S. 237). In einem Brief an Constanze, 3. Juli 1844: Storms Briefe an seine Braut, S. 44.

Und wieder hat das Leben mich verwundet (Bd. 1, S. 238). Storm sendet die Verse am 5. Aug. 1844 (?) seiner Braut, Briefe S. 50 f.

Doch du bist fern (Bd. 1, S. 238). Am Abend des 4. Aug. 1845 nach einem empfindungsvollen Spaziergang schreibt Storm an Constanze (Briefe an seine Braut S. 65): Auf dem Rückwege sehnte ich mich so sehr nach Dir. Da ging es mir reimweise vor den Ohren:

Wär' mir das Leben leicht und schön
Und säh' mich an mit Liebesaugen,
So —

Ja, mein liebes Kind, die Nachsätze waren so überschwenglich reich und vielfach lieblich, daß ich sie nicht in Verse fassen konnte, aber die Gegensätze drängten sich mir desto lebhafter auf, als ich so ohne Dich durch den schönen Abend ging. Und nun folgen die beiden Strophen Doch du bist fern u. s. w. mit dem Nachwort: Weine nicht, meine süße Constanze, die Verse sind ja nur hervorgegangen aus der bitteren Stimmung, Dich jetzt entbehren zu müssen, nicht aus der Überzeugung, daß die Trennung so traurig lang dauern solle.

Glücklich, wem in erster Liebe (Bd. 1, S. 239). Aus Storms Brief an Constanze vom 22. Aug. 1845 (Briefe an seine Braut, S. 74).

³ Wem ist Konjektur für das Wenn, das der Druck bringt.

Auf dem hohen Küstensande (Bd. 1, S. 239). Aus einem Briefe Storms an Constanze, vermutlich vom 25. Aug. 1845 (Die Briefe auf den Seiten 78—83 der Briefe an seine Braut sind offenbar falsch geordnet.)

Heil dir, heil dir, hoher König! (Bd. 1, S. 240). Die Reihenfolge der für die Entstehungsgeschichte dieses Gelegenheitsgedichtes in Frage kommenden Briefe (Briefe an die Braut, S. 78—83) habe ich, da sie durch einander geraten sind, nach dem Inhalt zu erschließen gesucht. Am 27. Aug. 1845 erhielt der Dichter die Mitteilung, der dänische König, der Husum

besuchen werde, solle mit Gesang empfangen werden. Storm wehrte sich dagegen, für diese „übertriebene Empfangsfeierlichkeit“ irgend eine „Lobhudelei“ zu dichten, erklärte sich aber bereit zur Abfassung und Komposition eines Chores von Nordseerixen, die „dem König den Dank des wieder durch ihn zu belebenden und befreiten Meeres bringen“ sollten. Am 28. und 29. August wurde das Gedicht „Heil dir“ fertig. Es war für gesprochenen Vortrag berechnet, nur drei „Verse“ (d. h. Strophen) sollten von zwölf Damen unter Begleitung von zwei Flöten und einem Fagott nach Storms „wogenschlagrhythmischer Melodie“ gesungen werden. Der Dichter-Komponist war sehr mit sich zufrieden. Täglich war eine Chorprobe; der Nixenstaat wurde in den häuslichen Schneiderstuben hergestellt. Am 3. September abends in tiefer Dunkelheit kam der König an, und Storm berichtet: Er trat auf die erste Treppe [des Schlosses] unten, wo ein Kind ihm meine Verse überreichte. Nun gab ich an, und der Chor wogte los — falsch, abscheulich, herzerreißend! — Ich floh in die Turmtür und hörte nun den Gesang zu Ende. Beim zweiten Verse samuelten sie sich etwas mehr, aber meine Mühe und mein Lied war doch verdorben — nun, daran lag nichts. Als der König mit Anhängsel in dem Rittersaale war, schlüpfte ich wieder auf die Treppe.

Ich liebe dich, ich treibe Kinderpöffen (Bd. I, S. 241). Spätsommer 1845, aus einem Briefe Storms an Constanze, Storms Briefe an seine Braut, S. 113. Zur Datierung vgl. die Anmerkung zu „Abends“ (S. 168).

Nachts (Bd. I, S. 241). Gedruckt in der „Argo“, 1854, S. 311. — Entstanden schon an Storms Geburtstag [U], 14. Sept. 1845 (vgl. Briefe an seine Braut, S. 101 f.)

² [Stiller] Leiser U

Es folgt in dem Briefe noch eine zweite Strophe:

Nun waltet still die süße Nacht.
 Nun gib dem Schlummer dich, Geliebte!
 Nur draußen hält der Himmel Wacht
 Für Schlummerlose und Betrübte.
 Am Himmel brennen tausend Kerzen,
 Wie schlägt mein Herz an deinem Herzen!

Liegst wohl noch im Traum befangen (Bd. I, S. 241). Aus einem Briefe Storms an Constanze vom 29. Okt. (?) 1845, Briefe an seine Braut, S. 125.

Ich bin mir meiner Seele (Bd. I, S. 241). Am 12. Okt. 1845 aus Constanzes Seele heraus gedichtet, Storms Briefe an seine Braut, S. 116.

Du hast sie, Herr, in meine Hand gegeben (Bd. I, S. 242). Von Storm am 18. Okt. 1845 an Constanze gesandt (Briefe an seine Braut, S. 121).

Mysterium (Bd. I, S. 243). Die Abschrift dieses Gedichtes verdanke ich Herrn Paul Graupe in Berlin, durch dessen Hände die Originalhandschrift vor einiger Zeit gegangen war. Es scheint unveröffentlicht zu sein, wenn es nicht als Einblattdruck in ganz wenige Exemplare der ersten Ausgabe von Storms Gedichten, 1852, eingeklebt war. Am 6. Febr. 1853 versprach der Dichter es Eggers zu schicken und schrieb, als er es tatsächlich am 13. März 1853 übersandte, es sei „nicht für den Druck“ (Briefe an Eggers, S. 18). Andererseits geht aus den Briefen an seine Freunde, S. 52, hervor, daß es (handschriftlich?) einigen zum Verschenken bestimmten Exemplaren der Gedichte von 1852 am Schluß beigefügt war. — Entstanden kann das Gedicht während der Brautzeit (vgl. Theodor Storm, Briefe an seine Braut, S. 172, 259) oder in den ersten Jahren der Ehe sein, also zwischen 1845 und 1852.

Hast du mein herbes Wort vergeben? (Bd. I, S. 243). Aus des Dichters Brief an Constanze vom 1. Januar 1846: Briefe an seine Braut, S. 175.

Sprich, bist du stark (Bd. I, S. 244). Erster Druck: 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, S. 127. — Dann in den Sammlungen der Gedichte von 1852, 1856, — Entstanden ist das Gedicht im März 1846; Storm an Constanze, 3. April 1846, Briefe an seine Braut, S. 215 (U).

⁵ Und] Sprich! U ¹¹ schon] fast U ¹² untre] unsere U
An diesen Blättern meiner Liebe (Bd. I, S. 244). Gedichtet am 2. April 1846, Brief an Constanze vom 3. April 1846, Storms Briefe an seine Braut, S. 215.

Du Heißersehnte! (Bd. I, S. 244). Aus einem Briefe Storms an Constanze, 3. April 1846; Briefe an seine Braut, S. 214.

Gafel (Bd. I, S. 245). Handschrift (H) mit der Unterschrift „Segeberg d. 1. Pfingsttag [31. Mai] 1846“ in Varel. — Erster Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 38; nur in den ersten Ausgaben der Gedichte, später ausgeschieden.

² weißt es, wie mein ganzes Herz] weißt, wie mir die ganze Welt H
⁴ durch des Lichtes Kraft allein] einzig in des Lichtes Kraft H
⁷ unverlierbar aus ewig heilig H

O war im Februar doch auch (Bd. I, S. 245). Gedruckt in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1848, im Kalender, zum Monat Februar.

Die Kränze, die du dir als Kind gebunden (Bd. 1, S. 245). Gedruckt mit der Unterschrift Th. St. in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1849, im Kalender, zum Monat Mai.

Wir haben nicht das Glück genossen (Bd. 1, S. 246). Ungedruckt. Am 28. Februar 1848 hat Storm von Husum aus an die Zeitschrift „Europa“ einen Zyklus von Gedichten geschickt mit dem Gesamttitel „Ein Buch der roten Rose. Von Theodor Storm“ (Handschrift im Besitz von Dr. Stefan Zweig in Wien). Die Sammlung umfaßt: 1. Lehrsatz (Bd. 1, S. 160); 2. Frevel (= Die Stunde schlug, Bd. 1, S. 161); 3. Noch einmal (Bd. 1, S. 160); 4. Am Ende (= Du willst es nicht in Worten sagen, Bd. 1, S. 162); 5. Ständchen (Bd. 1, S. 92); und als sechstes und letztes „Wir haben nicht das Glück genossen“. Die meisten dieser Gedichte beziehen sich auf Doris Jensen.

Wie wenn das Leben wär nichts andres (Bd. 1, S. 246). Als Faksimile nach der Handschrift des Dichters veröffentlicht von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917. Unterschrift: Husum. 22. Februar 1848.

Den teuren Namen trägt dies Buch (Bd. 1, S. 247). Diese Verse schrieb Storm für seine Eltern in ein Exemplar des eben erschienenen Biernatzkischen Volksbuches für 1851 ein. Der „teure Name“ ist Schleswig-Holstein, das „seltsam Stück“ Storms Märchen „Stein und Rose (Hinzelmeyer)“.

Es rauschen die Bäume (Bd. 1, S. 247). Erster Druck: Gedichte, Kiel 1852, S. 75 als viertes im Zyklus „Herbst“. — In der in Varel aufbewahrten Handschrift hat Storm diese Verse mit der Randbemerkung „Lied“ durchstrichen, denn in der Tat sind sie von diesem Dichter und stehen in dessen „Blaubart“. Mit dem richtigen Verfasseramen und mit der Fortsetzung hat Storm das Gedicht dann in sein Hausbuch aufgenommen (4. Aufl. 1878, S. 119, L. Tieck: Wie rauschen die Bäume . . .). In der Handschrift fügt er unter der Überschrift „Zu vervollständigen“ hinzu:

Am Strauche hangen
Die Beerlein rot;
Durch feuzgende Wälder
Schreitet der Tod.

Quett (Bd. 1, S. 248). Erster Druck (E) in der ersten Ausgabe der Gedichte, 1852, S. 123.

¹⁰ Rührend] Rühren E

Es liegen Wald und Heide (Bd. 1, S. 249). Aus der Novelle „Ein grünes Blatt“; erster Druck: Argo. Belletristisches Jahrbuch für 1854, S. 298.

² [stillen] [stillsten E] ³ [schreiet] [schreitet E (Verbesserung oder Erbdruckfehler?)]

Geh schlafen, Herz! (Bd. 1, S. 249). Verse der Sehnsucht, die Storm am späten Abend des 26. Mai 1856 von Berlin aus an seine Frau nach Segeberg richtete. Gedruckt: Theodor Storm, Briefe an seine Frau, 1915, S. 31.

15. September 1857 (Bd. 1, S. 249). Als Faksimile nach des Dichters Handschrift veröffentlicht von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917.

Gern schließ ich einmal meine Türen (Bd. 1, S. 250). Handschrift (H) in Varel (Faksimile hg. von Gertrud Storm: Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag 14. September 1917. Berlin 1917). — Erster Druck (E): Theodor Storm, Briefe an seine Frau, Braunschweig 1915, S. 46, in einem Brief vom 6. Juli 1858.

² in des Nachbars Haus] auf des Nachbars Grund E und ältere Lesart in H

Als der wahre Schulmeister zu Stapel einfiel (Bd. 1, S. 250). Das Gedicht mit der Unterschrift „Heiligenstadt, 14. Juli 1861“ ist dem Vetter des Dichters, Fritz Stuhr, gewidmet und leitet den Band „Drei Novellen“ (Veronika, Späte Rosen, Drüben am Markt) ein.

Die fremde Sprache schleicht von Haus zu Haus (Bd. 1, S. 250). Aus der Novelle „Abseits“. — Erster Druck: Leipziger Illustrierte Zeitung, 1863, N. 1068, S. 453.

Und haben wir unser Herzoglein (Bd. 1, S. 251). Improvisation aus dem Anfang des Jahres 1864; am 18. Januar Brinkmann mitgeteilt (Storm, Briefe an seine Freunde, S. 108).

Wer der Gewalt gegenüber steht (Bd. 1, S. 251). Handschrift (H) mit der Überschrift „Welt-Lauf“ und dem Datum „Husum 22. April 1867“ in Varel. — Eine ältere Niederschrift für Brinkmann (Br), 21. Juli 1867 (vgl. Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 2, S. 106).

³ Der] Er H ⁴ [Ein Teil und noch ein Teilchen] [Ein Teilchen nach dem andern Br] ⁵ [Und dürstet er nach reinsten Luft,] [Und atmet er auch reinste Luft Br]

In dem unmutvollen Jahr 1867, in dem Storm sich so oft gegen die verhaßte neue preußische Regierung Luft machte, teilte er diese Verse am 16. August Ludwig Pietsch brieflich

mit und fügte hinzu: „Gefallen sie Dir? Übrigens hab ich von meinem Ich nichts weiter weggegeben, als daß ich überhaupt im Staatsdienst bleibe . . . Da ist denn nicht leicht Gefahr, außer dem Nichten nach den aufgedrungenen Gesezen, in Überzeugungsconflicte zu geraten.“

Min Dogen will ich sluten (Bd. 1, S. 252). Erster Druck: Briefe an seine Kinder, S. 61. Nachtgebet, das Storm im Juni 1868 für sein Töchterchen Elsabe gedichtet hat.

Nur heute ist (Bd. 1, S. 252). Ungedruckt. Handschrift mit dem Datum „Oktober 1873“ in Varel.

Wiederkommen bringt Freud (Bd. 1, S. 252). In ein Exemplar von J. P. Hebels Werken hatte am 22. Mai 1857 die Besitzerin, als sie es ihrem Verlobten schenkte, eingetragen „Wiederkommen bringt Freud“. Nachdem Storm nach dem Tode dieses Mannes am 2. Dez. 1873 den Band „aus Freund Spethmanns nachgelassener Bibliothek“ erworben, schrieb er am 7. Juni 1876, als er das Buch an seinen Sohn Karl weiterschenkte, die drei Strophen hinein. — Erster Druck: Deutsche Rundschau, Bd. 126, S. 293/5.

Es ist der Wind (Bd. 1, S. 253). Wohl bald nach 1876 an Wilhelm Jensen gerichtet, der in diesem Jahre Schleswig-Holstein verlassen, sich in Freiburg i. Br. angesiedelt und dort noch nicht ganz Wurzel gefaßt hatte. — Erster Druck: Velhagen und Klasings Monatshefte, 1899/1900, 2. Bd., S. 508.

Friedlos bist du (Bd. 1, S. 253). Ältere Form (U) mitgeteilt in Storms Briefen an seine Freunde, S. 168. — Jüngere Form (H) handschriftlich in Varel. — Erster Druck: Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 2, S. 155.

¹ [Friedlos bist du] Du bist friedlos U ² bin ich durch dich] machst du mich U ⁴ Wir wären geborgen] Wären wir geborgen U

Die Verse, die aus dem September 1880 stammen, sind an Storms ältesten Sohn Hans, der dem Vater viel Kummer bereitete, gerichtet. Der Dichter schrieb sie in Hamburg als Warnung und in voller Trostlosigkeit nieder, als der Sohn als Schiffsarzt seine erste Seereise antrat.

An Hans (Bd. 1, S. 253). Erster Druck: Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 2, S. 155. — Ein Angstruf des Dichters an seinen ältesten, leider dem Alkoholismus verfallenen Sohn Hans Storm. — Entstanden im Februar 1881, als Constanze schon fast sechzehn Jahre tot war.

Die Liebe (Bd. 1, S. 254). In einem Brief an Hermione von Preuschen (Pr) vom 21. September 1881 (Deutsche Revue 24, III,

S. 204) sagt Storm, daß er diese Verse „neulich“ einer zierlichen Braut geschrieben habe. In verbesserter, hier mitgeteilter Form handschriftlich in Varel, mit der Überschrift „In Luise Lönnies' Album“ und dem Datum „April 1881“.

² Welch] Ist ein gar Pr

Der Weg wie weit! (Bd. 1, S. 254). Handschrift (H): Storms Heft „Was der Tag gibt“ in Varel, mit der Überschrift „Reisetag“ und dem Datum „8. Oktober 1881.“ — Erster Druck: Westermanns Gesamtausgabe von 1917, Bd. 5, S. 352; andere Fassung (R) mit der Überschrift „Rückfahrt“ in Storms Brief an Heyse vom 13. Oktober 1881 (Briefwechsel Bd. 2, S. 7).

¹ Der Weg wie weit!] Ein langer Tag; H Wie lang der Tag R

Anmerkungen zu den Novellen

Marthe und ihre Uhr, 1847 (Bd. 1, S. 257). Erster Druck (E) in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1848, S. 54–59, mit einem Holzschnitt, der den frommen Weihnachtsgesang der sechs um des Vaters Lehnstuhl versammelten Kinder darstellt. — Veränderte Fassung schon 1851 in den „Sommergeschichten und Liedern“, Berlin, Duncker; dann in: „Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten“, Berlin, Duncker, 1854, mit der Widmung: *Meiner Mutter zum Weihnachtabend* 1854. (II. Auflage 1908). — 1868 in den *Sämtlichen Schriften*, Bd. 5. — 1889 in den *Gesammelten Schriften*, Bd. 5.

S. 257, Z. 27 ff. An Stelle der jetzigen Worte über Mörikes „Maler Nolten“ standen in der ersten Fassung die lehrhafteren, dem Geist des „Volksbuches“ entsprechenden Sätze: Unter den Werken der neueren Dichter war Mörike's Maler Nolten ihr Lieblingsbuch; an Zimmermann's *Münchhausen* hatte sie eine innige Freude, und manche Stunde hat sie sich mit mir über seinen humoristischen Kampf gegen die soziale Lüge unterhalten. Dadurch unterschied sie sich von den gebildeten Damen der höheren Stände, welche gemeiniglich nur von Frau von Paalzov's van der Nees oder dem französischen Grafen von Monte Christo entzückt zu sein pflegen. Schon 1851 der heutige Wortlaut. S. 258, Z. 34 [Amsterdam] Hamburg E S. 260, Z. 15 Nach Schwesterkindern in E noch: wo man doch auch gewiß den Weihnachtsbaum angezündet hat?

Die Erzählung beruht, wie Gertrud Storm (*Storms Briefe an seine Braut*, S. VI) mitteilt, auf Erzählungen, die der Dichter von Christine Brick empfing (vgl. Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 158). Als er noch vor seiner Verheiratung im Herbst 1845 in Husum das von seinem Vater ihm gekaufte Haus mit dem ausgedehnten Blumengarten bezog, führte „Tante Brick“ ihm ein Jahr lang den Haushalt. Sie wird oft in Storms Briefen an seine Braut erwähnt. Am wichtigsten ist S. 164 f. das Schreiben vom 24. Dez. 1845: Tante Brick sitzt einsam in ihrer kleinen Kammer und weint über ihre Verlassenheit am Weihnachtabend; ihre einzige Erinnerung ist der Tod ihrer Mutter, der am Weihnachtabend um zwölf erfolgte; nun sitzt sie und durchlebt noch einmal alles, jede Minute bis zur Todesstunde, dann geht sie zu Bett Ich habe die alte Jungfer, so gut ich konnte, getröstet und ihr etwas zu lesen gegeben. Aus diesem Keim ist die Erzählung erwachsen.

Im Saal, 1848 (Bd. 1, S. 264). Erster Druck (E) Biernatzkis Volksbuch für 1849, S. 65–70. — Dann in den „Sommergeschichten und Liedern“, 1851, S. 3–13, und „Im Sonnenschein“, 1854, S. 47–61 (vgl. Marthe und ihre Uhr). — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 4. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 4.

S. 270, Z. 9. Die Szene mit dem „Heule nicht, Junge“ geht auf eine Stormsche Familienerinnerung an Simon Woldsen zurück; vgl. Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 36 f.

*

Immensee, 1849 (Bd. 1, S. 271). Die Erzählung „Immensee“ ist in der jetzt verbreiteten Fassung zum ersten Mal veröffentlicht worden in den „Sommergeschichten und Liedern“, Berlin, A. Duncker, 1851, S. 45–95 (E), die außer Gedichten noch die Erzählungen „Im Saal“, „Der kleine Häwermann“, „Posthuma“ und „Marthe und ihre Uhr“ enthalten und „Constanze gewidmet“ sind mit dem Vorwort: Sommergeschichten habe ich auf den Titel geschrieben; um das Wesen dieser Geschichten zu bezeichnen, hätte ich „Situationen“ schreiben müssen. Lieber aber als eine Klassifikation, habe ich ihnen einen Namen mitgeben wollen; und, weil sie Dir gewidmet sind, so heißen sie „Sommergeschichten“, nach der schönen, an unserer Küste nur zu kurzen Zeit des Jahres, die Du, wenn sie fern ist, so sehr ersehnt, wenn sie da ist, so voll zu genießen weißt; — die Dir, was immer unter den Menschen geschehen möge, auch dieses Jahr, und, wolle Gott! noch viele Jahre Deine geliebten Rosen bringen wird! Husum, den 5. Mai 1850. Dies ist das Buch, das Storm an Mörike sandte, der dann, freilich nach langem Warten, seinen Beifall, besonders zu den Gedichten, aussprach; Duncker hatte es auf Paul Heyses Empfehlung in Verlag genommen. — Vorher aber stand die Novelle schon in einer älteren Redaktion (U) in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1850, S. 56–86. Ehe Storm diese Fassung umarbeitete, gab er ein Exemplar des ersten Druckes an Tycho Mommsen; und dieser trug seine Urteile und Vorschläge am Rand ein. Über das Ganze, das ihm offenbar wenig gefallen hatte, schrieb er: „Lebende Bilder, tote Kunst“. Die ursprüngliche Szene im Ratsweinkeller beurteilte er: „Alltätlich, ohne Reiz.“ Zu den stehen gebliebenen gewundenen Antworten Reinhardts nach der Szene mit der Wasserlilie schrieb er: „Ungeheuer“, zu dem später gestrichenen Bericht über Reinhardts Vermählung: „Du haben wir des Pudels Kern, eitel Prosa.“ Und unter das Ganze, von dessen Umarbeitung er sich wohl nicht viel Gutes versprach,

setzte er die Worte aus Goethes „Katzenpastete“: „Die Raqe, die der Jäger schoß, Macht nie der Koch zum Hasen.“ Storm aber trug auf die weißen Ränder eben dieses Exemplars seine Umarbeitung ein. Für die Einsicht in das schnelle Reifen von Storms Künstlerschaft ist es wichtig, die hauptsächlichsten Änderungen, die er an diesem seinem verbreitetsten Werke vornahm, zu kennen. Sie werden hier mitgeteilt. Belanglose Abweichungen der ersten Fassung bleiben aber unberücksichtigt. Die Redaktion U kennt noch nicht die unglücklichen Überschriften der einzelnen Abschnitte der Erzählung, die den Eindruck einer stillen Erinnerung, eines Zurückträumens völlig vernichten. — Seit 1852 zahlreiche Einzelausgaben, u. a. 10. Aufl. 1865, 20. Aufl. 1876, 40. Aufl. 1895, 60. Aufl. 1905, 79. Aufl. 1915. — Die 5. Auflage, Berlin, bei A. Duncker, 1857, 4^o, mit Illustrationen von Ludw. Pietsch und einer Lithographie von Riefstahl. — Illustrierte Prachtausgabe mit Heliogravuren nach W. Hasemann und E. Kanoldt, Leipzig 1887; 2. Aufl. 1890. — Auch als 7. Buch der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt 1909 im Insel-Verlag in Leipzig erschienen. — Übersetzungen ins Englische von H. Clark (1863), anonym 1896, von Irma Heath (1903) u. a., ins Italienische von Ravasini (1891) u. a.

S. 273, Z. 22. Nach in die Felsen hinein hatte U den Zusatz: Da stand der Mann auf und folgte ihm, und sie gingen ungehindert weiter mitten durchs Gestein, und bei jedem Schritt, den sie vorwärts taten, wurden vor ihnen die Felsen donnernd aufgerissen. S. 275, Z. 19 Statt der Worte aber, er wußte bis dazu gelangen in U: aber immer überkam ihn das Gefühl, als dürfe er diese uralten Geshichten nicht antasten. S. 276, Z. 5 Statt Nun wollte bis begehen in U: Nun wollte man noch einmal sich und die Natur zusammen in Heiterkeit empfinden. S. 276, Z. 6 nach einer der nahe belegenen Holzungen] nach dem nahegelegenen Waldgebirge U S. 277, Z. 14 bis S. 278, Z. 2 Statt der Stelle Elisabeth knüpfte bis einen tiefen Atemzug tat in U: So gingen sie in den Wald hinein: als sie eine Strecke gegangen waren, sprang ein Hase über den Weg. „Böse Zeichen!“ sagte Reinhardt. Die Wanderung wurde immer mühsamer; bald mußten sie über weite sonnige Halden, bald waren Felsstücke zu überklettern.

„Wo bleiben deine Erdbeeren?“ fragte Elisabeth, indem sie stehen blieb und einen tiefen Atemzug tat.

Sie waren bei diesen Worten um eine schroffe Felsenkante herumgegangen. Reinhardt machte ein erstauntes Gesicht. S. 280, Z. 8 Das Gedicht hier an der Bergeshalde trägt in U die Über-

schrift „Als wir uns im Walde verirrt hatten.“ S. 280, Z. 28
 Statt des Satzes Weihnachtabend kam heran hat U die längere
 Stelle: Reinhardt hatte in einer entfernten Stadt die Universität be-
 zogen. Der phantastische Aufpuß und die freien Verhältnisse des
 Studentenlebens entwickelten den ganzen Ungestüm seiner Natur.
 Das Stillleben seiner Vergangenheit und die Personen, welche da-
 hinein gehörten, traten immer mehr zurück; die Briefe an seine
 Mutter wurden immer sparsamer, auch enthielten sie keine Märchen für
 Elisabeth. So schrieb denn auch sie nicht an ihn, und er bemerkte es
 kaum. Irrtum und Leidenschaft begannen ihr Teil von seiner Jugend
 zu fordern. So verging ein Monat nach dem andern. Endlich war
 der Weihnachtabend herangekommen. Statt der Stelle S. 280,
 Z. 31 aber die Gäste waren bis S. 282, Z. 23 langsam die Keller-
 treppe hinauf hat U: Die Studenten sangen ein lateinisches Trink-
 lied, und die Präses, welche zu beiden Enden des Tisches saßen,
 schlugen bei jedem Endrefrain mit den blanken Schlägern an einander,
 die sie beständig in den Händen hielten. Die meisten aus der Ge-
 sellschaft trugen rote oder blaue silbergestickte Käppchen, und außer
 Reinhardt, welcher mit in der Zahl war, rauchten alle aus langen
 mit schweren Quästen behangenen Pfeifen, welche sie auch während
 des Singens und Trinkens unaufhällich in Brand zu halten wußten.
 — Nicht weit davon in einem Winkel des Gewölbes saßen ein Geigen-
 spieler und zwei Bittermädchen; sie hatten ihre Instrumente auf dem
 Schoß liegen und sahen gleichgültig dem Gelage zu.

Am Studententische wurde ein Rundgesang beliebt; Reinhardts
 Nachbar hatte eben gesungen. „Vivat sequens!“ rief er und stürzte
 sein Glas herunter. Reinhardt sang sogleich:

Wein her! Es brennt mir im Gehirne;
 Wein her! Nur einen ganzen Schlauch!
 Wohl ist sie schön, die braune Dirne,
 Doch eine Hexe ist sie auch!

Dann hob er sein Glas auf und tat, wie sein Vorgänger.

„Brandfuchs!“ rief der eine Präses und füllte Reinhardts leeres
 Glas, „deine Lieder sind noch durstiger, als deine Kehle.“

„Vivat sequens!“ rief Reinhardt.

„Holla! Musik!“ schrie der dritte; „Musik, wenn wir singen,
 verfluchter Geigenpeter!“

„Gnädiger Herr,“ sagte der Geigenspieler, „die Herren Barone be-
 lieben gar zu lustig durch einander zu singen. Wir können's nicht gar
 so geschwind.“

„Flausen, vermaledeite braune Lügen! Die schwarze Lore ist eigen-
 sinnig; und du bist ihr gehorsamer Diener!“

Der Geigenpeter flüsterte dem Mädchen etwas ins Ohr; aber sie warf den Kopf zurück und stützte das Kinn auf ihre Zitter. „Für den Spiel ich nicht“, sagte sie.

„Gnädiger Herr,“ rief der Geigenpeter, „die Zitter ist in Unordnung, Mamsell Lore hat eine Schraube verloren; die Käthe und ich werden uns bemühen, Euer Gnaden zu begleiten.“

„Herr Bruder,“ sagte der Angeredete und schlug Reinhardt auf die Schulter, „du hast uns das Mädchel totalement verdorben! Geh, und bring ihr die Schrauben wieder in Ordnung, so werde ich dir zum Recompens dein neuestes Liedel singen.“

„Bravo!“ riefen die übrigen, „die Käthe ist zu alt, die Lore muß spielen.“

Reinhardt sprang mit dem Glase in der Hand auf und stellte sich vor sie. „Was willst du?“ fragte sie trozig.

„Deine Augen sehn.“

„Was gehn dich meine Augen an?“

Reinhardt sah funkelnd auf sie nieder. „Ich weiß wohl, sie sind falsch; aber sie haben mein Blut in Brand gesteckt.“ Er hob sein Glas an den Mund. „Auf deine schönen, sündhaften Augen!“ sagte er und trank.

Sie lachte und warf den Kopf herum. „Gib!“ sagte sie; und indem sie ihre verzehrenden Augen in die seinen heftete, trank sie langsam den Rest. Dann griff sie einen Dreiklang, und indem der Geigenpeter und das andere Mädchen einfielen, secondierte sie Reinhardts Lied mit ihrer tiefen Altstimme.

„Ad loca!“ riefen die Präsidés und klickten mit den Schlägerklingen. Nun ging der Rundgesang die Reihe durch, dazu klangen die Gläser, und die Schläger klickten beim Endrefrain, und die Geige und die Zittern rauschten dazwischen. Als das zu Ende war, warfen die Präsidés die Schläger auf den Tisch und riefen: „colloquium!“ Nun schlug ein alter dickwanstiger Bursche mit der Faust auf den Tisch: „Jetzt werde ich den Füchsen einigen Unterricht angedeihen lassen!“ rief er, „das wird ihnen über die Maßen wohlthun. Aufgemerkt also! Wer nicht antworten kann, trinkt drei pro poena.“ Die Füchse und Brandfüchse standen sämtlich auf und faßten jeder ihr Glas. Nun fragte das bemooste Haupt: „Was für ein Abend ist heute abend?“

„Weihnachtabend!“ riefen die Füchse wie aus einer Kehle.

Der Alte nickte langsam mit dem Kopfe. „Ei, ei!“ sagte er, „die Füchse werden immer klüger. Aber nun kommt's: Wie viel der heiligen Könige erschienen an der Krippe zu Bethlehem?“

„Drei!“ antworteten die Füchse.

„Ja,“ sagte der Alte, „ich dachte nicht daran; Ihr seid ja eben erst hinterm Katechismus weggelaufen. Aber nun geht's an die Hauptfrage! Woher, wenn's zu Bethlehem der heiligen Könige nur drei waren, woher kommt es, daß heute abend ihrer dennoch vier erscheinen werden?“

„Aus deiner Tasche kommt es!“ sagte Reinhardt. „Heraus mit dem Buch der vier Könige, du eingefleischter Spielteufel!“

„Du knackst alle Nüsse, mein Junge!“ sagte der Alte und reichte Reinhardten über den Tisch weg die Hand. „Komm, ich geb dir Revanche für deine silbernen Treffen, die du dir gestern vom Sonntagsmisöl herunterschneiden mußtest. Aber heute geht's um bar Geld!“ Dabei schlug er an seine Westentaschen und breitete ein vergriffenes Spiel Karten auf dem Tisch aus. — Reinhardt griff in seine Taschen; es war kein Heller darin. Eine hastige Röte stieg ihm ins Gesicht; er wußte, zu Haus in einer Schieblade seines Pultes lagen noch drei Gulden; er hatte sie zurückgelegt, um ein Weihnachtsgeschenk für Elisabeth dafür zu kaufen, und dann wieder darum vergessen. „Bar Geld?“ sagte er, „ich habe nichts bei mir; aber wart nur, ich bin gleich wieder da.“ Dann stand er auf und stieg eilig die Kellertreppe hinauf. S. 284, Z. 24 An Stelle des Satzes der zweite Abschnitt des Weihnachtabends hatte begonnen hat U die Episode: Auch die Weihnachtsbäume hatten ausgebrannt; nur aus einem Fenster brach noch ein heller Kerzenschein in das Dunkel hinaus. Reinhardt stand still und suchte auf den Fußspitzen einen Blick in das Zimmer zu gewinnen; aber es waren hohe Läden vor den Fenstern, er sah nur die Spitze des Lannenbaumes mit der Knittergoldfahne und die obersten Kerzen. Er fühlte etwas wie Reue oder Schmerz, es war ihm, als gehöre er zum ersten Male nicht mehr dazu. Die Kinder da drinnen aber wußten nichts von ihm, sie ahnten es nicht, daß draußen jemand, wie er es zuvor von hungrigen Bettelkindern gesehen hatte, auf das Treppengeländer geklettert war und sehnsüchtig in ihre Freude wie in ein verlorenes Paradies hineinsah. Zwar hatte ihm in den letzten Jahren seine Mutter keinen Baum mehr aufgepugt; aber sie waren dann immer zu Elisabeths Mutter hinübergegangen. Elisabeth hatte noch jedes Jahr einen Weihnachtsbaum erhalten, und Reinhardt hatte immer das Beste dabei getan. Am Vorabende hatte man immer den großen Menschen aufs eifrigste damit beschäftigt finden können, Papierneze und Glittergold auszuschneiden, Kerzen anzubrennen, Eier und Mandeln zu vergolden und was sonst noch zu den goldnen Geheimnissen des Weihnachtsbaums gehörte. Wenn dann am folgenden Abend der Baum angezündet war, so lag auch immer ein kleines Geschenk von Reinhardt darunter, gewöhnlich

ein farbig gebundenes Buch, das letzte Mal das sauber geschriebene Heft seiner eigenen Märchen. Dann pflegten die beiden Familien zusammen zu bleiben, und Reinhardt las ihnen aus Elisabeths neuen Weihnachtsbüchern vor. So trat allmählich ein Bild des eignen Lebens an die Stelle des fremden, das vor seinen Augen stand; erst als in der Stube die Kerzen ausgepußt wurden, verschwanden beide. Drinnen wurden Zimmertüren auf- und zugeschlagen, Tische und Stühle zusammengerückt; der zweite Abschnitt des Weihnachtsabends begann. — Reinhardt verließ seinen kalten Sitz und setzte seinen Weg fort. S. 294, Z. 32 Der Satz von Er hatte seit Jahren bis der Umgegend zu vermehren ist Zusatz von E.

Statt der Stelle von S. 296, Z. 4 Die Türen standen offen bis S. 297, Z. 18 Er zog ein neues Blatt heraus hat U: Einige Tage nachher, es ging schon gegen Abend, saß die Familie, wie gewöhnlich um diese Zeit, im Gartensaal zusammen. Reinhardt erzählte von seinen Reisen: „Sie leben noch immer träumerisch in dem Glanz der alten Zeiten“, sagte er. „Der Tag ging zu Ende, da wir uns durch einen nackten, schwarzäugigen Buben nach Venedig übersetzen ließen. Als nun im letzten Sonnenglanz die leuchtende Stadt aus dem Wasser aufstieg, da mußte ich, von ihrer Schönheit bewältigt, sie laut in ihrer eigenen Sprache begrüßen: ‚O bella Venezia!‘ rief ich, die Arme ausstreckend. Der Knabe sah mich trozig an und hielt im Rudern inne. ‚E dominante!‘ sagte er stolz und tauchte die Ruder wieder ein. Dann stimmte er eins von jenen Liedern an, die dort ewig neu entstehen und, bis wieder neuere sie ablösen, von allen Kehlen gesungen werden. Das Ritornell am Ende jeder Strophe ließ er langsam, wie rufend, über den Wasserspiegel hinaus schallen. Der Inhalt dieser Lieder ist meist ein sehr anmutiger.“

„Dann“, sagte die Mutter, „müssen sie anders sein, als die deutschen. Was hier die Leute bei der Arbeit singen, ist eben nicht für verwöhnte Ohren.“

„Sie haben zufällig eins der schlechtesten gehört“, sagte Reinhardt. „Das darf uns nicht irre machen. Das Volkslied ist wie das Volk, es teilt seine Schönheit, wie seine Gebrechen, bald grob, bald zierlich, lustig und traurig, närrisch und von seltsamer Tiefe. Ich habe manche davon aufgezeichnet, noch auf dieser letzten Wanderung.“

Nun wurde Reinhardt um Mitteilung des Manuskripts gebeten; er ging auf sein Zimmer und kam gleich darauf mit einer Papierrolle zurück, welche aus einzelnen flüchtig zusammengeschriebenen Blättern bestand. Man setzte sich an den Tisch, Elisabeth an Reinhardts Seite, und dieser las nun zuerst einige Tiroler Schnaderhüpferl, indem er beim Lesen je zuweilen die lustigen Melodien mit halber Stimme an-

klingen ließ. Eine allgemeine Heiterkeit bemächtigte sich der kleinen Gesellschaft. „Wer hat denn aber die schönen Lieder gemacht?“ fragte Elisabeth.

„Ei“, sagte Erich, der bisher in behaglichem Zuhören seinen Meer-schaumkopf geraucht hatte, „das hört man den Dingen schon an, Schneidergesellen und Friseur! und derlei lustiges Gesindel.“

Reinhardt las hierauf das tiefsinnige „Ich stand auf hohen Bergen“. Elisabeth kannte die Melodie, die so rätselhaft ist, daß man nicht glauben kann, sie sei von Menschen erdacht worden. Beide sangen nun das Lied gemeinschaftlich, Elisabeth mit ihrer etwas verdeckten Altstimme dem Tenor secundierend. „Das sind Urttöne“, sagte Reinhardt; „sie schlafen in Waldesgründen. Gott weiß, wer sie gefunden hat.“ Dann las er das Lied des Heimwehs „Zu Straßburg auf der Schanz“.

„Nein“, sagte Erich, „das kann doch wohl kein Schneidergesell gemacht haben.“

Reinhardt sagte: „Sie werden gar nicht gemacht; sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser eigenstes Tun und Leiden finden wir in diesen Liedern, es ist, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten.“ Er nahm ein anderes Blatt. „Dies Lied“, sagte er, „habe ich im vorigen Herbst in der Gegend unster Heimat gehört. Die Mädchen sangen es beim Glachsbrechen; die Melodie habe ich nicht behalten können, sie war mir völlig unbekannt.“ S. 298, Z. 9 [Ein Blick] Ein strenger Blick U

S. 301, Z. 34 bis S. 302, Z. 14: Zusatz in E; in U nur der Satz: Reinhardt ging auf sein Zimmer. Zwischen S. 303, Z. 34 und

S. 304, Z. 2 hat U noch einen längeren Einschub: Nach einigen Jahren finden wir Reinhardt an der nördlichsten Grenze des Landes in weiter Entfernung von den eben beschriebenen Szenen wieder. Nach dem bald erfolgten Tode seiner Mutter hatte er hier ein Amt gesucht und gefunden, und sich so in den Gang des täglichen Lebens eingereiht. Seine amtliche Stellung noch mehr als das natürliche Bedürfnis des Umganges hatte ihn mit den verschiedensten Menschen beiderlei Geschlechts zusammengeführt, und was er erfahren und geliebt hatte, trat vor den Anregungen der Gegenwart, obwohl sie mit den früheren an Stärke nicht verglichen werden konnten, mehr und mehr in den Hintergrund. So gingen mehrere Jahre hin. Allmählich kam die Gewöhnlichkeit und nutzte die frische Herbigkeit seines Gefühls ab oder schläferete sie wenigstens ein, und es wurde in den Dingen des äußerlichen Lebens mit ihm, wie mit den meisten Menschen. Endlich nahm er auch eine Frau. Sie war wirtschaftlich und freundlich, und so ging

alles seinen wohlgeordneten Gang. Dennoch mitunter, wenn auch selten, machte sich der Zwiespalt zwischen Gegenwart und Erinnerung bei ihm geltend. Dann konnte er stundenlang am Fenster stehen und, scheinbar in die Schönheit der unten ausgedehnten Gegend verloren, unverwandten Blickes hinaussehen; aber sein äußeres Auge war dann geblendet, während das innere in die Perspektive der Vergangenheit blickte, wo eine Aussicht tiefer als die andere sich abwechselnd eröffnete. Dies war meistens der Fall, wenn Briefe von Erich eingelaufen waren; mit den Jahren aber kamen sie aber immer seltener, bis sie endlich ganz aufhörten, und Reinhardt erfuhr nur noch zuweilen von durchreisenden Freunden, daß Erich und Elisabeth nach wie vor in ruhiger Tätigkeit, aber kinderlos, auf ihrem stillen Gehöfte lebten. Reinhardten selber wurde im zweiten Jahre seiner Ehe ein Sohn geboren. Er geriet dadurch in die aufgeregteste Freude, er lief in die Nacht hinaus und schrie es in die Winde: „Mir ist ein Sohn geboren!“ Er hob ihn an seine Brust und flüsterte mit weinenden Augen die zärtlichsten Worte in das kleine Ohr des Kindes, wie er sie nie im Leben einer Geliebten gesagt hatte. Aber das Kind starb, ehe es jährig geworden, und von nun an blieb die Ehe kinderlos. Nach dreißig Jahren starb auch die Frau, sanft und still, wie sie gelebt hatte, und Reinhardt gab sein Amt auf und zog nördlich über die Grenze in das nördlichste deutsche Land. Hier kaufte er sich das älteste Haus in einer kleinen Stadt und lebte in sparsamem Umgange. Von Elisabeth hörte er seitdem nichts wieder; aber je weniger ihn jetzt das gegenwärtige Leben in Anspruch nahm, desto heller trat wieder die entfernteste Vergangenheit aus ihrem Dunkel hervor, und die Geliebte seiner Jugend war seinem Herzen vielleicht niemals näher gewesen, als jetzt in seinem hohen Alter. Sein braunes Haar war weiß geworden, sein Schritt langsam und seine schlanke Gestalt gebeugt, aber in seinen Augen war noch ein Strahl von unvergänglicher Jugend.

So haben wir ihn zu Anfang dieser Erzählung gesehen; wir haben ihn selbst auf sein abgelegenes Zimmer und dann seine Gedanken auf ihrer Wanderung in die alte Zeit begleitet. —

Einzelheiten zu den Motiven. Die Vermutung E. Müllers (Euphorion 4, 323 Anm.), daß das „literarische Vorbild“ für „Immensee“ Hauffs „Bettlerin vom Pont des Arts“ sei, ist unhaltbar. — Für die Szenen der Liebe zu dem Kinde Elisabeth verwertete Storm Erinnerungen an Berta von Buchau. — Zu S. 273, Z. 9 („Es waren einmal drei Spinnfrauen“): Erinnerung an die erste der drei Geschichten aus der Tonne, die Storm in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1846, S. 82 ff., mitgeteilt hatte. — Über das Motiv von der Wasserlilie (S. 298, Z. 28), das

Storm einem Erlebnis verdankt, macht Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 137, folgende Angabe: „Er machte [im Sommer 1838] mit seinen Freunden Mantels, Köse, dem nachherigen Shakespeare-Forscher Delius, einigen jungen Frauen und Mädchen einen Sommerausflug nach einer der Havelinseln. Die Gesellschaft übernachtete auf der Insel. Die laue Sommernacht und der Mondschein ließen Storm nicht schlafen. Er nahm sich einen Kahn und fuhr den seebreiten Fluß hinunter. Da sah er in der Ferne auf breiten, blanken Blättern eine mondbeglänzte, weiße Wasserrose leuchten. Lockend lag sie da, still und einsam; er konnte nicht widerstehen, er mußte sie besuchen. Er entkleidete sich, um sie schwimmend zu erreichen. Aber die langen Stengel und Wurzeln der Wasserpflanzen schlangen sich um seine nackten Glieder — es half ihm nichts, er mußte es aufgeben und ans Land zurückrudern.“

Zu den Illustrationen von Ludwig Pietsch (5. Auflage 1857): Die besten der Originalzeichnungen zu „Immensee“ von Pietsch sind noch erhalten und gehören Frau Justizrat Storm in Husum. Sie rechtfertigen, so verwischt sie auch sind, die Klage, daß der Holzschneider die Wiedergabe ganz verdorben habe. Anfangs war das Vertrauen groß. Storm an Pietsch, 15. Mai 1856: „Ich hätte gern noch über die Bilder gesprochen, ehe Sie weiter vorgingen. Das eine Bild ‚Meine Mutter etc.‘ hatte mich so in eine vergangene sommerwarme Zeit zurückversetzt, daß ich den Kontrast des Damals und Jetzt noch einmal auf das Stärkste durchempfund. Ich meine nun aber, daß in der Bilderreihe entschieden eine Lücke ist, wenn der Moment fehlt, wo K[einhardt] aus dem Waldwege tritt und Immensee unter sich liegen sieht. Das müßte auf dem Titelblatt stehen. Ferner scheint mir unter dem Bilde ‚Meine Mutter etc.‘ ein Gefchlinge von Lotusblättern mit kleinen Durchsichten auf dunkle Wässer die beste Verzierung.“ Derselbe, Husum 12. Juli 1856: „Für Ihre liebe Zeichnung meinen besten Dank; sie hat sich auch hier die gewohnte Anerkennung erworben, obgleich einige Leute wieder die Elisabeth für zu lang erklären. Der Landschaftsmaler Eschke aus Berlin (hier auf den Inseln, um Seestudien zu malen) bewunderte die Charakteristik in den Köpfen sehr; nur meinte er, die Figuren lösten sich nicht genug ab. Er hat wohl nicht unrecht; aber auf dem Holzstock ist das alles deutlicher Mit der Ausführung der Landschaft „Immensee“ in Steindruck bin ich aber gar nicht einverstanden; wenn Sie wüßten, wie ich den Steindruck verabscheue! Kretschmar wird das schon in Holz machen . . .“ Storm, der für das Landschaftsbild anfangs eine eingeklebte Photographie wünschte, söhnte sich doch mit der in der Tat gelungenen Steinzeichnung

aus. An Pietsch 30. Sept. 1856: „Unser Immensee anlangend, so habe ich nur noch den Holzschnitt zu ‚Meine Mutter etc.‘ gesehen. Vortrefflich bis auf die Köpfe der beiden Hauptpersonen! Die taugen nichts. Ich bin daher sehr vergnügt, daß ich die Bleistiftskizze habe, und werde Sie in Betreff der übrigen, die Sie in Ihrem letzten Briefe so gütig waren mir zuzusagen, nicht locker lassen Ich werde sie alle fassen lassen und in meinem Zimmer aufhängen. Von den Initialen, die mir alle gefallen, ist das Porträtchen mit dem D eine höchstanmutige Erfindung Nießstahls Immensee ist ganz aus meiner Seele; sagen Sie ihm das, ich habe eine innige Freude daran gehabt Sehr begierig bin ich auf Ihre Deckelzeichnung zu Immensee.“ Über die Gesamterscheinung der illustrierten Ausgabe war Storm aber recht verstimmt. An Pietsch, 14. Dezember 1857: „Warum mußten doch grade unsre Immenseebilder so verpfuscht werden“. Dennoch bat er noch am 23. Sept. 1861 und am 10. Dez. 1866 Ludwig Pietsch brieflich, er möge sich zu einer neuen Immensee-Bilderfolge entschließen. Aber dazu ist es nie gekommen.

*

Posthuma, 1849 (Bd. 1, S. 305). Erster Druck (E): „Sommergeschichten und Lieder“, Berlin 1851, S. 112–117. — Dann, leicht überarbeitet, in der Sammlung „In der Sommer-Mondnacht“, Berlin 1860, Schindler, S. 79–86. „Meinen lieben Verwandten Ernst und Laura Friedlieb“ (5. Aufl. 1915). — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 5. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 5. — Zu dem letzten Drittel findet sich eine frühe handschriftliche Skizze in Varel, in Storms Büchlein „Meine Gedichte“, S. 96.

*

Der kleine Häwelmann, 1849 (Bd. 1, S. 309). Erster Druck: Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1850, S. 25–28, mit einem Holzschnitt und dem Geleitwort „Weil's doch jetzt Zeit ist Märchen zu erzählen“. — Dann in den „Sommergeschichten und Liedern“, Berlin 1851, S. 24–30. — Überarbeitet in der Sammlung „In der Sommer-Mondnacht“, Novellen, Berlin 1860, Schindler, S. 87–95. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 5. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 6.

S. 309, Z. 10. Statt der Worte in ihrem großen Himmelbett lesen E und die Sommergeschichten: in ihrer großen Bettstelle; die hatte aber vier ganz steife Beine und auch gar keine Rollen, denn es war eine Himmelbettstelle.

S. 310, Z. 11. Nach zum Hause hinaus in E und 1851 noch der Zusatz: Es war eigentlich ein großes

Glück für ihn, daß er noch ein so ganz kleiner Junge war; sonst hätte er in dem engen Schlüsselloch doch gar zu leicht zu Schaden kommen können. S. 311, Z. 17. Statt der Worte „horch nur, wie sie schnarchen“ in E und 1851: „wenn ich mein letztes Auge zumache, so wacht der erste Hase auf.“ „Das dauert mir zu lange,“ sagte Häwelmann; „ich will in den Himmel fahren; alle Sterne sollen mich fahren sehen.“ — Die älteste Fassung hat noch etwas mehr von holsteinischer Redeweise und von gesprochenem Vortrag.

*

Ein grünes Blatt, 1850 (?) (Bd. 1, S. 313). Erster Druck (E): Argo, Belletristisches Jahrbuch für 1854, hg. von Theod. Fontane und Franz Kugler, Dessau 1854, S. 294–307. — Überarbeitete Buch-Ausgabe: Ein grünes Blatt. Zwei Sommergeschichten. Berlin 1855, Schindler, S. 45–72 (2. Aufl. 1857, 5. Aufl. 1903). — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 3. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 3.

S. 322, Z. 20 bis S. 323, Z. 31. Statt der Stelle von stand er auf bis Als aber dieser ihm noch einmal hat E nur: nahm der junge Mann sein Reisegerät an sich und ging, von dem Alten begleitet, in den Garten, wo er das Mädchen auf einem Felsstein an der Mauer sitzen fand. Als der Alte ihm noch einmal S. 326, Z. 17–21 Statt der Sätze von Sie hatte im Laufen bis die er gehen sollte in E nur: Sie wies in den Mondschein hinaus und zeigte ihm genau die Wege. S. 327, Z. 10–12. Statt der Stelle Sie legte die Hände bis Gute Nacht, Regine hat E: Sie legte ihre Hände um seinen Nacken und sagte lustig: „Ich bin die Waldprinzessin; ich wohne hier im Wald!“ Er küßte sie. „Gute Nacht, Prinzessin!“ S. 328, Z. 6f. seine Schöne] die Prinzessin E Zu dem schwer begreiflichen „Dann“ (Dann wollen wir die Büchse laden) äußerte sich Storm auf Befragen in einem Brief an Ernst Esmarch, 1. Mai 1885 (Monatsblätter für deutsche Literatur, Bd. 7, 1902/3, S. 69): „Die Stelle im ‚Grünen Blatt‘ hieße vielleicht richtiger: ‚Frisch auf! Wir wollen die Büchsen laden. Der Wald usw.‘ Also ein Erwachen aus poetischer Träumerei zur Wirklichkeit und ein Aufruf zu dem, was nötig ist, auch den schönen Liebestraum lebendig zu machen. In dem ‚Dann‘ hab ich wohl die Erkenntnis ausdrücken wollen, daß das möglich sei.“

Zur Textgestaltung und Erläuterung vergleiche man auch die drei Gedichte „Regine“, „Ein grünes Blatt“ und „Ein Epilog“ (Bd. 1, S. 128, 127, 118), sowie die dazugehörigen Anmerkungen. — Entstehungszeit aller Wahrscheinlichkeit nach 1850; vgl. W. Seidel in der Ausgabe der Briefe Storms an Eggers, S. 77.

Auf die Ergänzungen, die die erste Buchausgabe bringt (man sehe die in den Anmerkungen mitgeteilten Textstellen), hat Mörike Einfluß gehabt. Mörike an Storm, April 1854 (Mörike-Storm-Briefwechsel, S. 19): „Dagegen hat die Schilderung des Mädchens, so wie der Schluß des Ganzen, mir einige Zweifel erregt; in der Art aber, daß es sich nur um ein paar Striche zu viel und Etliches zu wenig handeln würde. Darf ich es in der Kürze sagen, so ist einerseits der Schein des Manierierten nicht völlig vermieden (die Linie ist hier haarscharf allerdings) und andererseits sollte die allzu skizzenhaft behandelte Regine ein größeres Stück sprechen, am besten vielleicht, indem sie ein kleines Abenteuer oder Märchen erzählte.“ (Dazu die Anmerkung Storms: „M.s Rat ist für die Buchausgabe im wesentlichen befolgt worden.“) — Storm an Mörike 1854 (S. 28): „Dadurch, daß mir die Regine unter der Hand so etwas allegorisch, zu einem Art Genius der Heimat geworden, hat die ganze Konzeption etwas Zwitterhaftes bekommen, dem schwerlich abzuhelfen.“ — Storm an Mörike, 3. Dez. 1854 (S. 46): „Der Schluß meines ‚Grünen Blattes‘, um noch einmal darauf zurückzukommen, ist mir neulich beim Wiederdurchlesen allerdings selbst bedenklich vorgekommen, d. h. nicht der allerletzte Schluß, der eigentlich nur dem Rahmen des kleinen Bildes angehört, sondern der, welcher den Abschied im Walde schildert.“ — Storm an Mörike, 27. Aug. 1855 (S. 55): „Das ‚Grüne Blatt‘ ist wesentlich nach Ihrem Räte, doch leider etwas invita Minerva überarbeitet; an Fülle hat es jedenfalls etwas gewonnen.“ — Ja, Storm wollte mit Mörike, der „zuerst der Idylle einen wirklich poetischen Gehalt gegeben“ (Storm an Eggers, 3. Juli 1853), sogar in engsten Wettbewerb treten und im Frühling 1853 (an Eggers, S. 15) die Prosa-Novelle „Ein grünes Blatt“ in ein Hexameter-Idyll umdichten; er gab den Plan aber bald auf.

Zu der Schilderung des Immenhofs, wie ihn Storm in Westermühlen, dem Wohnort seines Großvaters von väterlicher Seite, gesehen hatte, ziehe man des Dichters Jugenderinnerungen heran.

*

Hinzelmeier, 1850 (Bd. I S. 329). Erster Druck (E) mit dem Titel „Stein und Rose. Ein Märchen“, dem Vorspruch
 Ein wenig Scherz in die ernste Zeit,
 Einen Lautenklang in den wirren Streit,
 In das politische Bersegebell
 Ein rundes Märchenritornell!

und drei Holzschnitten von Wilh. Heuer: in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1851, S. 117—138. — Völlig umgearbeitet

erschien dann das Märchen in der Schlesischen Zeitung am 19., 20., 21., 22. Dezember 1855. — Erste Buchausgabe mit dem Titel „Hinzelmeyer. Eine nachdenkliche Geschichte“: Berlin, Duncker, 1857. — Storm hätte gern eine illustrierte Ausgabe zustande kommen sehen. Ludwig Richter sollte sie für den Verlag von Alexander Duncker in Berlin schaffen, scheint aber wenig Lust gehabt zu haben; Storm an Ludw. Pietsch, 30. Sept. 1856: „Richters sehr skizzenhafte Entwürfe waren in der äußerlichsten Manier gehalten.“ Der Dichter setzte dann seine Hoffnung auf Pietsch selber. Aber Duncker war 1857 des Planes überdrüssig; das Märchen habe zu wenig Anklang, von manchen Seiten sogar heftigen Tadel hervorgerufen. Storm jedoch ließ immer noch nicht locker. 1861 schien ihm Konewkas Silhouettenkunst die erwünschte Weise der Illustrierung zu sein. An Pietsch, 29. Aug. 1861: „Das wäre die rechte Art, meinen Hinzelmeyer zu illustrieren . . . das müßte ja durchschlagen.“

Auch wohlwollende Freunde wußten mit dem Märchen, das ein Bekenntnis des Dichters war, selbst in der zweiten Fassung, nichts anzufangen. Eggers gab in dem von ihm redigierten Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes, 4. Jg. (Jan. 1857), S. 3f., eine Besprechung, verzweifelte aber an der Deutung des 6. Kapitels; und Storm mußte brieflich (an Eggers 16. Jan. und 20. Dez. 1856) gewisse Mängel und Dunkelheiten zugeben.

S. 329, Z. 19 Nach den Worten Nacht um Nacht folgt in E noch: und bei diesen Worten schnappte sie ihre Dose zu, daß der Spaniol über die Lassen flog, und die ganze Kaffeegesellschaft darüber ins Niesen geriet. Das waren die Stadtkaffeetanten. S. 331, Z. 2. Statt der Worte und die Mutter sang das schöne Lied und der folgenden Verse steht in E: und die Mutter sang:

Rößlein, Rößlein geh im Trab,
 Wirf mir nicht den Reiter ab!
 Hopp hinauf und Hopp hinab
 Hebe dich und wiege dich,
 Trag den Reiter säuberlich!
 Hopp hinauf und Hopp hinab,
 Rößlein, Rößlein geh im Trab!

S. 332, Z. 22f. In E statt der Worte langsam um sich selbst bis hereinstrich: wie alte Prediger um sich selber. S. 334, Z. 7 hörte er Schritte] hörte er drinnen einen Klang, als wenn eine silberne Kugel kristallene Stufen hinabliefe, dann Schritte E S. 334, Z. 23 Innerhalb seiner Mauer] eine unscheinbare weiße Mauer, über welche sich ein dichtes Flechtwerk von immer grünen Linden erhebt, umgibt

ihn von allen Seiten. Innerhalb der Mauer aber E S. 335, Z. 2 bis 10 Statt der Stelle von es kommt nur darauf an bis erzählte Frau Abel weiter steht in E: und die Pforte des alten Rosengartens ist beständig von einer jungen Schar belagert, welche sich den Eingang mit Gesang und Liedern zu erkaufen strebt. S. 335, Z. 33 Herr Hinzelmeyer neigte sich] Nach diesen Worten trat der Vater in das Zimmer. Er neigte sich E S. 337, Z. 4 bis S. 338, Z. 13 Statt der Stelle von und allmählich ging bis Mondenlicht zu ihren Füßen steht in E nur: Als nun die zwei Jahre verfloßen waren, hieß der Meister Hinzelmeyern Hut und Stab und Ranzen nehmen, und ging mit ihm auf einen Berg vor der Stadt, von wo man weit ins Land hinaussehen konnte. Die Stadt lag tief zu ihren Füßen, darüber hin streckten sich unabsehbare Ebenen, durch welche die Landstraßen in alle Welt hinausliefen. S. 338, Z. 17 aber seine Augen leuchteten.] und in seinen Augen brannte ein hastiges Feuer. E S. 338, Z. 29 Nach Das ist die Kunst folgen in E noch die Verse:

Die alte Nacht
 Mit den ehernen Schwingen
 Hält es bewacht;
 Du mußt sie bezwingen.
 Hast du's erreicht am Wanderstabe,
 Setzt sich zum Schlaf dir zu Häupten der Rabe.

S. 338, Z. 30 aufstehen.] aufstehen und reichte ihm ein kristallenes Fläschchen, worin ein schwarzes Elixier enthalten war. E S. 339, Z. 5 f. hob er die grüne Brille von seiner Nase;] zog er eine grüne Brille aus dem Armel, E S. 339, Z. 19 ff. Das fünfte Kapitel lautet in E:

Der Rosengarten

Neun Jahre war Hinzelmeyer seitdem gewandert, über Ebenen und Berge, an Strömen und Abgründen, hin und her, kreuz und quer, sein Haar war dünn, sein Antlitz hager geworden; aber den Stein der Weisen hatte er nicht gefunden.

Eines Nachmittags, da vom frühesten Morgen an sein Weg ihn über zerklüftete Gebirgsmassen geführt hatte, und ihn nun, da er in die Ebene hinabgestiegen war, die müden Füße kaum noch zu tragen vermochten, hörte er plötzlich vor sich auf dem einsamen Wege den Klang eines Waldhorns, und wie je länger und länger der Ton erklang, so fühlte er seine Kräfte sich aufs neue beleben, und in kurzem schritt er leichter einher, als am Morgen, da er ausgewandert war. Nun sah er auch bald in der Ferne einen schlanken Burschen vor sich des Weges ziehen, der ein Waldhorn an den Mund gesetzt hatte und während des Wanderns eine Melodie nach der andern blies. Un-

willkürlich folgte Hinzelmeyer dem Hornisten, bald nach Osten, bald nach Süden, und so zogen sie hinter einander her, dann über sonnige Wiesen, dann auf kühlen Waldpfaden, als Hinzelmeyer, da sie eben aus dem Blätter Schatten wieder ins Freie hinausgetreten waren, die weite Gegend auf seltsame Weise verändert sah. Denn obgleich es tief am Nachmittage sein mußte, so lag doch auf Wiesen und Wäldern der Frührotschein des Morgens; und der Wasserspiegel des Sees, an dem der Weg entlang führte, war mit Purpurschimmer übergoßen; die dichtbelaubten Bäume, welche überall umher standen, hingen voller Tau und schütteten, wenn ein Vogel durch ihre Zweige fuhr, den Vorüberwandernden die feuchten Perlen ins Gesicht. Krähicius, der seinem Herrn zu Häupten flog, schien von dem Glanz geblendet, denn er schlug gewaltig mit den Flügeln, warf den Kopf in den Nacken und schrie beständig seinen eigenen Namen: „Krahira! Krahira!“ Hinzelmeyer hatte kaum Zeit gehabt, über alles dieses zu erstaunen, als er einen buntgeputzten jungen Fant aus dem Gebüsch in die Landstraße einbiegen sah. Eine Geige, welche ihm über dem violetten Wams auf dem Rücken hing, gab bei jedem Schritte einen lustigen Klang; denn er schritt trozig nach dem Takte einher und schnalzte dabei mit den Fingern in die Luft. „Wohin des Wegs, Herr Better?“ rief er, indem er die Mütze lüpfte und ohne weiteres als Kamerad an Hinzelmeyers Seite ging.

„Ich reise auf meine Kunst“, antwortete Hinzelmeyer.

„Wo habt Ihr denn Euer Spielwerk?“ fragte der Fant und besah Hinzelmeyern mit seinen blitzenden Augen von Kopf zu Füßen. Doch ehe dieser noch zu antworten vermochte, hörte er den Galoppschlag eines Pferdes ihnen entgegen kommen; nicht lang, so rauschten die Büsche, und ein schlanker Gesell auf milchweißem Zelter, ein blondes Mädchen vor sich im Sattelknopf, trabte ihnen entgegen.

„Glück auf den Weg, Freundschaft!“ rief er und drehte das schwarze Zwickelbärtlein zierlich zwischen Daumen und Zeigefinger; dann schwenkte er grüßend das Federbarett durch die Luft und gab seinem Roß die Sporen, daß das Mädchen beide Arme um seinen Nacken schlug. Ein Rosenduft schlug den Wanderern entgegen, wie sie vorüber sausten, und noch in der Ferne hörten sie den Reiter singen:

Die Federn flattern im Winde,
Das Leben geht im Braus;
Nun trag, mein Roß, geschwinde
Mich samt dem blonden Kinde
In die Welt, in die schöne hinaus!

Als sie während des ein gutes Stück gewandert waren, scholl ihnen ein seltsames Getöse entgegen, das je mehr und mehr anschwoll,

je weiter sie ihres Weges zogen; bald aber unterschieden sie einzelne Geigenstriche und Trompetenstöße; dann wurde wieder alles von verworrenem Singsang überstimmt, dann wieder donnerten Paukenwirbel dazwischen. „Ist hier ein Narrenhaus?“ fragte Hinzelmeyer, „dann muß ich umkehren; denn das leidet meine Kunst nicht.“

„Nein,“ sagte sein Kamerad, „mein kleiner Finger hat gezuckt, das muß der Rosengarten sein!“

Das kam Hinzelmeyern sehr verwunderlich vor; er meinte fast das Wort schon irgend einmal im Leben gehört zu haben, er wußte nur nicht wo. Aber schon waren sie auf einen grünen Plan hinausgetreten, auf welchem eine Menge buntbewimpelter Zelte aufgeschlagen war; zwischendurch sahen sie eine Schar junger Gesellen in farbigen Wamsen von allem möglichen Schnitt und Aufpuß sich bewegen, während andere vor vollen Flaschen in den offenen Zelten saßen und gemächlich die Beine unter das Tischbrett streckten. Von den ersteren hatten fast alle ein musikalisches Instrument in Händen, welches sie mit beträchtlichem Eifer zu traktieren schienen, der eine harfenierte, der zweite rührte die Trommel, der dritte ging mit seiner Drehorgel im Grase auf und ab; alle aber waren sie in eifriger Übung begriffen; Geigen und Glocken, Triangeln und Pauken, Flöten und Trompeten, alles pfiß, strich, schnarrte, schnurrte und jauchzte zwischen einander durch. Als sie etwas näher gekommen waren, sahen sie einen schlißäugigten Jüngling mit einem papageigrünen Schlafrock in hastiger Zweivierteltaktbewegung von einem Bein aufs andere springen; dazu klangen die Glöcklein an seiner spitzen Porzellanmütze, und ein langer Haarzopf tanzte ihm im Nacken. Nun erhob er seine Stimme und sang mit heftiger Leidenschaft:

Tsching, ting, kliri kling,

Con — fut — se — ta — ting!

Hinzelmeyer, der zum wenigsten Chinesisch verstand, hatte auch von seinen verlorenen Klavierstunden noch gerade so viel behalten, um einzusehen, daß hier jeder seine eigene Melodie spielte und sein eignes Lied nach seiner eignen Weise singe; um sich indessen besser zu unterrichten, befragte er sich bei einem langhaarigen Gesellen, welcher mit trübseligen Blicken in das Gewimmel hinaussah und in welchem er deshalb, und weil er einen Laktstock in der Hand hielt, den Direktor dieses Konzertes zu sehen glaubte.

„Ach,“ sagte dieser, „hier singt jeder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.“

„Aber wo bleibt denn die Harmonie, Herr Konzertmeister?“ fragte Hinzelmeyer.

Der Langhaarige bewegte wehmütig seinen Laktstock und sagte seufzend: „Hier gibt es gar keine Harmonie!“

Ein kleiner Bassposaunist, welcher wütend hinter ihrem Rücken phantasierte, setzte sein Mundstück ab und rief dazwischen: „Hier gibt es nichts als Dilettanten, hier gilt unumschränkte Notenfreiheit, hier sucht jeder seinen eignen Ton, und wenn er ihn gefunden hat, dann springen die Pforten des Rosengartens auf. Dieses ist das Punktum und besser als alle Harmonie!“ und somit setzte er sein Mundstück wieder an und blies einen Bassposaunentriller, welcher von oben nach unten durch alle Tonarten hinabkollerte.

Hinzelmeier und sein Kamerad, der Geigenspieler, nahmen nun von dem betrübten Konzertmeister Abschied, und alsbald erblickten sie hinter den Zelten eine unscheinbare weiße Gartenmauer, über welcher sich ein Geflecht von dichtbelaubten Lindenzweigen entlang zog. Während sie darauf zugingen, sahen sie ein blaues Band aus dem Garten über die Mauer hinausflattern; plötzlich entstand eine große Musikpause; denn alle Kavaliere hatten ihre Instrumente abgesetzt und suchten damit den fliegenden Bandstreifen herunter zu holen. Während aber so unzählige Fiedelbögen und Trommelstöcke, Oboen und Bassgeigen in der Luft umherlangten, warf Hinzelmeiers Kamerad seine Mütze in die Höhe und fing es wie einen Sommervogel. Dann knüpfte er es lachend an seine Geige, daß es klingend über die Saiten flatterte, und ging mit Hinzelmeiern fürbaß. Bald erreichten sie die Gartenmauer, in deren Mitte sich eine hohe künstlich geschnitzte Pforte befand. Hier war es stiller, und unter der jungen Schar, welche hier ihre Kunst probierte, schien eine gewisse Ordnung eingeführt zu sein. Ein Zitherspieler von mädchenhaftem Außern trat eben vor die Pforte und sang mit zarter Stimme:

Wir haben nichts zu finden,
Wir haben nichts zu sehn;
In Dunkel stehn die Linden,
Wir brauchen nicht zu gehn.
Wohl ging die Sonne unter,
Das letzte Rot erblich;
Wir beide bleiben munter,
Wir beide, du und ich.

Während des Gesanges brach ein rosiges Licht durch die Lindenzweige, und die gewaltige Pforte erklang in ihren Angeln; aber sie öffnete sich nicht, und der Zitherspieler trat wieder unter seine Genossen zurück.

„Verwünschter Klimperkasten!“ brummte ein kleiner feister Mann in braunem Wams und gelben Stulpstiefeln, welcher eifrig an einem Klarinettenschnabel pußte. Endlich strich er seinen Bart zur Seite und probierte eine Kadenz; dann aber schüttelte er verdrießlich den

Kopf, pußte wieder an seinem Klarinettenschnabel und murmelte:
„Keinen Anfaß, schon wieder keinen Anfaß!“

„Das kommt vom Franzwein, Papa!“ rief der Zitherspieler.

Der Feiste aber blies, ohne zu antworten, mit Hefigkeit in sein Instrument und ließ den Wind in die Backen schwellen, daß ihm die Stußnase binnen kurzem dazwischen versunken war.

„Wer ist der mürrische Bruder?“ fragte Hingelmeier.

„Das ist der Altvater!“ sagte der Zitherspieler, „er bläst hier schon so lange, daß ihm der Bart in die Stiefeln gewachsen ist, und noch immer hat er seinen Ton nicht treffen können.“

Der Altvater blies indessen, mit dem Ellenbogen taktierend, eine stürmische Marschmelodie, dreimal von vorne nach hinten. Als aber das Tor noch immer wie eine Mauer stand, setzte er sich endlich scheltend und Lust schnappend mit seinem Instrument ins Gras.

„Gelt, Herr Better,“ sagte Hingelmeiers Kamerad, „jetzt tanzt mir die Geige auf dem Nacken; da habt Ihr eine Maultrommel; wer zuerst seinen Ton trifft, bestellt für den andern Quartier.“ Und nachdem er die Maultrommel aus der Tasche gezogen und Hingelmeiern in die Hand gedrückt hatte, trat er mit keckem Schritt vor die verhängnisvolle Pforte, stützte sein Spielwerk unter das Knie, strich auf die Saiten und sang:

Im Kasten schlug die Geige,
Der Kuckuck schrie vor Tag,
Und durch die Lindenweige
Verscholl der Glockenschlag.

Da flog ein Vogel lose
Mit andern durch das Land,
Bis endlich er die Rose,
Die rote Rose fand.

Und „riegel rink, riegel rink!“ zog er den Fiedelbogen, und bei jedem Zuge schollerten im Widerhülle die Lorflügel; und immer klingender strich er die Saiten, und immer silberner sang er:

Nun will ich die Welt bezwingen
In seligem Müßiggang;
Die Riegel sollen springen
Vor dem jauchzenden Geigenklang!

Und kaum war der letzte Ton heraus, so flogen die Pforten tönend aus einander, und ein Strom von Rosenduft quoll auf den grünen Plan heraus. Der Geigenspieler aber drehte sich auf dem Absaß und rief: „Seht Ihr, Herr Better, das heißt gepiffen!“ und seine Geige

schwenkend, verschwand er in den Rosengarten, dessen Tore sich rauschend hinter ihm schlossen.

Raum war er über die Schwelle, als die ganze Mauer entlang in dem Lindenflechtwerk jedes Blatt lebendig wurde, und tausend Nachtigallen erhuben ihre Stimmen, flügelschlagend, jauchzend, tirillierend; dazwischen sangen im Garten kristallene Mädchenstimmen:
Kinke, ranke, Rosenschein!

Da warf Hinzelmeyer vor Entzücken seine Maultrommel über die Gartenmauer und wollte eben einfallen:

Tu dich auf und schließ uns ein! —

als er es „Krahira! Krahira!“ über seinem Kopfe schwirren hörte, und schwapps! ließ der Rabe die grüne Brille aus der Luft und gerade auf Hinzelmeyers Nase fallen. Da war auf einmal der Rosengarten mit aller Herrlichkeit vor seinen Augen verschwunden; aber in weiter Ferne sah er durch die grünen Gläser eine dunkle Gestalt in einem tiefen Felsenkessel sitzen, welche mit einem Stemmeisen eifrig in den Grund zu bohren schien. S. 343, Z. 27 er schritt wacker] er zog sein Dintnelixier heraus, um es gleich bereit zu haben, und schritt wacker

E und 1855 S. 344, Z. 15 und ganz bescheiden sagte:] Er steckte daher sein Dintnelixier wieder in die Tasche und sagte bescheiden: E und 1855 S. 344, Z. 24—26 sagte Hinzelmeyer bis aufgepflanzt.] sagte Hinzelmeyer: „Das ist ein höchst gefährliches Spielzeug!“ E und 1855 S. 344, Z. 28 Schießpulver,] Schießpulver“, sagte er, „trage ich unter der Schwanzklappe! E

S. 345, Z. 1 ultima ratio regum fehlt in E und 1855 S. 345, Z. 21—28 Die Stelle von Zu seinen Füßen bis triumphierend: lautet in E: Da gähnte ihn der schwarze ausgebrannte Mörser an, und es fiel ihm plötzlich aufs Herz, daß er einen Mord begangen habe, wenn es gleich nur der Teufel gewesen sei. Darum zog er seine Tabakspfeife aus der Tasche, um sich die Grillen wegzudampfen, aber auf der Rückseite des Kopfes hatte er seinen Wanderspruch malen lassen, um ihn immer vor Augen zu haben. Da las er die tröstlichen Worte:

Die alte Nacht
Mit den ehernen Schwingen
Hält es bewacht;
Du mußt sie bezwingen!

Nun brannte er wohlgemut seinen Knaster an, und die blauen Wolken vor sich hin blasend, rief er triumphierend: S. 346, Z. 5 f. neun Jahre] wiederum neun Jahre E und 1855 S. 346, Z. 28—30 „Ja, ja!“ bis dicht davor.“] „Ach“, dachte er, „weshalb mußttest du auch den Teufel aus der Welt schießen? Weshalb ver-

ließeſt du den Roſengarten?“ E und 1855 S. 347, Z. 10 bis S. 349, Z. 2 Statt der Stelle von ſtanden Blumenmädchen bis Meierhöfen und Dörfern ſteht in E: ſtanden Blumenmädchen und boten ihre Sträuße feil; aber ſie trugen plumpe Schnallſchuhe und einen Frieſrock; das waren keine Roſenjungfrauen. Hinzelmeyer war ſchon faſt an das andere Ende der Stadt gekommen, da ſah er vor einem niedrigen Hauſe einen Haufen rotwangiger Kinder auf der Schwelle kauern; zwiſchen ihnen ſaß ein blaſſes Mädchen in weißem Kleide, mit nackten Füßen. Die Kinder betrachteten neugierig eine dunkelrote Roſe, die ſie in einem Körbchen auf dem Schoße hielt. „Das iſt ſie!“ rief Hinzelmeyer; und die Abendluft trug ihm einen Strom von Duſt entgegen; Krahirus aber warf den Kopf zurück und ſchlug heftig mit den Flügeln. Die Jungfrau ſaß ſchweigend, mit geſenktem Haupte, daß ihr die blonden Flechten in den Schoß gefallen waren. Die kleinen Mädchen legten zärtlich den Kopf an ihren Schoß und blickten bald nach der Blume, bald zu ihr hinauf.

„Wo iſt die Roſe gewachſen?“ fragte Hinzelmeyer, indem er näher trat.

„Im Roſengarten“, ſagte die Jungfrau leiſe.

„Was iſt der Preis dafür?“

Die Jungfrau ſchlug ihre Augen zu ihm auf, da erſchraſ er vor lauter Freude, denn in ihren Augen ſtand ſein eigenes Bild, aber kein Bild, wie es ihn kurz vorher aus dem kupfernen Keſſel angegloßt hatte, nein, ein Geſicht jung und friſch und luſtig, daß er laut aufjauchzen mußte, er hätte es um alle Welt nicht laſſen können. Dann ſagte er noch einmal: „Was iſt der Preis dafür?“

Die Roſenjungfrau erwiderte: „Neun Jahre deines vergangenen Lebens.“

Hinzelmeyer riß vor Entzücken ſein Dintnelixier aus der Taſche, um es dem Raben an den Kopf zu ſchleudern; — aber in demſelben Augenblicke hörte er es: „Krahira! Krahira!“ über ſeinem Kopfe ſchwirren und ſchnapps! ließ Krahirus die grüne Brille auf ſeine Naſe fallen.

Da waren auf einmal die Stadt und die Kinder und die Roſenjungfrau vor ſeinen Augen verſchwunden; aber durch die grünen Brillengläſer ſah er zu ſeinen Füßen ein grünes Tal mit Meierhöfen und Dörfern. S. 350, Z. 3f. kreuzten bis Weiße, woran] drückten ſich mit dem kleinen Finger ein römiſches X hinein, woraus E

Zur Literatur: H. Todsen, Über die Entwicklung des romantischen Kunſtmärchens, Diſs., München 1906. — W. Mühlner, Storms Märchen. Grenzboten 70³, S. 254/61.

Im Sonnenschein, 1854 (Bd. 1, S. 356). Handschrift: eine stark durchkorrigierte Kladde, im Besitz von Prof. Albert Köster in Leipzig. — Erster Druck (E): Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten. Berlin 1854, Duncker, („Meiner Mutter zum Weihnachtabend 1854“), S. 1–29 (2. Aufl. 1855, 11. Aufl. 1908). — Sämtliche Schriften, 1868, Bd. 3. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 3.

Über die Entstehung schreibt Storm am 17. Dezbr. 1854 an seine Eltern (Briefe in die Heimat, S. 49): „Ich habe es diesen Sommer auf meinen Mittagsspaziergängen bienenartig zusammengelesen, namentlich in Sanssouci, wo vor der Gemäldegalerie noch die alten Buchsbaumschnörkel der Rokokozeit schimmern und duften.“ — Von dem Ereignis, das zu der Novelle den Anstoß gab, hat Storm selbst in den „Nachgelassenen Blättern“ erzählt; auch im Briefwechsel mit Keller³, S. 25. Vgl. weiter: Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 52f., 159.

Der Dichter selbst war mit seiner Leistung nicht zufrieden; an Heyse, Okt. 1854 (Briefw. zw. Heyse u. Storm, Bd. 1, S. 1): „Die erste Hälfte wird Ihnen vielleicht gefallen, die zweite gefällt, leider, kaum noch dem Verfasser.“ Heyse antwortete am 26. Nov. 1854 mit einem auf Schrauben gestellten Lob und erklärte die Novelle für ein erstes und ein letztes Kapitel, zwischen denen der Roman fehle. Storm gab am 8. Mai 1855 zu, daß im zweiten Kapitel jede Andeutung mangle, warum der Liebesbund des ersten Kapitels sich aufgelöst habe: „Wenn ich kann, werde ich noch die Perspektive auf einen konkreten Vorfall hineindichten; mehr nicht.“ Er hat aber auch das nicht getan. — Die Leserschaft urteilte milder. Schon nach vier Monaten war eine zweite Auflage nötig, der noch eine stattliche Reihe folgte.

*

Angelika, 1855 (Bd. 1, S. 370). Erster Druck: Ein grünes Blatt. Zwei Sommergeschichten. Berlin 1855, Schindler, S. 1–44 (2. Aufl. 1857, 5. Aufl. 1903). — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 5. — Gesammelte Schriften 1889, Bd. 5.

S. 373, Z. 31 ff. Statt der Sätze die Mädchen hatten bis Ruder-
schlag hat E: und im Boote übers Wasser hin sangen die Mädchen.

O Rosenrot, o Liebeschein,
Wir fahren in den Himmel ein!
Das Ufer ist nicht mehr zu sehen,
Die Sternlein uns zu Füßen gehen.

Storm hat diese ganz für sich stehende Novelle (vgl. den Briefwechsel zwischen Heyse und Storm I, S. 8) im Frühling

1855 geschrieben und bezeichnet sie als „eine reine Herzengeschichte . . . es ist etwas anders dabei verfahren als in den früheren, etwas zwischen den Szenen räsoniert und motiviert.“ — Das Urbild der Angelika ist Storms spätere zweite Frau, Dorothee Charlotte Jensen. Am 12. Mai 1866 schrieb Storm an Ludwig Pietsch: „Lies noch einmal die ‚Angelika‘; das ist sie, nur war sie nicht so schwach wie diese; denn sie hat ihre Liebe, mit der sie, wie sie meint, geboren ist, die mich damals bei dem zehnjährigen Kinde betroffen machte, treu bewahrt, sie hat die Annäherung aller Männer zurückgewiesen.“ — Die Arbeit an der „Angelika“ muß dem Dichter sehr sauer geworden sein; das [verlorene] Manuskript scheint die Spuren der schweren Mühe gezeigt zu haben. Denn Storm schreibt am 1. Juli 1855 an Alexander Duncker: „Das Manuskript der Angelika — (die Erzählung ist ein psychologisches Präparat und wenigstens nicht langweilig, wieder einmal eine Liebesgeschichte) hätte ich Ihnen gern geschickt, wenn das bis zur Unleserlichkeit korrigierte unicum nicht bereits zum Druck abgegangen wäre.“ — Nach Vollendung der Novelle hatte Storm aber doch kein ganz reines menschliches und künstlerisches Gewissen; an Mörike, 27. Aug. 1855 (Mörike-Storm-Briefwechsel, S. 55): „Mir ist, als hätte ich die ‚Angelika‘ nicht sollen drucken, sondern als Studie ruhig im Pult liegen lassen. Mir ist nicht ganz wohl, nun sie draußen in der Welt ist.“

Ein Kommentar zu dieser Novelle ist die ganze Reihe der Gedichte von „Noch einmal!“ bis „Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt“, die in dieser Ausgabe zu einem geschlossenen Kranz zusammengefaßt sind.

*

Wenn die Äpfel reif sind, 1856 (Bd. 1, S. 393). Erster Druck (E) mit farbiger Illustration von C. Arnold: Argo. Album für Kunst und Dichtung, hg. von Fr. Eggers, Th. Hosemann, Frz. Kugler. Breslau 1857, S. 17f. — Dann überarbeitet in der Sammlung „In der Sommer-Mondnacht“, Berlin 1860, Schindler, S. 67–77. — Sämtliche Schriften, 1868, Bd. 5. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 5.

S. 393, Z. 10–15 Die Sätze von einmal sogar lehnte bis drei Viertel fehlen in E. S. 394, Z. 33 f. Statt des Satzes Der Jäger bis aufzumachen in E: „Ei, ei!“ und er zog ein Messer aus der Tasche. S. 396, Z. 8 f. Der Satz Auf dem Kirchturm bis zwölf fehlt in E.

Storm war mit dem Gelingen dieses heiteren Idylls, das er in einer Zeit der Ermüdung geschrieben, nicht zufrieden und

dachte sogar, es der „Argo“, die es angenommen hatte, wieder zu entziehen. Im Mai 1856 schrieb er an Friedrich Eggers: „Der Ton des Eingangs ist zu delikats und erregt zartere Erwartungen, als nachher befriedigt werden können dem Stoffe nach. Es muß schon sogleich die Schilderung der Lokalitäten etwas von der derberen und humoristischen Farbe der späteren Geschichte haben; zu viel natürlich nicht. Ich hatte vorläufig nur nicht Zeit, das umzumachen. Es muß etwas forscher beginnen, z. B. ‚Es war warm Wetter; die Frösche hatten geschrien etc.‘ Ich werd's schon machen. Im übrigen hoffe ich nirgends aus dem Poetischen und Charakteristischen in das bloß Burleske und Karikierte, in den bloßen Spaß verfallen zu sein. Es war bei diesem Stoffe nicht ganz leicht, die Linie zu halten.“ Doch hat der Dichter in Wahrheit keine Änderungen, wenigstens keine tiefer greifenden, vorgenommen. Das Jahr 1856 brachte nach seinem Urlaub ja auch die ganze Unruhe der Versetzung und Übersiedlung nach Heiligenstadt.

*

Auf dem Staatshof, 1857/8 (Bd. 2, S. 1). Handschrift (H) in Varel in Obhut von Fr. Gertrud Storm, stark durchkorrigiert, zum größten Teil von Storms eigener Hand herrührend; nur einzelne Abschnitte von weiblicher Feder hergestellt, und zwar als Abschrift, nicht nach Diktat. — Erster Druck (E): Argo, Album für Kunst und Dichtung, hg. v. Fr. Eggers, Th. Hosemann, B. von Lepel, Breslau 1859, S. 7–22, mit einer Landschaft und Initiale von W. Riefstahl. — Erste, bereits überarbeitete Buchausgabe: In der Sommer-Mondnacht, Berlin, Schindler, 1860, S. 7–66 (5. Aufl. 1915). — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 3. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 3.

S. 2, Z. 18 f. Nach den Worten Der letzte männliche Sprosse hatten H und E noch den Zusatz ein Laugenichts, wie ihn diejenigen nannten, die sich seiner noch erinnerten, S. 7, Z. 23 f. Nach Aufschlagen der Haustür folgte in H und E: Ich sah im Geiste meine Mutter mit ihren Gästen in das Kaffeezimmer treten; aber das süße Gefühl S. 12, Z. 9 f. und Z. 13–15 Die Sätze und reichte uns bis Hand und seinen unzertrennlichen bis Gräben zu sehen fehlen in H und E. S. 29, Z. 5 Nach Lenas Hand in H und E noch: und strich ihr mit der andern das feine Haar von den Schläfen. S. 29, Z. 30 Nach versuchen in H und E noch: der Saal mit seinen leeren Wänden wurde ganz von Klang erfüllt. S. 32, Z. 21 Nach überfiel mich in H und E noch: mit graute, daß das Land unter meinen Füßen sich immerfort bis hin an jene wüste ungeheuerere Wassermasse erstreckte. S. 34, Z. 16 Nach sah sie nicht

in H und E noch: Ich mühte mich vergebens einen Entschluß zu fassen oder auch nur mich von der Stelle zu bewegen. S. 34, Z. 19—32 Statt der Stelle Aber während meine Gedanken bis über die Graft entlang in E nur: Und während meine Gedanken diesem Un- ding nachjagten, verrann die Zeit. — Wie lange ich so gestanden, weiß ich nicht. Ein durchdringender Schrei, der in mein Ohr gellte, brachte mich endlich wieder zur Besinnung. Ich war es selbst, der so geschrieen hatte. Ich hörte vom Hause her die Tanzmusik, aber ich hatte noch keinen Willen.

Entstehungszeit: Auf den Umschlag von H hat Storm geschrieben: Herbst 1856 — Dezember 1857 — Januar 1858. Mitte Januar 1858 war er mit der Überarbeitung fertig. — An Eggers, 23. Mai 1857 (Briefe S. 50): „Der ich glaube sehr glückliche Anfang einer Sommergeschichte mit ganz bestimmtem Lokalon liegt vor mir.“ Am 11. Jan. 1858 (an denselben) glaubte Storm aber durchaus nicht, daß die Überarbeitung schon der Abschluß sei; „nach Jahr und Tag“ wollte er sie nochmals überprüfen und sie dann erst an die „Breslauer Zeitung“ schicken, d. h. an die Schlesische Zeitung, wo schon der „Hinzemeier“ erschienen war. — Inzwischen suchte er Ludwig Pietsch als Illustrator zu gewinnen. Er schrieb an ihn, Heiligenstadt, d. 30. Sept. 1856: „Übrigens habe ich eine neue ‚Sommergeschichte‘, eine gute, im Kopf; sie spielt aber sehr bei Mondschein. Und doch darf sie, wenn überhaupt, nur von Ihnen illustriert werden. Wäre sie nur erst zu Papier; meine Existenz ist noch gar so unruhig hier.“ Storm war erst seit vier Wochen in Heiligenstadt. Am 9. Juni 1857 klagte er über Mattigkeit und Unfähigkeit zur Arbeit. Aber am 14. Dez. d. J. schrieb er an Pietsch: „Ich komme heut ein wenig bei Ihnen betteln. . . Ich habe nach langer Rast einmal wieder meine Feder zu einer Sommergeschichte angefaßt; ich will und werde das fertige Manuskript meiner Frau auf den Weihnachtstisch legen. Nun bitte ich Sie, mir nur einen einzigen Ihrer bezaubernden kleinen Profilköpfe dazu zu zeichnen. Lesen Sie, bitte, das Manuskript, was von meiner Frauenschwester Sophie, die sich diesen Winter zur Bereicherung unsres Lebens bei uns aufhält, geschrieben ist. Stoßen Sie sich nicht an die Frauenzimmerhand und meinerseits an einzelne Mattigkeiten; denn es ist manches nur vorläufig hingeschrieben und muß erst noch poetisch herausgebracht werden. Am Ende [nach niederdeutschem Sprachgebrauch so viel wie: Vielleicht, Etwa] das Mädchen unterm Apfelbaum (etwa halbe Figur und ohne den Marx) könnte ein nettes Titelbild abgeben. Ich will das Manuskript nämlich mit einem Einband versehen lassen. . . . Ich werde die Geschichte vielleicht, da sie

für die „Argo“ wohl zu groß wird, im Feuilleton der Breslauer Zeitung abdrucken lassen.“

Pietsch' Zeichnung (jetzt im Besitz von Frau Justizrat Storm in Husum) Anne Lene, recht anmutig, unter einem allerdings unmöglichen Apfelbaum, traf pünktlich zu Weihnachten ein. Storm aber berichtete erst ein halbes Jahr später über das weitere Schicksal seiner Dichtung. An Pietsch, 6. Juni 1858: „Ihre Zeichnung zum Staatshof hat uns und allen, die sie bisher gesehen, insbesondre denen die den Staatshof kennen, unbedingt gefallen; nur der Hals wäre bei einer Wiederholung etwas dünner zu machen. Leider kann ich Ihnen die Novelle nun vorläufig nicht schicken; denn die Schlesische Zeitung fand sie für Zeitungsleser nicht spannend genug und sandte sie mir zurück (beiläufig: ich hatte 7 Friedrichd'ors für den Abdruck verlangt). So geht sie nun in die Argo; Kieffstahl zeichnet, denk ich, schon dazu; wenigstens habe ich ihm vor längerer Zeit schon Skizzen von Häusern und Dingen aus der Marsch zugehen lassen.“ Bei der „Argo“ gab es neue Kämpfe. Man verlangte aus knickerigster Druckseiten-Rechnerei Verkürzung der Novelle um einen Viertelbogen; das hätte bei dem Format der „Argo“ bedeutet: um ein Achtel ihres ganzen Umfanges. Selbstverständlich weigerte Storm sich mit allem Nachdruck. „Was draus wird, weiß ich nun nicht; am Ende erleb ich's nun auf meinen alten Tagen, daß ich mit meinen Sachen sitzen bleibe. Nächstes Jahr übrigens wird Schindler sie bringen; ich werde ihm vorschlagen, daß er Ihre Zeichnung davor setze.“ Das ist nun freilich nicht geschehen.

Einzelheiten: Über die Konzeption äußert sich Storm an seine Eltern 19. Dez. 1858 (Briefe in die Heimat S. 121): „Außer einer dunklen Anschauung des alten Eiderstedtschen Staatshofes, aus der Zeit, wo er noch verödet stand und wo wir einmal von Friedrichstadt mit jungen Leuten beiderlei Geschlechts eine Tour dahin machten, ist alles darin reine Dichtung. Doch muß ich hinzufügen, daß die Stamp [Besitzerin einer Leihbibliothek in Husum] mir einmal erzählt hat, wie in ihrer Kinderzeit eine alte Frau van Ovens in Friedrichstadt gelebt habe, die Letzte einer großen Familie, welche noch an 100 Höfe besessen habe. Die Idee zu dieser Geschichte kam mir in der Nacht, als wir beide [d. h. Storm und sein Vater] auf der Rückkehr von Heiligenstadt in Göttingen bei Herrn Bettmann schliefen.“ Wenn der Dichter in den Briefen in die Heimat, S. 99, sagt, daß ihm Feddersens Buch über Eiderstedt ein guter Stab gewesen sei, so meint er: Friedr. Feddersens, „Beschreibung der Landschaft Eiderstedt“, Altona (1853). Da gedenkt der Verfasser der schönen reichen Staatshöfe von Coldenbüttel (S. 163) und Tetenbüll (S. 249).

S. 1, Z. 32 Heuberg oder Hauberg: vgl. die Anmerkung zu dem Gedicht „Morgane“ (S. 160). S. 5, Z. 5 ff. Bei dem über das Wasser gebauten Lusthaus mag Storm an die Anlage im Garten der Urgroßmutter Feddersen gedacht haben.

S. 11, Z. 8, bestand nicht mehr wie sonst: die Worte „nicht mehr“, die die Westermannsche Gesamtausgabe von 1917 (I 43, 40) streicht, die sich aber in allen Ausgaben finden, müssen selbstverständlich stehn bleiben. Man hat sie mit norddeutschem Tonfall und Akzent zu sprechen; die Betonung liegt auf „mehr“. „Nicht mehr wie sonst“ heißt so viel wie „genau wie sonst“, „ganz wie sonst“. In dem „nicht mehr wie“ liegt zugleich eine Verstärkung. Wenn man einen Norddeutschen um eine Gefälligkeit bittet und er antwortet, er tue es „nicht mehr wie gerne“, so will er sagen: „sehr gern“, „mit besonderer Freude“. Danach sind die Ausführungen von A. Puls, Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Bd. 32, S. 167, zu ergänzen. S. 29, Z. 20 f. auf daß es uns wohl gehe usw.: zu diesem Trinkspruch, den Storm in manchen seiner Novellen anbringt, vgl. „Eine Halligfahrt“ (Bd. 3, S. 184, Z. 4 ff.); „Beim Vetter Christian“ (Bd. 3, S. 255, Z. 19 ff.). Friedrich Feddersen in seiner Beschreibung der Landschaft Eiderstedt, Altona (1853), S. 238, erzählt: „Der Name einer Jungfer wird in der Landschaft [nämlich von Cathrinenheerd] öfter genannt, als der Name irgend einer Person der Vorzeit, der Name Martje Flohrs, und hier ist 1747 eine des Namens gestorben, die vermutlich die gewesen ist, von der man erzählt, daß sie als ein junges (zehnjähriges) Mädchen bei einem munteren Gelage zehender Kriegs- oder Hof-Leute, vielleicht in den Zeiten der Schwedenkriege, aufgefordert worden sei, auch eine Gesundheit auszubringen, und daß sie da, den Zehenden gewissermaßen eine ernste Mahnung, gesprochen habe: Et gaa uns wol op unsen ohlen Dagen! und dieser Toast kommt bei Gesellschaften der Eiderstedter regelmäßig vor als „Martje Flohrs Gesundheit“, worin jeder einstimmt und worauf dann die gesegnete Mahlzeit folgt.“ Vgl. K. Müllenhoff, Sagen u. s. w. der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, Kiel 1845, S. 540 (N. 534) und Elfriede Jürgensen im Storm-Gedenkbuch (1917), S. 67/8.

*

Späte Rosen, 1859 (Bd. 2, S. 36). Erster Druck: Argo. Album für Kunst und Dichtung, hg. von Fr. Eggers, Th. Hosemann, B. von Lepel. Breslau 1860, S. 31–36. — Buchausgabe: Drei Novellen von Th. Storm, Berlin 1861 („Meinem Vetter und Freunde Friß Stuhr zugeeignet“), S. 29–50 (4. Aufl. 1911). — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 2. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 2.

S. 46, Z. 15 *O Jugend, o schöne Rosenzeit!*: Es ist die Überschrift und der Anfang der dritten Strophe des von Mendelssohn betonten Liedes „Von allen schönen Kindern“, einem rheinischen Volkslied aus der Sammlung von Zuccalmaglio und Baumstark, 1829/30.

*

Drüben am Markt, 1860 (Bd. 2, S. 48). Handschriftlich sind in Varel erste Entwürfe erhalten, die Storms mühevoll Schaffen verraten. Für die Feststellung des Textes der endgültigen Fassung ergeben sie so gut wie nichts. — Erster Druck (E): *Über Land und Meer*, Bd. 6, Stuttgart 1861, Hallberger, S. 582/3, 598/9. — Erste Buchausgabe: *Drei Novellen*, Berlin 1861, S. 51–99. — *Sämtliche Schriften*, 1868, Bd. 5. — *Gesammelte Schriften*, 1889, Bd. 5.

S. 70, Z. 13 Statt der Worte „*Ich habe warten gelernt,*“ bis mit *einander!*“ liest E: „*Herr Doktor,*“ rief sie freundlich, „*wir tanzen doch noch einmal mit einander!*“ — — S. 73, Z. 29–32: er hatte auch bis teilgenommen;] hier haben die Paetelschen Ausgaben, z. B. die dritte Auflage der „*Drei Novellen*“, Berlin 1904, den ältesten Text E festgehalten: er hatte auch einigemal [E: einigemal] auf Bitten seines Freundes, der seinen Titel jetzt mit vollem Rechte trug, an ihrer Geburtstagsfeier teilgenommen;

S. 74, Z. 23f. Die Schlußworte der Novelle gehn auf eine persönliche Erinnerung Storms zurück (*Briefe in die Heimat*, S. 174).

*

Veronika, 1861 (Bd. 2, S. 75). Handschrift, in der Storm noch zwischen den drei Überschriften „*Im Reichthum!*“, „*Veronica*“ und „*In der Osterzeit*“ schwankt, in Varel. — Erster Druck: *Drei Novellen*. Berlin 1861, S. 1–28. — *Sämtl. Schriften*, 1868, Bd. 2. — *Gesammelte Schriften*, 1889, Bd. 2.

*

Im Schloß, 1861 (Bd. 2, S. 89). Handschrift (H) in Varel, mit einer Lücke von S. 94, Z. 24 bis S. 98, Z. 5. — Erster, äußerst nachlässiger Druck (E) in der „*Gartenlaube*“ 1862, N. 10. 11. 12. — Für die Buchausgabe („*Ludwig Pietisch zur Erinnerung an die Commertage 1861 geeignet*“), Münster, Brunn, 1863, die den späteren Drucken als Grundlage diente, hat Storm die Novelle gründlich überarbeitet. Er glättete nicht nur den Stil, sondern beseitigte auch einige verfehlte Motive (vgl. die Abweichungen) und hellte den inneren Zusammenhang

der Vorgänge durch Zusätze auf (3. Aufl. 1910). — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 2. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 2.

S. 92, Z. 16—23: Statt der Stelle Die Dame, hieß es, bis nicht geschehen war steht in H und E: Die Dame habe einmal selbst in großer Gesellschaft ihre Schuld verraten, und nun sei sie so was wie verbannt und dürfe nicht in die Residenz zurückkehren.

S. 99, Z. 9f. Der Satz denn sie konnte bis erkennen fehlt in E

S. 106, Z. 20—30 von Freilich wurde bis nach Hause zu geleiten fehlt in H und E. S. 130, Z. 18f. von Sie wurde bis entbehren fehlt in H und E.

S. 130, Z. 28 bis S. 131, Z. 7: Statt der Stelle von Endlich, wie es bis Lage folgten stand in H und E: Es kam dennoch. — Die Vorlesungen des jungen Professors über neuere Geschichte waren plötzlich Modesache geworden, und neben den Studenten saß die elegante Welt beiderlei Geschlechtes auf den Bänken des großen Auditoriums. — Eines Nachmittags war auch sie in Begleitung ihres Mannes dort. Sie saß an einem Ende der ersten Bank dem Katheder gegenüber; aber die beredten Worte ihres Freundes vermochten sie nicht zu fesseln. Während alle andern an seinen Lippen hingen, hafteten ihre Augen an einer Stuckverzierung in der Decke, welche sich grade über dem Katheder befand. Es war eine schwere, aus Gips geformte Muschel; aber sie sah es deutlich, sie hatte sich gelöst, und wenn sie fiel, so mußte sie das Haupt des begeisterten Mannes treffen, der ahnungslos darunter stand. Seine Worte klangen ihr nur wie das Rauschen eines fernen Stromes; mit steigender Angst beobachtete sie den schwarzen Spalt, der schon die Muschel von der Decke trennte. Und es war kein Zweifel, er hatte sich vergrößert, und bald mußte der Augenblick kommen, wo die schwache Verbindung völlig zerriß. Keiner außer ihr sah das; mit Todesangst hingen ihre Augen an der Decke. Da — es tat einen Ruck, und mit einem Schrei war sie aufgesprungen und lag in den Armen ihres Freundes, den sie mit Gewalt vom Katheder hinabgerissen hatte. — Die Vorlesung war unterbrochen; aber die Muschel war nicht gefallen, sie saß an derselben Stelle, wo sie seit einem halben Jahrhundert gefessen hatte. Die beschämte Frau schloß die Augen und öffnete sie erst wieder, als sie die trockene Stimme ihres Gemahls hörte, der sie unter den tausend schadenfrohen Blicken der Anwesenden aus dem Saale führte. — — — S. 132, Z. 6.

Nach den Worten in die Ohren raunten“ hat E noch den Zusatz „Böse, böse Dinge“, eine Eingebung der Redaktion der „Gartenlaube“ (s. u.). S. 132, Z. 8—20 Statt der Sätze

Aber sie blickte bis vor die Augen hat E: Sie sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an; eine Flut von Tränen stürzte über ihr

Gesicht. „Nein, Rudolph, nein — sie logen!“ sagte sie, indem sie leise und schmerzlich das Haupt bewegte. Dann warf sie sich in den Lehnstuhl und drückte beide Hände vor die Augen. S. 134, Z. 1—15 fehlt in H und E.

Wie die Novelle inmitten des Lärms der Kinderstube entstanden ist, schildert Storm seinen Eltern am 6. Dezbr. 1861 (G. Storm, Theodor Storm, Bd. 2, S. 89f.). Im übrigen sind die beste Quelle für die äußere Geschichte dieser Dichtung die ungedruckten Briefe an Ludwig Pietsch: Storm an Pietsch 12. Nov. 1861: „ . . . Ich befinde mich seit Wochen, wie Sie, in einem Produktionsfieber. Die neue Novelle, halb mal so groß wie Immensee, wird diesen Monat fertig. Daneben nicht geringe Amtsarbeiten, so ist denn die Grenze meiner Kräfte völlig erreicht. Die Wuffow [die Gattin des Landrats von Wussow in Heiligenstadt], die Wind gekriegt, daß der Adel in der neuen Geschichte behandelt wird, erklärte mir neulich, sie könne sich nicht helfen, das halte sie für eine entschiedene Schwäche von mir, daß ich gegen den Adel schriebe. Ich glaube aber, es wird ein gut Stück Arbeit. Leider werde ich sie im Bazar wohl nicht zum Abdruck bringen können, weil der Inhalt nicht zahm genug ist.“ — 16. Dez. 1861: „Meine neue Novelle ‚Im Schloß‘ kommt wahrscheinlich in die Gartenlaube. — — — Keil meint bei seinem Akzept, daß sie allerdings keinen Zeitschriftshabitus habe. Ich bin unglaublich neugierig, wie das Werkchen auf Sie wirkt. Einzelne Szenen wenigstens sind gewiß so tief und bedeutend, wie ich nur je etwas geschrieben In puncto der letzten Novelle hat mich die Wuffow so herzlich: ‚Schreiben Sie doch nichts gegen den Adel, Sie ändern es ja doch nicht.‘ Und als ich anderer Ansicht war, meinte sie: ‚Nä, Storm, ich kann mir nicht helfen, ich halte das für eine entschiedene Schwäche von Ihnen.‘ Sehr nett, nicht? — — —“ — 20. Februar 1862: „In der Komposition ist wohl manches auszusetzen; aber im Einzelnen gelangt das reine Menschentum zu so tiefpoetischem Ausdruck, daß es — ich bin es überzeugt — wenn Sie es lesen, wie ein frischer Strom Ihr Herz berühren wird.“ — 15. April 1862: „ . . . Haben Sie ‚Im Schloß‘ in der Gartenlaube gelesen? Gerade die Ihnen gestohlene Stelle [siehe Näheres weiterhin] im letzten Gespräch zwischen Rudolph und Anna (etwa 10 Zeilen) hat die Redaktion ohne mein Wissen und Willen gestrichen und die albernen Worte ‚böse, böse Dinge‘ an die Stelle gesetzt, so daß ich in der Szene völlig blamiert bin, hab heut die Aufnahme einer desfallsigen Erklärung von Keil verlangt.“ — Hier kommt Storm auf einen Streit mit der Redaktion der „Gartenlaube“ zu sprechen, über den er sich, wie das so

seine Art war, lebenslänglich nicht hat beruhigen können. Noch zwanzig Jahre später, am 5. Okt. 1880, trug er darüber eine längere Auslassung in sein Notizenbuch ein (vgl. Gertr. Storm, Theodor Storm, Bd. 2, S. 79f.). Er hatte nach längeren Verhandlungen (ungedruckte Briefe an Keil im Besitz der „Union Deutsche Verlagsgesellschaft“) am 29. Nov. 1861 das fertige Werk abgeschickt und bezeichnete es am 14. Dez. als „Frucht eines ganzen Sommers“. Es war ihm sehr ans Herz gewachsen. Um so größer seine Entrüstung, als er später entdeckte, daß der Redaktor ihm eine der wichtigsten Episoden gestrichen und dafür die albernsten Worte „Böse, böse Dinge“ an die Stelle gesetzt hatte. Er verlangte wütend am 18. April 1862 brieflich von Keil Genugtuung in Form eines Berichtes: die Entstellung sei ohne Wissen des Dichters erfolgt. Um diese Demütigung drückte sich die „Gartenlaube“ freilich herum. Storm aber hat außer den „Gräbern in Schleswig“ (1863) nichts wieder in dieser Zeitschrift veröffentlicht. An Pietsch, 16. Dez. 1864: „Ich gehöre doch nicht in dies Blatt.“ Es war ihm zu sentimental. — Bei den Verhandlungen über die Buchausgabe folgte neuer Ärger. Alexander Duncker hatte „den Verlag in einem wahren Kreuzzeitungsartikel mit Abscheu von sich gewiesen“ (Storm an Pietsch, 20. Februar 1862): die Liebesverwicklungen zwischen einem adlichen Fräulein und einem Hauslehrer seien schon zu oft behandelt worden; auch erscheine ihm das ganze Verhältnis als „unmoralisch“. Er redete dem Dichter ins Gewissen und riet ihm allen Ernstes, das Buch der Öffentlichkeit zu entziehen. Da gab denn Storm die Novelle an Brunn in Münster, der nun kurze Zeit sein Verleger wurde.

Über das Hauptmotiv der Dichtung schreibt Storm an Theodor Fontane bereits am 23. Okt. 1853, sein Schwiegervater Esmarch in Segeberg habe ihm erzählt „die geheime Geschichte eines Gutes, das wir vor uns aus den Buchen ragen sahen, und einer schönen, vornehmen Frau, die dort in Einsamkeit für ihre Leidenschaft und die Konventionen ihres Standes gebüßt hatte. Ich hatte schon früher von ihr gehört. Meine Frau. . . . teilte mir kleine, reizende Züge mit. Ich glaube, das gibt eine Sommergeschichte.“ — Mehr aber als an den konkreten Vorgängen lag dem Dichter an dem Ausdruck seiner Gesinnung, die sich, wie Frau von Wussow ganz richtig fühlte, gegen die Sonderansprüche des Adels richtete. Noch im Mai 1868 (Briefe an seine Kinder, S. 51 f.) schrieb er an seinen Sohn Hans: „Wussow kannst Du auf seine großmütige Rede bestellen: daß, wenn meine Poesie überhaupt einen Wert hat,

auch die darin enthaltene Demokratie ihren Wert und ihre Wirksamkeit haben wird. Habe ich keine Wirksamkeit auf die Gemüter und in letzter Instanz auf die Laten der Menschen, so haben es Dichter und Denker überhaupt nicht; und das wird selbst der vernagelteste Bureaukrat oder Aristokrat nicht behaupten wollen. Es wäre doch sehr merkwürdig, wenn durch mein „Im Schloß“ nicht in vielen der Leser ein Nachdenken, eine Vorstellung, eine neue Einsicht oder ein schärferes Empfinden und Auffassen dieser Verhältnisse des Lebens bewirkt worden wäre.“ An solche Überzeugungen denkt Storm, wenn er im März 1862 an seine Mutter über die Novelle „Im Schloß“ schreibt (Briefe in die Heimat, S. 180): „Diese Arbeit bin ich selbst, mehr als irgend etwas, das ich sonst in Prosa schon geschrieben hätte.“

Einzelheiten:

S. 102, Z. 11 Das Motiv von dem errötenden Bild an der Wand ist erlebt. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, S. 547, N. 548, berichtet darüber nach Storms Mitteilungen. — S. 111, Z. 33 Für die Schilderung des Bauernhofes hatte Storm Vordamm bei Westermühlen vor Augen (G. Storm, Theodor Storm, Bd. 2, S. 80). — S. 117, Z. 6 Philipp Nicolai, der Dichter von „Wie schön leucht't uns der Morgenstern“. — S. 118, Z. 6 lesen alle bisherigen Drucke mit Ausnahme von E „es mag vielleicht nicht so sein“. Ich habe die Lesart von H und E wiederhergestellt: „es mag vielleicht so sein (d. h. Gott mag ja vielleicht Liebe ins Herz der Menschen gießen, wie du es da auswendig lernst).“ Denn in H lautete der Satz ursprünglich: „Gott ist vielleicht die Liebe; nur ist das anders, als es dort in deinem Katechismus steht.“ — S. 123, Z. 2 in bekannter Volksweise: d. h. nach der Melodie „Ach, wie ist's möglich dann“. Aber der Wortlaut der dritten Strophe läßt vermuten, daß Storm gar nicht das alte Volkslied mit seiner Dreivierteltakt-Weise gekannt habe, sondern die allgemein verbreitete Textverweichlichung von Helmine von Chézy in ihrem Schauspiel „Eginhart und Emma“ und die dazu geschaffene Zweivierteltakt-Melodie von Fr. W. Kücken. — S. 125, Z. 1 ff. Für das Fest im Rathaussaal, das durch den Adelsstolz der alten Exzellenz gestört wird, boten dem Dichter die Verhältnisse in Heiligenstadt die Anregung. Hier hatte er 1857 einen Chor gegründet, der schnell von 14 Mitgliedern auf 70 wuchs; Storm hielt darauf, daß alle Stände vertreten waren und für die Aufnahme nur die gute Singstimme den Ausschlag gab (G. Storm, Theodor Storm, Bd. 2, S. 74 f.). — S. 132, Z. 7 ff.

Dies ist die Episode, die die Gartenlaube gestrichen und die Storm in dem erwähnten Brief an Pietsch als die „Ihnen gestohlene Stelle“ bezeichnet hatte. Ludwig Pietsch versicherte mir aber noch an seinem letzten Geburts- und Weihnachtstag, den er bei mir verbrachte, auch er sei nicht der Erfinder dieser Dialogwendung, sondern führte sie auf eine Anregung zurück, die er 1858 in einem Gespräch mit Frau Viardot und Gounod gehabt hatte.

Mit keiner Dichtung seiner früheren Jahre war Storm bisher so zufrieden gewesen, wie mit der Novelle „Im Schloß“. Von ihr beginnt sein stärkeres dichterisches Selbstbewußtsein. An Pietsch, 5. Mai 1862: „... Ihr freudiger Zuruf in Betreff ‚Im Schloß‘ hat mir sehr wohlgetan; auch Nissen schreibt mir aus Kiel, die allgemeine Ansicht sei, daß diese Arbeit sich den Schöpfungen ‚ihres‘ Dichters par excellence anschließe. Da mein Ich diesmal mehr als sonst in meiner Arbeit ausgeprägt ist, so verlangt mich in der Tat nach Zeichen herzlichem Einverständnis. Wussow meinte, nur das Landschaftliche sei wie immer meisterhaft, übrigens habe ihm manches andre von mir besser gefallen; das Beste sei die Szene, wo sie auf die Lische klettert. — Ist das nicht, um Krämpfe zu kriegen? Mir — Gott verzeih’s mir, wenn ich mir Unrecht tu — mir ist, als hätte ich dies Mal eine Fülle von Poesie und Schönheit offenbart, trotz der nicht zu verkennenden Schwächen. Die Muschelszene wird allerdings bemängelt und muß fort [s. o. bei den Varianten]; nur liegt der Fehler nicht darin, daß sie unwahrscheinlich oder unmotiviert ist, wie die Leute meinen, sondern darin, daß sie auch in den Augen der Leser (wie denen der Novellenfiguren) eine levis nota des Lächerlichen bekommt. Professor Nitsch in Kiel hat gemeint, es sei unbegreiflich, wie so’n Zeug bei so viel Tiefe und Schönheit stehen könne.“ — An Pietsch, 2. Febr. 1863: „... Dieses also Dir gewidmete Buch gefällt mir noch immer sehr; zum Teil vielleicht, weil ich in Gedanken so gern in dieser mir so außerordentlich gegenwärtigen Lokalität verweile.“ — An Otto Speckter, 28. Nov. 1863: „Nicht wahr, ‚Im Schloß‘ ist trotz mancher Mängel doch ein tüchtig Stück Arbeit, und namentlich halte ich die letzte Szene zwischen der Anna und dem Better des ersten Preises wert.“

*

Am Ramin, 1861 (Bd. 2, S. 138). Einziger Druck bei des Dichters Lebzeiten (E): Viktoria. Illustrierte Muster- und Mode-Zeitung, Berlin 1862, N. 6 und 8, S. 46 f., 62 f. (wieder abgedruckt und erläutert von Fritz Böhme, Storms Sämtliche Werke, Bd. 9, Braunschweig und Berlin 1913, S. 3–32).

S. 140, Z. 24 Zu dem dreibeinigen Pferd vgl. Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, hg. v. K. Müllenhoff, Kiel 1845, S. 244 f., N. 335: „Hel“. — S. 142, Z. 6 Die Verse stammen aus Storms Zyklus „Vor Tag“; den Druckfehler „am Wege“ statt „im Wege“ hab ich natürlich stillschweigend verbessert. — S. 148, Z. 31 hätte ich „ohne Rückhalt“ statt „ohne Rückfall“ drucken sollen, wie es Edward Schröder (Anzeiger für deutsches Altertum, Bd. 37, S. 62) vorschlägt.

Von der Kunst ihres Vaters, grausliche Geschichten zu erzählen, berichtet Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 161. Der Dichter erinnerte sich der kleinen Sammlung „Am Kamin“ dauernd gern (Briefe an seine Kinder, S. 103 f.), hatte aber weder ein Manuskript, noch einen Sonderabdruck und konnte auch kein Exemplar der „Viktoria“ ausfindig machen. — Storm an Pietsch, 12. November 1861: „Der Haack [Verleger der Mode-Zeitung] muß ein scherzhafter Kerl sein, er will meine Spußgeschichte mit meinem Namen für 8 Friedrichsd'or pro Bogen haben; aber ich soll meinem Eigentumsrecht auf ewig entsagen.“ — An denselben, 15. April 1862: „Können Sie nicht den Verleger der Viktoria-Zeitung, H. Haack, gelegentlich bitten, mir die Nummern mit den Gespenstergeschichten zu schicken? Ich hab nicht einmal ein Manuskript.“

*

Auf der Universität, 1862 (Bd. 2, S. 165). Handschrift: in Varel liegt eine Kladde, die an vielen Stellen nur den Charakter des vorläufigen Entwurfes trägt, an andern Orten den mehrfachen Umarbeitungsversuche. Sie reicht bis S. 228, Z. 2. Ist sie auch nur mit Vorsicht zu verwenden, so kann sie beim Widerstreit der verschiedenen Drucke doch vielfach entscheiden. — Erster Druck (E) mit der Widmung „Eduard Mörike in alter Liebe und Verehrung zugeeignet“, Münster 1863, Brunn, 5. Aufl. 1904. — 1865 erschien im gleichen Verlag und mit der gleichen Widmung ein an ein paar Stellen verbesserter Abdruck der Novelle, aber mit dem Titel „Lenore“. — Im April 1888 ging der Einzeldruck des Werkes, das inzwischen Otto Lenz in Leipzig übernommen hatte, in den Verlag von Gebr. Paetel in Berlin über. — Sämtliche Schriften, 1868, Bd. 5. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 5.

Briefe an Pietsch ergeben, daß Storm im Frühling 1862 an der Arbeit war. Er nennt den Inhalt „eine bitter-grausame Begebenheit“. Am 30. Mai hoffte er fertig zu sein; aber noch am

1. Juni war er tätig und fügte im Juli sogar noch eine neue Episode ein. Er war sehr mit sich zufrieden. Um so mehr verdroß es ihn, daß keine Zeitschrift ihm die Dichtung abnahm. Für den 1. Oktober 1863 hatte er den Buchverlag mit Brunn in Münster abgeschlossen, vorher aber das Werk dem „Bazar“ für 160—180 Taler angeboten. Der Verlag sandte ihm kurzer Hand 150 Taler, die aber der Dichter, wie er selbst (an Pietsch, 9. Juli 1862) gesteht, in Übermut und Trotz zurückwies. Nun klopfte er vergebens, auch mit Hilfe von Pietsch, bei Julius Rodenberg und seinem „Deutschen Museum“ und in einem Brief an Keil vom 15. Juli 1862 bei der „Gartenlaube“ an. Man lehnte ab; und so ist die Novelle nur als Buch erschienen.

Über die Konzeption äußert sich Storm gegen Fontane: „Die äußere Veranlassung gab mir die Erinnerung an ein Schneidermädchen, die, als ich in Kiel studierte, aus Troß, weil sie sich von ihrem Liebsten, einem auf der Wanderschaft befindlichen jungen Menschen, verlassen glaubte, sich den Studenten in die Arme warf. Als es zu spät war, kam er zurück.“ Der Ort der Handlung ist denn auch im wesentlichen Kiel und Düsternbrook; nur für die Eislaufszene hatte der Dichter eine Gegend seiner engeren Heimat vor Augen (G. Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 61). — Literarische Zusammenhänge mit Dickens' „Copperfield“ leugnet Storm (G. Storm, a. a. O. Bd. 2, S. 80 f., auch 82 f.). — Eine Deutung und Charakteristik der Novelle gibt er selbst in einem Brief an Brinkmann vom Osterabend (4. April) 1863 (Briefe an seine Freunde, S. 98 f.)

Von der Stelle S. 211, Z. 20 ff. handelt ein Brief Storms an Erich Schmidt vom 17. Dez. 1884: „Zum ersten Mal, bewußt, half mir Lessings ‚Laofoon‘ bei ‚Auf der Universität‘ (Lenore). Ich hatte eine Schilderung der Lokalität im Walde geschrieben (locus facti); das, als ich es las, schien mir langweilig. Da fiel mir ein: ‚Laofoon! Also, geh dahin spazieren!‘ Und ich tat es; und nun war es gut Ich habe mich eben — in Dezennien hatte ich's nicht gelesen — in meine ‚Universität‘ vertieft — Eislauf — Schmetterlingsgang zum blühenden Baum — mit Lore abends durch den Schlossgarten — wie süß und jung das ist; aus meiner innersten Jugend heraus geschrieben. Ich bin voll Heimweh nach diesem Land, das nicht mehr ist. Es ist nicht wahr, daß meine Sachen der letzten Jahre besser sind, als diese. Lesen Sie es einmal; Sie aber sind noch jung!“

Leider waren nur die Freunde und die öffentliche Kritik nicht so entzückt, wie der Dichter selbst. Heyse (Briefwechsel, Bd. 1, S. 12) hatte gegen die Verkettung und den Ausgang

mancherlei Einwände. Und an Ludwig Pietsch mußte Storm am 2. Febr. 1863 schreiben: „Mein Universitätsbuch hat man mir in Berlin ja wohl gänzlich tot geschwiegen; auch nicht einen Atemzug hab ich darüber vernommen. Nur von Frau Elise Polko hab ich dieser Tage einen sehr netten Brief erhalten, welcher aus sympathischer Freude über das Büchlein hervorgegangen war.“

Das Kapitel „Lore“ hatte ursprünglich die Überschrift „Eine Knabenliebschaft“, dann „In der Tanzstunde“, das Kapitel „Ein Spaziergang“ ursprünglich „Die lahme Marie“.

*

Unter dem Tannenbaum, 1862 (Bd. 2, S. 231). Fragment einer stark durchkorrigierten Handschrift, bis S. 246, Z. 13 reichend, in Varel. — Erster Druck (E): Leipziger Illustrierte Zeitung, Dezember 1862, N. 1016, S. 443–447. — Buchausgabe (mit „Abseits“ zusammen): Zwei Weihnachtsidyllen. Illustriert von Otto Speckter und Ludwig Pietsch (Unter d. Tannenbaum von Pietsch illustr.). Berlin 1865, Schindler. (Die 2. Auflage ohne Bilder, Berlin 1875, berücksichtigt nicht die Änderungen von 1868; 8. Aufl. 1913). — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 3. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 3.

S. 248, Z. 1 noch dunkle volle] weiße E, 1865, 1875, aber schon 1868 geändert. S. 254, Z. 24f. Beide Sätze des Alten in E hochdeutsch (wohl auf Wunsch des Verlegers).

Die Novelle war bestellte Arbeit; Storm schrieb sie während des Novembers 1862 im Auftrag von J. J. Weber in Leipzig. Ende des Monats mußte sie fertig sein (an Pietsch, 15. Nov. 1862); Ludwig Pietsch sollte Zeichnungen dazu liefern. — Storm an Pietsch, 11. Dez. 1862: „Wie stehts denn mit unfrem Tannenbaum? Seit ich das Manuskript eingesandt, hab ich nichts wieder davon erfahren. Hoffentlich ist alles in Ordnung und hoffentlich — hast Du Initialen gezeichnet; ich begreif wenigstens nicht, wie Du mit größeren Bildern hast zurecht kommen können.“ Weber aber ließ die Bilder von Pietsch zu Storms Entrüstung ganz weg; sie wurden erst für die von Schindler veranstaltete Ausgabe verwendet.

Zu dieser Idylle sind alle Kinder- und Jünglingserinnerungen des Dichters ein Kommentar. Auf Einzelheiten weist Gertrud Storm hin: Theodor Storm, Bd. 1, S. 18, 20, 42. Dazu die Briefe Storms an seine Braut, S. 69f. Über Stormsche Weihnachtsfeiern, die übrigens für viele norddeutsche Familien typisch sind, nur daß keiner sie so oft und unermüdlich geschildert hat, wie eben er, vgl. Gertrud Storm, a. a. O. Bd. 1, S. 62 ff.

S. 240, Z. 33f. Neujahrslied von Voß: „Des Jahres letzte Stunde“. S. 244, Z. 11ff. Zu den Versen des Knecht Ruprecht vergleiche man die Anmerkung Bd. 8, S. 183.

*

Abseits, 1863 (Bd. 2, S. 256). Handschrift (H): Eine Kladde in Varel. — Erster Druck (E) mit dem Titel „Abseits. Eine Weihnachtsidylle von Theodor Storm“ und mit acht Holzschnitten nach Zeichnungen von Otto Speckter: Leipziger Illustrierte Zeitung, 1863, N. 1068, S. 450/54 (Die Bilder allein nach den Original-Holzstöcken in zwölf Abdrücken als Privatdruck herausgegeben von Albert Köster). — Buchausgabe (zusammen mit „Unter dem Tannenbaum“): Zwei Weihnachtsidyllen. Illustriert von Otto Speckter und Ludwig Pietsch. Berlin 1865, Schindler. (Zweite Auflage, ohne Bilder, und ohne Berücksichtigung der Änderungen von 1868, Berlin 1875; 8. Aufl. 1913). — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 3. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 3.

Storm an Pietsch, 2. Februar 1863: „Weber hat mich gebeten, ihm zu nächsten Weihnachten wieder was zu schreiben, und möglichst zeitig, damit es nicht mit den Illustrationen wieder in die Brüche gehe.“ 15. September 1863: „Hast Du in Leipzig mit Weber Gelegenheit gehabt in Betreff der Eddierung meiner zwei Weihnachtsgeschichten mit Pietsch- und Speckterschen Bildern zu sprechen? Speckter schickte mir neulich seine acht Entwürfe; die drei Landschaften, um derentwillen ich seine heimatkundige Hand besonders gewünscht, waren ganz meisterhaft, namentlich die alte Stadt in der Morgenfrühe und die Heide bei Nacht.“ — Ein Modell für den Freischärler am Schluß hat dem Dichter sein nächstjüngerer Bruder gegeben, der in Heiligenstadt Gärtner geworden, nachdem er 1848 als freiwilliger Jäger ins Heer eingetreten war und dadurch zu Hause seine amtliche Stellung verscherzt hatte. Storm hat ihn in der Idylle freilich zu einem wesentlich älteren Manne gemacht.

S. 282, Z. 22 Hoffgut: aus Goethes Bearbeitung der „Vögel“ des Aristophanes.

*

Die Regentrude, 1863/4 (Bd. 2, S. 286). Die erste, an einigen Stellen kaum lesbare Niederschrift, zum Teil mit Bleistift im Bett während einer Krankheit hergestellt, ist in Varel noch vorhanden. — Erster Druck (E): Leipziger Illustrierte

Zeitung, 1864, S. 79—83 (30. Juli) mit dem Titel „Die Regentrude. Ein Mittsommermärchen von Theodor Storm“ und zwei [elenden] Zeichnungen von A. Muttenthaler. — Buchausgabe: Die drei Märchen „Die Regentrude“, „Bulemanns Haus“ und „Der Spiegel des Cyprianus“ wurden unter dem Titel „Drei Märchen“ zusammengefaßt und erschienen mit der Widmung „Meiner Nichte Lucie Storm und meiner Tochter Lisbeth Storm zum Weihnachten 1865“ und mit einem Titelkarton von Otto Speckter 1866 in Hamburg bei W. Mauke Söhne. Sie behielten die Widmung, auch als der Titel sich seit der 2. Auflage (1873) in „Geschichten aus der Tonne“ änderte (9. Aufl. 1914). Diese Sonderausgaben behielten die Fassung von 1866 bei und nahmen von den kleinen Verbesserungen der Gesamtausgabe von 1868 keine Notiz. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 6. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 6.

Den „Drei Märchen“ gab Storm 1866 folgende Vorrede:

Wenn ich diese Dichtungen Märchen genannt habe, so bitte ich das nicht zu genau zu nehmen; in dem „Cyprianus-Spiegel“ ist wohl der vornehmere Ton der Sage angeschlagen, „Bulemanns Haus“ würde vielleicht passender eine seltsame Historie genannt; nur das phantastische Element ist allen gemeinsam und muß die gewählte Bezeichnung rechtfertigen.

Soll ich dem Büchlein außer dem Namen nun noch einen Wunsch auf den Weg mitgeben, so wäre es der, daß es auch in die Hände der Jugend — ich meine nicht der Kinder — gelangen, und so auf den Weihnachtstischen statt der fabrizierten Märchen- und Geschichtenbücher einmal wieder ein ernst gemeintes Werk der Poesie seinen Platz finden möge.

Denn wenn diese Märchen auch keineswegs mit Rücksicht auf eine bestimmte Alters- oder Bildungsstufe, sondern ganz unbekümmert aus dem Kern der Sache herausgeschrieben sind, so habe ich doch durch mehrfache Probe erfahren, daß sie sämtlich die Teilnahme der Jugend zu fesseln vermögen. Und so lade ich denn dies Mal außer den Alten auch die Jungen ein, den „Ritt ins alte romantische Land“ mit mir zu wagen. Es wird zwar sachte aufwärts gehen, zuletzt aber doch hübsch über die Alltagswelt hinweg, und der Schulstaub wird prächtig aus den flatternden Gewändern fliegen.

An die Redaktionen unserer Zeitschriften aber richte ich die Bitte, daß sie meinen Wunsch, wenn sie das Gebotene anders dessen wert halten, zeitig und nach bester Überzeugung unterstützen.

Husum, im Mai 1865.

Th. St.

Als die zweite Auflage bevorstand, schrieb er an den neuen Verlag, Gebr. Paetel in Berlin, am 2. Febr. 1873: „Bei der Antipathie des Publikums gegen das Wort ‚Märchen‘ — die Leute wittern dann gleich wirkliche, pure Poesie, wovor sie eine unglaubliche Angst haben, — hätte das Buch einen andern Titel haben sollen; ich habe nie etwas Besseres, mehr so recht aus dem Vollen Entsprungenes geschrieben, als diese ‚Märchen‘. Jedenfalls hätten sie von vorn herein anders ausgestattet werden müssen.“

Auf der Suche nach diesem neuen Titel entsann sich der Dichter, daß er schon vor Jahren in Biernatzkis Volksbuch für das Jahr 1846, S. 81 ff. Volksmärchen seiner Heimat unter der Bezeichnung „Geschichten aus der Tonne“ mitgeteilt und ihnen — ob nach einem wirklichen Erlebnis oder durch Clemens Brentano angeregt, bleibe dahingestellt — eine Einleitung gegeben hatte, die er jetzt inhaltlich und sogar streckenweise wörtlich für sein Vorwort wieder benutzte. (In einem ungedruckten Brief an Gebr. Paetel vom 11. Febr. 1873 ordnete er übrigens an, daß diese Geleitrede nicht die Überschrift „Vorwort“, sondern „Aus der Tonne“ erhalten solle.) Es lautet:

Die nachstehenden Geschichten, welche ich in der ersten Auflage unter dem Titel „Drei Märchen“ in die Welt gehen ließ, haben es erfahren müssen, daß sie von manchem sonst guten Freunde ihres Verfassers lediglich um dieser Überschrift willen ungelesen beiseite geschoben wurden; selbst die Versicherung des derzeitigen Vorwortes, daß das zweite Stück mehr in dem vornehmen Gewand der Sage auftrate, das dritte mehr eine „seltsame Historie“ sei, hat dagegen nicht verfangen wollen. — Es ist so unbequem, die traute Alltagswelt mit einer andern zu vertauschen, wo es vielleicht statt auf der Eisenbahn mit Siebenmeilenstiefeln durch die Luft geht. Überdies aber — und nicht mit Unrecht —, das Märchen hat seinen Kredit verloren; es ist die Werkstatt des Dilettantismus geworden, der seine Pfuscherarbeit mit bunten Bildern überkleistert und in den zahllosen Jugendschriften einen lebhaften Markt damit eröffnet; das wenige, was von echter Meisterhand in dieser Dichtungsart geleistet ist, verschwindet in diesem Wüste.

In besserer Beachtung solcher Umstände ist das Büchlein beim Antritt seiner zweiten Reise auf einen unverfänglicheren Namen umgetauft, wobei eine noch immer anheimelnde Jugenderinnerung die Patenstelle übernommen hat.

Einer unserer wackersten Spielkameraden war „Hans Räuber“, der Sohn eines armen Schuhflickers und schon seit Jahren ein Stadt-Waisenkind; den Beinamen hatte er sich in unserem beliebtesten

Spiele „Räuber und Soldat“ durch seine ausgezeichneten Leistungen in der ersteren Eigenschaft verdient. Außerdem aber besaß dieser ehrliche und spaßhafte Bursche noch eine andere von uns sehr geschätzte Fähigkeit.

An den langen Herbstabenden, wo uns für die ausgelassenen Spiele nach der Schulzeit gar bald das Licht ausging, pflegten wir uns auf den Stufen irgend einer Haustreppe zusammenzufinden, und nun hieß es: „Stücken vertellen!“ Und auch hier war wieder Hans der „Baas“; Gott weiß, woher ihm die seltsamen Geschichten anslogen, mit denen er uns bald vor Grauen zu schütteln, bald das hellste Lachen hervorzurufen wußte. In dieser Jahreszeit des Stücken-Erzählens wurden insbesondere die Gestalten unseres heimischen Volksglaubens so lebendig in uns, daß wir einmal ganz deutlich den Niß Puß aus einer Dachöffnung von meines Vaters Stallgebäude herausgucken sahen und, mit Hirschfänger und Blumenstöcken bewaffnet, einen zwar vergeblichen Feldzug über sämtliche Böden gegen den Hauskobold unternahmen.

Je heimlicher wir unsere Märchenbude aufgeschlagen hatten, desto schöner hörten sich die Geschichten an. Mich namentlich trieb diese Vorliebe für versteckte Erzählungsplätzchen zur Entdeckung immer neuer Schlupfwinkel; der beste Fund aber, der mir dabei gelang, war eine große leere Tonne, welche in unserem sogenannten Packhause unweit der Schreiberstube stand. Diese Tonne war bald das Allerheiligste, das nur von mir und Hans bezogen wurde; hier kauerten wir abends nach der Rechenstunde zusammen, nahmen meine kleine Handlaterne, die wir zuvor mit ausreichenden Lichtendchen versehen hatten, auf den Schoß und schoben ein paar auf der Tonne liegende Bretter wieder über die Öffnung, so daß wir wie im heimlichsten Stübchen uns gegenüber saßen. Wenn dann die Leute abends in die Schreibstube gingen und ein Gemurmel aus der Tonne aufsteigen hörten, auch wohl einzelne Lichtstrahlen daraus hervorschimmern sahen, so konnte der alte Schreiber nicht genug die wunderliche Ursache davon berichten.

Wo aber waren indessen Hans und ich? — Ging es auch sachte aufwärts, so ging es doch endlich hübsch über die Alltagswelt hinweg, daß der Schul- und sonstige Erdenstaub lustig aus den flatternden Gewändern flog. Die alte Gelehrtenschule mit ihren irregulären Verben, der dumpfe Keller mit der häßlichen Lehmdele, auf der das Bett des Waisenknaben stand — im Nebel der Tiefe lag es unter uns, während wir die reine Luft der Höhe atmeten.

Aber selbst zu uns hinauf drang die Sopranstimme der Magd, die, wenn es neun vom Turm geschlagen hatte, mich von der Hoftür aus

zum Abendessen rief. Plötzlich saßen wir wieder in unserer engen Lonne; noch einmal dehnten wir uns, daß die Wände knackten, und kletterten dann über den Rand derselben in das Alltagsleben zurück; aber noch lange nachher mußte es uns jeder vom Gesichte ablesen können, daß wir in uns einen Glanz trugen, der nicht von dieser Welt war. — —

Vierzig Jahre und darüber sind seitdem verflossen. Meinen Hans Räuber hat ein seltsames Geschick betroffen; er ist in seinem Alter noch einmal ein Stadt-Waisenkind geworden.

Ob er für einen Sterblichen doch zu oft in jene Region hinaufgeflogen war? — Nachdem er ein Viertelsjahrhundert der Alltagswelt als tüchtiger Schiffszimmermann gedient hatte, wurde er krank und konnte sich lange Jahre hindurch nicht mehr in ihr zurechtfinden. So kam er in ein städtisches Asyl. Aber er ist allmählich wieder genesen; es geht ihm wohl; er arbeitet nach Belieben, und er arbeitet gern und gut; seine Frau zwar hat er längst begraben, aber seine Kinder weiß er in der Ferne wohl versorgt. Wenn sein rotes ehrliches Gesicht mit den nun ergrauten Haaren mir begegnet, dann nickten wir uns zu, und seine braunen Augen leuchten schelmisch, als wollten sie mir sagen: „Weißt du noch — das wissen wir beide nur allein — wie wir damals in der Lonne saßen! Das war schöne Zeit!“

Möge der freundliche Leser nun erproben, ob diesen neuen „Geschichten aus der Lonne“ etwas von der Kraft der alten inne wohne. Zu lange soll die Fahrt nicht dauern, und so hoch soll sie auch nicht gehen, daß die praktischen Köpfe unserer neuen Zeit dabei von Schwindel könnten befallen werden.

Husum, im März 1873.

Theodor Storm.

Der Freund Hans Räuber (in Biernatzkis Volksbuch Claus Räuber) tritt auch in der Menuettszene der Novelle „Auf dem Staatshof“ als Simon auf.

Das Märchen „Die Regentrude“ hat Storm in zwölf Tagen um die Wende von 1863 zu 1864 entworfen und niedergeschrieben (Briefe an seine Freunde, S. 105). An seine Eltern schreibt er am 29. Dezember 1863 (Briefe in die Heimat, S. 211): „Vermöge eines seltsamen Widerspruches in der menschlichen Natur werde ich jetzt, wo ich wie niemals durch unsere schleswig-holsteinischen Verhältnisse politisch aufgeregt bin, durch unabweisbaren Drang zur Märchendichtung getrieben.“ — S. 296, Z. 16 *Erdeneepenn*: Vgl. Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, hg. v. Karl Müllenhoff, Kiel 1845, S. 309, N. 419.

Über alle drei Märchen äußerte sich Storm wiederholt mit dem größten Selbstbewußtsein und hielt sie für „das Beste, was in dieser Art in deutscher Zunge existiert“ (Briefe an seine Freunde, S. 111 f.). Storm an Pietsch, Husum, 27. März 1864: „... daß Dich die Regentrude so bezaubert, freut mich herzlich; doch halte ich Deine Äußerung auch für ganz begründet. Dies Stück Poesie ist in glücklicher Stunde empfangen und geboren. Wann werde ich hier [in Husum] so weit zur Ruhe kommen, um wieder so etwas zu schreiben!“ Die Nachwelt hat ja freilich wesentlich anders geurteilt.

*

Bulemanns Haus, 1864 (Bd. 2, S. 317). In Varel liegt eine erste Niederschrift, die an Hunderten von Stellen abgeändert worden ist. Unter dem Schluß, der schon in einer Umarbeitung dabeiliegt, steht das Datum „16. Januar 1864“. — Erster Druck (E): Leipziger Illustrierte Zeitung, 1864, S. 447–450 und 454 (24. Dez.), mit einer alle Hauptszenen vereinigenden Zeichnung von Theod. Hosemann. — Buchausgaben und Vorreden wie bei der „Regentrude“ (S. 235). — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 6. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 6.

Entstehungszeit von Anfang Jan. 1864 bis zum 16. d. M. (Briefe an seine Freunde, S. 105). — Einzelne Motive des Märchens haben sich in Storm aus jahrelangem Zusammenleben mit Hauskatzen herausgebildet (vgl. u. a. Storms Briefe an seine Braut S. 148 f., 159). Volkstümliche Elemente: F. Leppmann, Kater Murr und seine Sippe, München 1908, S. 64 ff. — Ort der Handlung: Hamburg mit der Düsternstraße; die Namen St. Margarethen-Kirche und Kreszentiusbrücke sind freilich erfunden.

Das Märchen war sehr schwer unterzubringen. Es gefiel keinem. Aus den Briefen an Ludwig Pietsch: Husum, 30. April 1864: „Mein Bulemanns Haus will niemand haben, Keil, Weber (d. h. für jetzt), Westermann, das Düsseldorfer Album (Wolfgang Müller), das mich förmlich um Manuskript bestürmte, alle haben es zurückgeschickt; ich begreife das nicht. Weber hat sich erboten, Bulemann und Eyprianus zu Weihnachten zu bringen; doch wird er am Ende auch bange, wenn er es erst liest.“ — 16. Mai 1864: „Ich habe den Bulemann an den Bazar geschickt, es scheint ja fast, als wolle man nichts mehr von Ih. St.“. — 10. Juli 1864: „Es ist mir bis jetzt ich glaube von sieben Redaktionen abgelehnt.“

*

Von Jenseit des Meeres, 1863/4 (Bd. 3, S. 1). Eigenhändige Niederschrift (H) im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. — Erster Druck (E): Westermanns Monatshefte, Bd. 17,

S. 337—359 (Januar 1865). — Buchausgabe (B): Von Jenseit des Meeres. Novelle. Schleswig, Schulbuchhandlung (Dr. C. Fr. Heiberg), 1867 (2. Aufl. Berlin 1872). — Überarbeitet in den „Novellen“, Schleswig, Schulbuchhandlung, 1868, S. 93—191. — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 4. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 4.

S. 42, Z. 14 Vor Über ein halbes Jahr in E und B noch: Und seine Zuversicht hat ihn nicht getäuscht. S. 42, Z. 18 bis S. 43, Z. 31 Statt des Abschnittes von Vor mir liegen zwei Briefe bis ins Quartier gewiesen. haben E und B nur: Vor mir liegt ein Brief Alfreds an seinen Bruder, datiert aus Christiansstadt auf St. Croix; und es sind gute Nachrichten, die er enthält. Die Fahrt ist glücklich gewesen, und glücklich auch die Ankunft.

Jennis Mutter — so schreibt er — war bald aufgefunden; denn sie ist Besitzerin eines großen Logierhauses, und ich war schon von Bord aus dorthin ins Quartier gewiesen. S. 44, Z. 11 bis 14 statt des geträumten bis gedeihen kann.] so gar nichts von dem geträumten Elend anzutreffen, zu dessen Heilung sie alle Bande in der Alten Welt zerrissen hatte. E und B S. 44, Z. 21—24 sie hatte ihr bis zu zirkulieren scheint] sie hatte ihr unter den alten reichen Herren, die ihr Haus besuchten, einen Gemahl ausersehen E und B S. 44, Z. 29 bis S. 45, Z. 1. Statt der Stelle Aber es ist gut so bis Hochzeitstage haben E und B: Sie hat mir das nicht ausgesprochen; nur einmal sagte sie: „Mein Vater hatte recht, Alfred; und doch — mir schwindelt, wenn ich in diesen Abgrund blicke.“ — Aber ich halte sie; und ich weiß es, nur so, wie es jetzt geschehen, konnte sie wirklich mein werden; sie hat ihre Mutter gefunden, und nach dem alten ewigen Gesetze wird sie sie jetzt verlassen und ihrem Manne folgen. Denn ich schreibe dies an unserm Hochzeitstage. [Zu dem veränderten Schluß vgl. weiterhin die mitgeteilten Briefstellen.]

Mit dieser Novelle beginnt die Verbindung Storms mit dem Verlag von Westermann, die durch einen Zufall zustande kam. Storm an Pietsch, Husum, Anfang 1865: „Nach Erscheinen der Regentrude hat der Bazar mich unter großen Honorarversprechungen um etwas Ähnliches, sandte aber meine gute Novelle „Jenseit des Meers“ zurück, weil die Heldin ein uneheliches Kind sei.“ Da knüpfte Storm mit Westermann an. — Die Novelle wurde in Heiligenstadt begonnen und in Husum vor Constanzens Tod vollendet. Storm an Pietsch, Husum, 2. Hälfte September oder Anfang Oktober 1864: „Wenn Du kommst, lese ich Dir eine ganz neue, in Heiligenstadt begonnene Novelle vor, die aber bald fertig wird.“

Motive: In den Kinderszenen des Anfangs klingen noch Erinnerungen an Berta von Buchau nach. — S. 4, Z. 8 Zu der

Schilderung der Tonne als Märchenwinkel vgl. die Anmerkungen zur „Regentrude“ (S. 237). — S. 24 ff. Das Motiv, daß Alfred in der Statue im Park die Geliebte zu sehen meint, ist vorgebildet in Eichendorffs „Marmorbild“ (vgl. Dreesen, Romantische Elemente bei Th. Storm, Dortmund 1905, S. 80 ff.). Im übrigen hat für die Szene Ludwig Pietsch aushelfen müssen; Brief von 11. Dez. 1863: „Bitte sag mir, worin besteht der Wert und der Reiz der weiblichen Statuen aus der französischen Schule, wie am Bassin vor Sanspouci stehen; wie bezeichnet man die Periode und wann fällt sie? (d. h. in welche Zeit). Bitte vergiß nicht in Deinem nächsten Briefe; ich gebrauch es für eine kleine Novelle.“ — In einem Brief an Gebrüder Paetel vom 14. Juni 1872 spricht Storm von dem „erheblich veränderten“ Schluß, durch den erst „die Erzählung zu ihrem vollen Rechte kommt.“ Briefe an Ludwig Pietsch beweisen, daß er ursprünglich viel tiefer hat eingreifen wollen. 13. März 1865: „Die Arbeit ist gut, nur der Schluß erschöpft den tragischen Konflikt nicht ganz; ich habe auch schon einen andern im Kopf.“ 10. Dezbr. 1866: „Anliegend die Dir bekannte Novelle als Buch. Du hast recht, der Schluß muß tragisch sein, ja, er war es sogar zuerst, aber es paßte nicht, wie es war; nun wollte ich zwar umarbeiten; aber — wie es denn so geht, eh' es so weit kam, lag das Buch schon fertig vor mir. Es hat, wie ich heut an Turgenjew in einem langen Briefe geschrieben, für Nichtleser wenigstens den Vorzug, einen schmutzigen Umschlag zu haben.“ 12. März 1867: „Von Turgenjew hatte ich einen lieben Brief. Er hat in der Tat ‚Jenseit des Meeres‘ gelesen und hätte . . . vom poetisch-misanthropischen Standpunkt aus auch der Sache einen tragischen Ausgang gewünscht; aber man muß auch was für die jungen Seelen tun, und denen ist es so lieber.“ Die Jenni selbst und die Partie mit der Statue hat ihm besonders gefallen.“

*

Der Spiegel des Cyprianus, 1864 (Bd. 3, S. 46). Erster Druck (E): Der Bazar. Illustrierte Damenzeitung, hg. von Jul. Rodenberg, 11. Jahrg., N. 48, S. 417—419 (23. Dez. 1865) mit einer Illustration von ?? — Buchausgaben wie bei der „Regentrude“ (S. 235). — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 6. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 6. (Illustrationen von Ludwig Pietsch und Paul Meyerheim waren geplant, kamen aber nicht zustande.)

S. 47, Z. 31 bis S. 48, Z. 3. Die Stelle von Denn schon zehn Jahre bis geboren wurde fehlt in E. Julius Rodenberg hatte sie, ebenso wie die Schlußsätze des Märchens, aus Prüderie in eine „Damenzeitung“ nicht aufnehmen mögen. Storm schreibt dar-

über wütend an Ludw. Pietsch (10. Dez. 1865): „Kodenberg hat meinen Cyprianuspiegel im Anfang und Ende ohne mein Wissen verstümmelt abdrucken lassen; ich werde deshalb Genugtuung verlangen. Die Entbehrung des Mutterglücks und die schließliche Verheißung desselben ist, augenscheinlich wieder als unanständig, herausgeschnitten. Eine saubere Redaktion!“ S. 48, Z. 19—26 Statt der Sätze Der Friede ist bis Und so ist allmählich stehen in E nur die zwei Worte und allmählich S. 48, Z. 29 bis S. 49, Z. 23 Statt des Abschnittes von Um diese Zeit bis Abendschein sich legte hat E nur: Mit seinen forschenden Augen glaubte der Arzt den Zug eines stillen Kummers in dem Gesichte der guten Gräfin zu erkennen, aber erst am letzten Abend vor seinem Abschiede hat sie ihm ihr Herz geöffnet. S. 50, Z. 3 f. bessere Kunde bis der Heide.] gute Kunde bringen. E S. 50, Z. 6—17 Der Abschnitt von Die Erzählerin bis Geschichte fortfahren fehlt in E. S. 52, Z. 28 bis S. 53, Z. 22. Statt des Abschnittes Nun hatte der gute Graf bis Bauernkinder herabsah in E nur: Wenn nun die Gräfin an warmen Sommertagen in die Rätnerhäuser des Dorfes ging, so sah sie nicht mehr in Leid auf die Bauernkinder herab. S. 54, Z. 5—9 Der Graf bis auf der Welt fehlt in E. S. 54, Z. 29—31 Auch eine Stimme bis süßer Tranke! fehlt in E. S. 55, Z. 10—13 Die alte Erzählerin bis begann sie wieder: fehlt in E S. 55, Z. 17 f. wie sie bis gefährlich sind. fehlt in E. S. 55, Z. 21 f. da hätte bis vermocht. fehlt in E S. 56, Z. 18—26 Er traute bis edlen Weidwerks. fehlt in E S. 57, Z. 3—7 auf dem sie bis stand leer. fehlt in E S. 57, Z. 13 unser Sohn verlangt nach mir] er ruft mich E S. 58, Z. 3—13 Als bei seinem Eintritt bis nicht vergönnt fehlt in E S. 66, Z. 8—13 und hatte auf den morgenden Tag bis scheu von dannen. fehlt in E S. 66, Z. 33 bis S. 67, Z. 2 Er lehnte bis der kleine Wolf! fehlt in E S. 67, Z. 14—16 Rasch wurde bis wieder heim. fehlt in E S. 68, Z. 5—16 Statt der Stelle und erwachte auch nicht bis dessen gewiß sei. in E nur: und nur mit Mühe ward die Gräfin überredet, sich in ihr Schlafgemach zu begeben. S. 69, Z. 10—18 Statt der Sätze Bist du neulich bis hat ihn zerfressen hat E: Er entsann sich, bei dem Bau der Kapelle einen Spiegel gesehen zu haben. „Der Rahmen scheint von Stahl,“ sagte er, „aber der Rost hat ihn zerfressen.“ S. 71, Z. 2—7 Auf seiner Fläche bis Namen trugen! fehlt in E

Das Märchen hat Storm in Heiligenstadt begonnen und in Husum vor dem Tod Constanzens vollendet. An Ludw. Pietsch, Husum 10. Juli 1864: „Vielleicht gelingt es mir dort [auf dem Lande bei einem Bruder des Dichters] wieder die Tür zum ‚alten

romantischen Land' zu finden. Ich möchte so gern den Spiegel des Cyprianus vollenden." Diese Datierung ist für die innere Geschichte der Dichtung nicht gleichgültig. Denn da die Motive der zweiten Ehe und der Stiefmutterchaft hineinspielen, so könnte man vermuten, daß das am 23. Dez. 1865 im ersten, 1866 im zweiten Druck erschienene Märchen durch des Dichters häusliche Verhältnisse beeinflußt sei. Das trifft für die erste Fassung nicht zu, wohl aber, wie ich vermute, für manche Zusätze, die das Werk erst 1866 erfahren hat und die in den Lesarten verzeichnet sind. Storms zweite Verlobung geschah Anfang Mai 1866, die zweite Vermählung am 13. Juni des Jahres.

Konzeption und Motive: Der Name Cyprianus für einen Zauberer kommt in Sagen der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, hg. v. Müllenhoff, Kiel 1845, S. 192 (N. 263), vor. Storm berichtet an Erich Schmidt, Sept. 1881, das Volk erzähle, die Zauberbücher des Cyprian lägen angeschlossen in den Kellern des Plöner Schlosses. — Storm an Emil Kuh, 22. Dez. 1872 (Westermanns Monatshefte, Bd. 67, S. 265): „Im übrigen ist dieses Märchen aus einem etwa zwölf Jahre vorher empfangenen Eindruck entstanden. Ich sah damals nämlich eins meiner Kinder sich in einer dunkelbraunen polierten Kommode spiegeln, was mir damals einen seltsamen Eindruck machte.“

Auch mit dieser Dichtung, gegen die sich Freunde und Fernerstehende sehr spröde verhielten, war der Dichter sehr zufrieden. An Pietsch, 7. April 1865: „Eben habe ich beim Korrigieren der Abschrift den Cyprianus wieder gelesen und kommt er mir überraschend schön vor.“

*

In St. Jürgen, 1867 (Bd. 3, S. 72). Erster Druck (E): Deutsches Künstler-Album, hg. v. W. Breidenbach und L. Bund, Bd. 2, Düsseldorf o. J. [auf 1868], S. 74–85, mit der Unterschrift „Husum, im Frühling 1867.“ — Buchausgabe (B): In St. Jürgen von Theod. Storm, Schleswig, Schulbuchhandlung (Herm. Heiberg), 1868 (2. Aufl. Berlin 1877; 5. Aufl. 1911). — In demselben Jahr wurde die Novelle überarbeitet und erschien, vereinigt mit „Von Jenseit des Meeres“ und „Eine Malerarbeit“ in den „Novellen“ (N) von Theod. Storm, Schleswig, Schulbuchhandlung, 1868 („Meinen Freunden Alexander und Anna von Wusfow zur silbernen Hochzeit“). — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 4. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 4.

S. 101, Z. 16–25 Statt der Stelle von und von Heimweh überwältigt bis Ich konnte nicht, Harre haben E und B: und ganz von Heimweh überwältigt rief ich laut: „Lebwohl, lebwohl!“

Als ich aufblickte, stand Agnes vor mir. Die Sonne glänzte auf ihren blonden Flechten, aber die Veilchen in ihren Augen waren vor Tränen nicht zu sehen. „Harre,“ sagte sie, „kommst du noch einmal!“ — Es schien ihr gar nicht aufzufallen, daß ich sie hier gefunden hatte. „Und weshalb hast du mich gestern so vergebens warten lassen?“ fragte ich.

„Ich konnte nicht, Harre; S. 102, Z. 30—33 Statt der Sätze furchtlos bis in die Luft haben E und B: furchtlos setzte sie sich auf den Rand des Geländers und, das braune glänzende Auge auf uns gerichtet, schmetterte sie mit geschwellter Kehle ihre Frühlingslaute in die Luft. S. 107, Z. 17 Nach noch ein Jahr in E und B und N noch: Aber es blieb nicht bei dem einen Jahr.

Storm an Pietsch, 17. Aug. 1867: „Ich habe in diesem Frühling endlich auch wieder zwei Novellen in einem Zug geschrieben, ‚In St. Jürgen‘, die in dem Düsseldorfer Künstler-Album erscheinen wird, und ‚Eine Malerarbeit.‘ — Von der treuen Wiedergabe des Husumer Lokals in der Novelle berichtet Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 28, 31. — Anregung bot dem Dichter die Erzählung ‚Das Heimweh‘, d. i. N. 3 der ‚Charakterbilder aus dem vorigen Jahrhundert. Nach den Erzählungen einer 70jährigen Frau mitgeteilt‘, in Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1849, S. 106—111. Dazu Storm an Pietsch, 8. Nov. 1867: „Mit meinem St. Jürgen hast Du recht: Es liegt eine einfache Mitteilung aus einem unserer alten Volksbücher zu Grunde. Da aber wird der Mann wirklich untreu. Und dabei hätt’ auch ich es lassen sollen, eine reelle Schuld war besser als diese Schwäche. Nun aber weiß ich nicht, ob sich’s noch umschreiben läßt, und ‚St. Jürgen‘ muß sich vielleicht so durchschlagen. — Ich selbst habe zu dem, was ich jetzt mache, kein rechtes Vertrauen mehr; mir ist, das könnten alle andern auch; ich bin nicht mehr der alte, ich habe den größten Teil meiner freudigen Kraft verloren; es sind opera posthuma.“

*

„Eine Malerarbeit, 1867 (Bd. 3, S. 114). Eine flüchtig geschriebene Kladde (H) mit dem Titel „Ein Malerstück“ in Varel. — Erster Druck (E): Westermanns Monatshefte, Bd. 23, S. 1—17 (Okt. 1867). — Buchausgabe, hie und da überarbeitet und mit Zusätzen versehen: Novellen von Theodor Storm, Schleswig 1868 (vgl. zu „In St. Jürgen“, S. 243). — Sämtl. Schriften, 1868, Bd. 4. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 4.

S. 116, Z. 21 f. nachdem bis gesetzt hatte fehlt in H und E
S. 123, Z. 3—13 Statt der Stelle von Das schöne Königstochterlein bis holt sich die Prinzessin haben H und E: Der König, der verreisen

will, verspricht seiner jüngsten Tochter eine weiße Rose mitzubringen, aber es ist Winter, und als er sie endlich in einem verzauberten Garten gefunden und gepflückt hat, steht plötzlich der Eigentümer vor ihm, dem er als Entgelt für die Rose das versprechen muß, was ihm bei seiner Heimkehr zuerst entgegenkommen werde. Leider geht es ihm, wie dem alten Richter in Israel; das erste, was ihn vor seinem Schloß begrüßt, ist seine Tochter, die sich die Rose erbeten hat, und, noch einmal leider! der Herr jenes Gartens ist ein Ungeheuer, und am dritten Tage kommt es und holt sich die Prinzessin.

S. 132, Z. 15—22 Statt der Sätze denn auch ich war bis mir Rätsel aufzugeben haben H und E nur: denn er fing an mir Rätsel aufzugeben. S. 135, Z. 2—5 Statt der Stelle von Was hatte denn bis kennen lernen haben H und E nur: So viel stand fest, den Jungen mußte ich kennen lernen;

Entstehungszeit: Storm an Pietsch, 12. März 1867: „Seit einigen Tagen regt sich übrigens leise die Produktion wieder bei mir. Ich habe die Geschichte eines Bußigen begonnen.“ Am 17. Aug. 1867 meldet er, daß die Novelle im Frühling in Einem Zuge fertig geworden sei. „Leider sind im zweiten Teil einige Sandsteppen; die Kraft, die geistige in Folge der körperlichen, versagte mir zuletzt.“

Die Frage nach der ersten Anregung und Konzeption ist bei dieser Novelle schwierig und heikel. Wir erfahren zwar, daß die Szene (S. 120, Z. 25), in der der kleine Maler zur Teufelskanzel hinaufreitet und das Glas schwenkt, einem Erlebnis mit dem Maler Sunde aus dem Jahre 1857 genau nacherzählt sei (Briefe in die Heimat, S. 96). Aber es ist unzulässig, diesen Porträtisten, der die beiden dürftigen Bilder von Storm und Constanze gepinselt hat, zum Urbild des Helden der Stormschen Novelle zu machen. Das schöne Motiv, daß ein genial veranlagter Künstler voll hohen Schönheitssinnes, ein Mann, dem leider die Natur einen kleinen gnomenartigen Körper gegeben (Storm steigert das Motiv, indem er ihn zum Verwachsenen macht) und dem sie daher alles Liebesglück versagt hat, — das Motiv, daß dieser Künstler in freier Entsagung Ersatz in seiner Kunst findet, dies Motiv konnte Storm bei dem kümmerlichen kleinen Sunde nicht gewinnen. Das fand sich nur auf den Höhen der Kunst, der Malerei, der Dichtkunst, gleichviel. Nun hat Storm selbst in einem Brief an den Musikdirektor Krigar in Berlin vom 8. Okt. 1867 (Zeitschrift für Bücherfreunde, N. F., 3. Jahrg., 1. Hälfte, S. 45) gesagt, in dieser Novelle fänden sich ipsissima verba von Adolf Menzel (gemeint sein dürfte die Stelle S. 118, Z. 7 ff.). So ist man versucht,

bei dem hochgesinnten Maler und seiner von schwesterlicher Fürsorge erhellten Junggesellenwirtschaft an Menzel zu denken, dem Storm vielleicht nicht ohne Absicht eins der ersten Exemplare der Dichtung sandte. Aber noch ein zweiter Künstler mag rein äußerlich ein paar Züge zur Belebung des Bildes hergegeben haben: auch eine kleine untersetzte Erscheinung, auch einer, der bei jeder Liebeswerbung gescheitert ist, auch er kein Buckliger, aber doch einer, der in vielen äußeren Zügen, dem struppigen Vollbart, dem Radmantel, den dünnen Beinen, den hastigen Bewegungen Brunken viel ähnlicher war. Storm und Gottfried Keller waren zu gleicher Zeit in Berlin, und, wenn sie sich auch nie gesehen haben, sie verkehrten doch beide bei Alexander Duncker. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Storm von Lina Duncker gesprächsweise allerlei über den kleinen seltsamen Schweizer erfahren hat, der sich bei Linas Schwester einen Korb geholt hatte, so zierlich geflochten, aber auch so entschieden überreicht, wie es von Gertrud in der „Malerarbeit“ geschieht. Storm hat, wie Keller, nie geduldet, daß ein Kunstwerk einen reinen Abklatsch des Lebens darbiere; er spricht das ja auch gerade in der „Malerarbeit“ aus. Aber er hat doch großen Wert darauf gelegt, daß alle seine Novellen durch das Leben bestätigt würden, oder bewiesen, daß sie durch das Leben angeregt seien.

*

Lena Wies, 1870 (Bd. 3, ©. 146). Erster Druck (E): *Lena Wies. Ein Gedenkblatt. Deutsche Jugend. Bd. 1* (1873), S. 71–75. — *Novellen und Gedenkblätter, Braunschweig 1874*, S. 61–81. — *Gesammelte Schriften, 1891, Bd. 8*.

S. 154, Z. 32 bis S. 155, Z. 8. Dieser Absatz ist in E, wohl mit Rücksicht auf die jugendlichen Leser, weggeblieben. Mit andern Worten erzählt Storm den Vorgang in seinem Brief an Emil Kuh vom 24. Februar 1873 (*Westermanns Monatshefte, Bd. 67, S. 267*).

Entstehungszeit: Im Register der Gesamtausgabe, in der der Dichter diese Skizze unter die „Zerstreuten Kapitel“ stellte, hat er ihr das Entstehungsjahr 1870 beigefügt. — *Lena Wies* wird in Storms Briefen öfter erwähnt, z. B. Briefe an seine Braut, S. 260; Briefe in die Heimat, S. 47; Briefe an seine Kinder, S. 77 (ihr Tod). Vgl. *Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 54*.

*

Der Amtschirurgus. — Heimkehr, 1870 (Bd. 3, ©. 156). Eigenhändige Niederschrift (H) im Goethe- und Schiller-Archiv

in Weimar. — Erster Druck (E) in den „Zerstreuten Capiteln“: Westermanns Monatshefte, Bd. 29, S. 487–494 (Febr. 1871). — Buchausgabe: Zerstreute Kapitel, Berlin 1873, S. 1–29 (3. Aufl. 1890). — Gesammelte Schriften, 1891, Bd. 8.

S. 166, Z. 33. Vor Ich entsinne hat E noch den Satz: Aber mich schauerte auch oft vor der Einsamkeit meines Lebens. S. 167, Z. 31 bis S. 168, Z. 10 und S. 168, Z. 17–27: Die Stellen von Äußerst schmuddlos bis emporgestiegen waren! und Ich lese bis die Erde. fehlen in E und wurden erst 1873 eingefügt.

Die Zusammenfassung einer Gruppe von Stormschen Dichtungen unter dem — übrigens nichtssagenden — Titel „Zerstreute Kapitel“ habe ich aufgegeben, denn unter dieser Bezeichnung hat der Dichter bald diese, bald jene Werke vereinigt. In Westermanns Monatsheften Bd. 29, S. 487–494, Bd. 31, S. 78–94 und 465–79, Bd. 35, S. 75–83 und 141–148 bestehen die „Z. K.“ aus: 1) Amtschirurgus und Heimkehr, 2) Zwei Kuchenesser, 3) Eine Halligfahrt, 4) Kulturgeschichtlichen Skizzen, 5) Von heute und ehemals. Die einzelnen Novellen tragen hier noch nicht ihre späteren Überschriften, sondern über jedem Abschnitt und Unterabschnitt steht unterschiedslos „Capitel X“. — Als dann in Berlin bei Gebr. Paetel 1873 das Buch „Zerstreute Kapitel“ erschien, enthielt es 6 Nummern: 1) Amtschirurgus und Heimkehr, 2) Gedichte, 3) Eine Halligfahrt, 4) Die neuen Fiedel-Lieder, 5) Draußen im Heidedorf, 6) Zwei Kuchenesser. Der Dichter empfand auch diese Zusammenstellung als eine Art Einheit und kennzeichnete sie (an Gebr. Paetel, 12. Juni 1872) als „zarte Partien“, die „durch die kräftige Erzählung aus dem Heidedorf glücklich ergänzt“ werden. Und Paul Heyse faßte am 28. Febr. 1873 (Briefw. mit Storm, Bd. 1, S. 47) sein Urteil dahin zusammen: „Man kann den kompletten Theodor Storm nirgend so bequem in die Tasche stecken, wie in diesem Büchlein.“ — Dennoch warf Storm in der Ausgabe letzter Hand, den „Gesammelten Schriften“ von 1889, alles wieder um. Dort sind „Zerstreute Kapitel“: 1) Amtschirurgus und Heimkehr, 2) Lena Wies, 3) Von heute und ehemals, 4) Zwei Kuchenesser, 5) Von Kindern und Katzen. — Die Buchausgabe sollte übrigens anfangs den Titel führen: „Aus der grauen Stadt am Meer“.

Einzelheiten:

Über das Urbild des Amtschirurgus, den „alten Raßenzähmer Kaufmann, der auf dem Rathausboden lebte“ vgl. Storms Briefe an seine Kinder, S. 111. — S. 165, Z. 17: Der Freund Alexander

ist der Landrat Alexander von Wussow in Heiligenstadt. — S. 169, Z. 4: wie . . . die Nachtigallen girren: Zum 5. Mai 1844 schreibt Storm an Constanze (Briefe an seine Braut, S. 12): „Aber, Dange, wie kommst Du auf den spaßigen Einfall, daß die Frösche ‚zirpen‘, das sind ja die Grillen! Eine ähnliche Begriffsverwechslung passierte dem Theologen Mittel, als wir einmal eines schönen Abends auf dem Hamburger Wall spazieren gingen und er in Bewunderung der Natur ausrief: ‚O höre, wie lieblich ‚girren‘ die Nachtigallen!‘ — es waren aber auch Frösche.“ S. 169, Z. 17: Grabschrift für das Kind des Landschullehrers: vgl. die Weihnachtsidylle „Abseits“. — S. 170, Z. 8: Mörrike in dem Gedicht „Ach nur einmal noch im Leben!“

*

Eine Halligfahrt, 1870 (Bd. 3, S. 172). Reinschrift einer älteren Fassung (der Anfang von fremder Hand) in Varel. — Erster Druck (E) in den „Zerstreuten Capiteln“, Westermanns Monatshefte, Bd. 31, S. 81–94 (Okt. 1871). — Buchausgabe: Zerstreute Kapitel, Berlin 1873, S. 41–92. — Ges. Schriften, 1891, Bd. 8. Vgl. die Anmerkung zum „Amtschirurgus“ (S. 247).

S. 184, Z. 27 bis S. 186, Z. 8: Die Stelle von Als wir nach aufgehobener Tafel bis um mir nach meiner Weise fehlt in E. Statt dessen nur: Während des Kaffees hatte ich mich fortgestohlen, um mir nach meiner Weise

Storm an seinen Sohn Ernst, 16. Mai 1871 (Briefe an seine Kinder, S. 134): „Ich bin dieser Tage mit einer recht drückenden Empfindung umhergegangen. Ich habe nach langer sorgfältiger Arbeit ‚Eine Halligfahrt‘ endlich vollendet . . . Aber — liegt es an dem zu großen Schilderungsmaterial, an der unrichtigen Verbindung desselben mit novellistischer Zutat oder an dem Mangel persönlicher Frische und Kraft — es ist nicht so, wie es sein sollte.“ — S. 174, Z. 27 und S. 175, Z. 17: Zur Rungholt-Sage, „Trosz nu, blanke Hans“, vgl. Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, hg. von K. Müllenhoff, Kiel 1845, S. 130 (N. 173). — S. 177, Z. 14: Storm an seine Tochter Elsabe, 19. Febr. 1884 (Briefe an seine Kinder, S. 257): In der Novelle „ist Süderoog beschrieben und Paulsens Werft.“ — Der Klabaubermann (S. 193, Z. 10): Über dieses Motiv und alle übrigen Anregungen zur Meerespoesie der Novelle vgl. B. Litzmann, Heine in Storms „Halligfahrt“: Beiträge zur Literatur- und Theatergeschichte, Ludwig Geiger . . . dargebracht, Berlin 1918, S. 430 ff.

*

Draußen im Heidedorf, 1871 (Bd. 3, S. 201). Zwei Handschriften: a) H¹ in Varel, eine unvollständige Niederschrift, eigenhändig, zum Teil Reinschrift, zum Teil Skizzen; seitenlang vom späteren Wortlaut abweichend, nur für Einzelheiten maßgebend; b) H² im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar, die Druckvorlage, nur in der ersten Hälfte eigenhändig, daher im zweiten Teil lediglich für den Wortlaut, nicht für die Wortformen entscheidend. — Erster Druck (E): Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft, hg. v. Jul. Rodenberg, Bd. 10, S. 129—151. — Buchausgabe: Zerstreute Kapitel, Berlin 1873, S. 113—173 (vgl. die Anmerkung zum „Amtschirurgus“, S. 247). — Gesammelte Schriften, 1891, Bd. 7.

Über die Anregung zu der Novelle schrieb Storm an Doris Jensen am 17. Mai 1866 (Gertrud Storm, Th. Storm, Bd. 2, S. 169): „Ein junger Mann, der sich durch Liebshäften und Schulden sein Leben anscheinend unheilbar zerrüttet hatte, war seit einigen Tagen verschwunden. Ich ließ alle Trinkgruben und Brunnen des Dorfes absuchen, und heute ist er bei Rantrum tot in einer Trinkgrube gefunden worden. Die Frau ist guter Hoffnung. Gestern abend kam ich von der traurigen Fahrt zurück. Es war der Leichnam eines stattlichen jungen Mannes, der am Rande der öden Mergelgrube lag. Von dort fuhren wir nach Rantrum. Ich vernahm zuerst die junge Frau, die er nicht geliebt, aber geheiratet hatte, um mit Beihilfe ihres Geldes den väterlichen Besitz aufbessern zu können, und dann das bezaubernde, in süßester Jugendfrische blühende Mädchen, das er schon, da es noch fast ein Kind war, geliebt, und um das er sich, mir ganz unzweifelhaft, den Tod gegeben hatte. Sie war, wahrscheinlich auf Antrieb seines Vaters, von ihrer Mutter fortgeschickt gewesen, aber, nachdem seine Ehe ein Jahr lang gedauert hatte, zurückgekehrt. Nun ist er wieder zu ihr gegangen und hat sich aus diesen wunderbaren Augen Leidenschaft und Tod getrunken. Einen Tag vor seinem Selbstmorde ist er nach ihrer Angabe zuletzt bei ihr gewesen, auffallend niedergeschlagen, und hat gesagt, er halte das Leben zu Hause nicht mehr aus, es brächte ihn unter die Erde. Dann ist er eines Abends um 9¹/₂ Uhr im Arbeitsanzuge in der Dunkelheit fortgegangen, hat zu seinem zehnjährigen Bruder ein letztes Wort gesagt, das dieser nicht verstanden hat, und ist geradeswegs nach der eine Viertelstunde entfernten Grube gegangen, denn die Uhr, die wir aus seiner Tasche zogen, stand auf ³/₄10. Die Frau, die ihn sehr geliebt und ihm, wenn überhaupt, nur milde Vorwürfe gemacht zu haben scheint, hatte ihn abends, als sie bereits im Bette lag, auf die Außentüre treten, dann aber an der Stubentüre vorbei wieder aus dem Hause

gehen hören. Das junge Mädchen schien beim Verhöre eigentlich nur von Angst vor irgend einer kriminellen Verantwortung erfüllt zu sein. Sie war in höchster Aufregung, aber von Schmerz um den Toten gewahrte ich nichts, obgleich seine Leiche eben durchs Dorf gefahren wurde.

Wie wunderbar ist es doch, daß ein Mensch dem andern die ganze Welt sein, daß er die ganze Welt nur durch ihn haben kann.

Da hast Du das Drama einer Leidenschaft auf dem Lande. „Ach Gott, führ' uns lieblich zu Dir!“ schließt Eichendorff ein Lied, das ich Dir vorsingen werde [Rob. Schumanns Komposition von Eichendorffs „Frühlingsfahrt“: „Es zogen zwei rüst'ge Gesellen“], und damit will auch ich in Deinem Sinne, mein geliebtes Kind, diese Mitteilung schließen.“

Zur Wirkung dieser Novelle, die gleich nach dem Erscheinen wiederholt mit Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ verglichen wurde, schreibt Storm an Pietsch, 15. Oktbr. 1874: „Da ist ein ganz neuer Ton, Henje sagt: ‚ein ganz neuer Storm‘ darin.“

*

Zwei Rucheneffer der alten Zeit, 1871 (Bd. 3, S. 235). Erster Druck (E) in den „Zerstreuten Capiteln“, Westermanns Monatshefte, Bd. 31, S. 78–81 (Okt. 1871). — Zerstreute Kapitel, Berlin 1873, S. 175–188 (vgl. die Anmerkung zum „Amtschirurgus“, S. 247). — Gesammelte Schriften, 1891, Bd. 8.

Den Stoff teilte Frau Professor Friedlieb in Kiel dem Dichter mit (Briefe an seine Kinder, S. 92, Anm.).

*

Beim Better Christian, 1873 (Bd. 3, S. 242). Anfang und Ende der Druckvorlage, zwei Oktavblätter (Bl. 1 und 55) mit der Unterschrift „Hufum, im April 1873“, im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. — Erster Druck (E): Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft, hg. v. Jul. Rodenberg, Bd. 1, Leipzig 1874, S. 129–148. — Buchausgabe: Novellen und Gedenkblätter („Paul Henje freundschaftlich zugeeignet“), Braunschweig 1874, S. 83–137. (Eigentlich sollte — nach einem Brief an Gebr. Paetel vom 11. Febr. 1873 — die Novelle zusammen mit „Viola tricolor“ und einigen Aufsätzen als „Neue Folge“ der „Zerstreuten Kapitel“ in Braunschweig erscheinen.) — Gesammelte Schriften, 1891, Bd. 7.

S. 262, Z. 5–8 Statt der Sätze Eine Raße bis und noch dazu, hat E nur: Aber die alte Caroline ließ sich das nicht anfechten; sie hatte genug gehört und noch dazu:

Briefwechsel zwischen Storm und Keller, 3. Aufl., S. 27 ff.

Viola tricolor, 1873 (Bd. 3, S. 271). Erster Druck (E): Westermanns Monatshefte, Bd. 35, S. 561–76 (März 1874). — Buchausgabe: Novellen und Gedenkblätter, Braunschweig 1874, S. 1–60. — Gesammelte Schriften, 1891, Bd. 7.

Wie diese Novelle aus Storms häuslichen Erlebnissen hervorgegangen, ist im 1. Bande gezeigt worden. Über die Schwierigkeit der Ausgestaltung: Storm an Heyse, 17. Nov. 1873 (Briefw. Bd. 1, S. 54). — Zu S. 286, Z. 25 ff.: Gleich in den ersten Tagen nach Constanzens Tode hatte die Schilderung ihres Endes bei Storm eine feste, man darf sagen, künstlerische Prägung gewonnen. Storm vermochte sich zu seinem Leid gar nicht anders zu verhalten, als daß er ihm die reinste, verklärteste Darstellung gab. Das konnte aber nicht beliebig oft, sondern nur einmal geschehn. So kommt es, daß er in Berichten an Pietsch und Heyse dieselben Worte brauchte, die ihm unverrückbar fest im Gedächtnis blieben. An L. Pietsch 22. Mai 1865: „ Ihr Todesstöhnen war hart und dauerte lange, zuletzt aber wurde es sanft wie Bienengetön; dann plötzlich . . . ging eine wunderbare Verklärung über ihr Gesicht; ein sanfter blauer Glanz wandelte flüchtig durch das gebrochene Auge, und dann war Friede.“ Und jetzt, nach Jahren, als er die tatsächlichen Vorgänge bei Constanzens Hinscheiden künstlerisch verwertete, stellten sich wieder ungewollt fast die gleichen Wendungen ein.

*

Von heut und ehemals, 1873 (Bd. 4, S. 1). Erster Druck (E) in den „Zerstreuten Capiteln“, Westermanns Monatshefte, Bd. 35, S. 75–83 und 141–148 (Okt. und Nov. 1873). — Buchausgabe: Novellen und Gedenkblätter, Braunschweig 1874, S. 139–200. — Gesammelte Schriften, 1891, Bd. 8.

Storm legte Wert darauf, daß er in diesen feinen Skizzen, die Emil Kuh (28. Aug. 1873, Westermanns Monatshefte, Bd. 67, S. 363) mit Justinus Kerners „Reiseschatten“ verglich, eine richtige Schilderung des mütterlichen Vorgeschlechts gegeben habe. Zur Nachprüfung vergleiche man: Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 37, 39, 42 f., 135. — Das in dem Kapitel „In Großvaters Hause“ geschilderte Wohnhaus in der Hohlen Gasse in Husum ist abgebildet in Storms Briefen an seine Braut, bei S. 224. — Auch Erinnerungen an die Familie Scherff in Altona sind verwertet. — Die Episode von den Offizieren (S. 1, Z. 23 ff.), die gegen Frau Constanze unhöflich wurden, weil sie in der dritten Klasse reiste, erzählt Storm in den Briefen in die Heimat, S. 207. — Das Wort „Pesel“ (S. 11, Z. 34) erklärt Storm

selbst mit den Worten: In den älteren Häusern das die ganze Breite einnehmende Gemach, gewöhnlich nach hinten belegen und mit steinernem Fußboden, worin die Feste gefeiert wurden und die Loten ausstanden. Später wurde vielfach noch ein Flügel für Gesellschaftsräume angebaut. Im Pesel standen, besonders in Bauerhäusern, rings an den Wänden die mit Leinen gefüllten Truhen und Schränke. Meist war dieses Festgemach nicht heizbar, sondern wurde im Winter bei Bedarf nur durch ein hineingestelltes Kohlenschaff erwärmt. — Zu S. 22, Z. 27 ff.: Storm an Emil Kuh, 21. Aug. 1873 (Westermanns Monatshefte, Bd. 67, S. 274): „Der Brief meines Großvaters Simon Woldsen ist wörtlich abgedruckt.“

*

Pole Poppenspüler, 1873/4 (Bd. 4, S. 33). Handschrift (H) in Varel, unterzeichnet: „Husum, im Januar 1874“. — Erster Druck (E): Deutsche Jugend, hg. von Jul. Lohmeyer, Bd. 4 (Leipzig 1874), S. 129–143, 161–171. Mit Originalzeichnungen von C. Offterdinger. — Buchausgabe: Waldwinkel. Pole Poppenspüler. Novellen. Braunschweig 1875. — Gesammelte Schriften, 1891, Bd. 9.

S. 38, Z. 26: Nach wieder nickten.“ haben H und E den Zusatz: Nicht die Mutter, das Lisei meinte ich. S. 53, Z. 2 f.: Nach den beiden nach haben H und E den Zusatz: Im dritten Akt sah man Faust an dem herzoglichen Hof zu Parma; er trieb seine Zauberkünste und ging in Gold und Seide an der Seite der schönen Herzogin. Doch schon naht sich die Reue: „Sprich, Teufel! Kann ich noch zu Gott kommen?“ fragt er seinen höllischen Begleiter; und Mephistopheles verschwindet unter Heulen. — Aber aufs neue fällt der Unglückliche in die Schlinge des Bösen. S. 78, Z. 27–32: Statt der Sätze von Und mein Junge bis ausbrennen können. in H und E nur: Der Erzähler schwieg eine Weile. S. 80, Z. 21–24: Die Stelle von In den ersten Jahren bis gebeichtet fehlt in H und E.

Mit Rücksicht auf den ersten Druck in einer für die Jugend bestimmten Zeitschrift veröffentlichte Storm in der Buchausgabe 1875 folgendes

Nachwort

Als bei Begründung der Zeitschrift „Deutsche Jugend“ auch meine Mitarbeiterschaft gewünscht wurde, vermochte ich, ungeachtet meiner Teilnahme für das so reich ausgestattete Unternehmen, dem Verlangen der Herren Herausgeber nach einer novellistischen Arbeit erst nach geraumer Zeit zu genügen.

Die Schwierigkeit der „Jugendschriftstellerei“ war in ihrer ganzen

Größe vor mir aufgestanden. „Wenn du für die Jugend schreiben willst,“ — in diesem Paradoxon formulierte es sich mir — „so darfst du nicht für die Jugend schreiben! — Denn es ist unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publikum denkst.“

Durch diese Betrachtungsweise aber wurde die große Welt der Stoffe auf ein nur kleines Gebiet beschränkt. Denn es galt einen Stoff zu finden, der, unbekümmert um das künftige Publikum und nur seinen inneren Erfordernissen gemäß behandelt, gleichwohl, wie für den reifen Menschen, so auch für das Verständnis und die Teilnahme der Jugend geeignet war.

Endlich wurde die vorstehende Erzählung geschrieben. — Ob nun darin die aufgestellte Theorie auch praktisch betätigt worden, oder, wenn dies auch im wesentlichen, ob nicht im einzelnen hie und da die Phantasie mir einen Streich gespielt, so daß ich unbewußt dem zunächst bestimmten jungen Hörerkreise beim Erzählen gegenüber gefesselt habe, — beides wird der geneigte Leser besser als der Verfasser selbst zu beurteilen imstande sein.

Ein paar nicht eben erhebliche Stellen, welche in der Jugendzeitung, wenn auch unter Zustimmung des Verfassers, so doch nach dessen Überzeugung ohne zureichenden Grund, unterdrückt wurden, sind in dem vorstehenden Abdruck wiederhergestellt.

Während Storm bei seinen übrigen Novellen den Text aus einer Menge von Zetteln zusammenarbeitete, wurde „Pole Poppenspüler“ in Einem Zuge fortgeschrieben (An E. Kuh, 24. Mai 1875, Westermanns Monatshefte, Bd. 67, S. 547). Zum ersten Mal wandte der Dichter auch einen oberdeutschen Dialekt an; denn im Gegensatz zu Keller billigte er die Mundarten für den Dialog in der Novellendichtung. Die Anregung dazu hatte er von einem flüchtigen Besuch in der Gegend von München, Prien und Salzburg 1872 erhalten und sich dann aus Kobells Gedichten weiteren Rat geholt (An Kuh, 25. Jan. 1875, Westermanns Monatshefte, Bd. 67, S. 545). Kuh sagte ihm Schmeichelhaftes zu seinem Versuch; Heyse aber war ehrlicher und meinte (Briefwechsel Bd. 1, S. 109), dies „Süddeutsch“ sei „man swack“, er hätte besser getan, sich den Dialog von Frau Heyse oder einer andern Münchnerin „revidieren“ zu lassen. Wogegen sich nun wieder der Niederdeutsche zur Wehr setzte (ebenda S. 113): „Es soll ja kein Münchner Dialekt sein; von G. Scherer und E. Kuh habe ich die glänzendsten Testimonien erhalten, in wahrhaft intuitiver Weise hätte ich diesen gleichsam idealisierten Dialekt getroffen.“ Was will man mehr?“

Einzelheiten:

S. 41, Z. 19 ff.: Zu dem Lokal der Puppenspielervorstellungen, das Storm vor Augen sah, vgl. Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 61 f. Vielleicht daß auch die vielbewunderten Puppenspielschilderungen aus Bogumil Goltz' „Buch der Kindheit“ oder Kellers „Grünem Heinrich“ ihm im Sinn lagen. — S. 50, Z. 5 ff.: Das Faustspiel hat Storm sich anscheinend frei konstruiert, vielleicht nach Erinnerungen aus seiner Jugend, dazu mutmaßlich unter Benutzung der Simrockschen Bearbeitung, besonders aber unter Anlehnung an den Bonneschkyschen Text (Das Puppenspiel vom Doctor Faust, Leipzig 1850). Hier fand er den Kasperle mit den neun Fäden abgebildet. In der Einleitung auch die Mitteilung, daß der alte Geißelbrecht, dessen Tochter Liseis Mutter in der Novelle ist, in seinen letzten Lebensjahren den „Faust“ aus religiösen Gründen nicht mehr habe spielen wollen. — Von S. 67, Z. 9 an ist der Ort der Handlung für die nächsten Episoden offenkundig Heiligenstadt. Die Ereignisse, die der Gefangenhaus-Szene zu Grunde liegen, erzählt Storm am 8. Februar 1864 in den Briefen in die Heimat, S. 214 f.

*

Waldwinkel, 1874 (Bd. 4, S. 91). Handschrift (H), von der nur der Schluß fehlt (bis S. 147, Z. 33 vorhanden), in Varel; Überschrift: „Im Narrenkasten“. — Erster Druck (E): Deutsche Rundschau, Bd. 1, S. 94–131 (Okt. 1874). — Buchausgabe: Waldwinkel. Pole Poppenspüler. Novellen. Braunschweig 1875. — Gesammelte Schriften, 1891, Bd. 9.

S. 148, Z. 27–29 und stimmt nicht bis Landes gewesen! fehlt in E.

Am 13. Juli 1874 teilt Storm Julius Rodenberg (Orig. im Goethe- und Schiller-Archiv) mit, er hoffe das Manuskript am 1. August absenden zu können. — Über die Anregung zu dieser Novelle, die Paul Heyse (Briefwechsel Bd. 1, S. 72) hauptsächlich als „virtuose“ Leistung, wegen des Reizes der Durchführung, rühmte, macht Storm in einem Brief an Brinkmann, 5. Dez. 1874 (Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 2, S. 172; Briefe Storms an seine Freunde, S. 122; der Text hier nach dem Original richtig gestellt) die Angabe: „Ich habe den Stoff, d. h. die Urquelle dazu, schlankweg aus der Wirklichkeit aufgegriffen. Ein fünfzehnjähriges Mädchen, auf die ein Schullehrer, ihr Stiefvater — übrigens ein hübscher Mann —, einen solchen Versuch gemacht hatte und gegen den ich die Voruntersuchung führte, machte mir den Eindruck. Daher hat es einen unschönen Anfangspunkt und, zumal da

der Jäger wohl etwas zu subaltern gehalten ist, ein pessimistisches Ende.“

S. 109, Z. 14 ff.: Zu den Versen „Cornus suecica“ vgl. S. 181 f.

*

Ein stiller Musikant, 1874/5 (Bd. 4, S. 150). Erster Druck (E): Westermanns Monatshefte, Bd. 38, S. 449–464 (August 1875). — Buchausgabe: Ein stiller Musikant. Psyche. Im Nachbarhause links. Drei Novellen. Braunschweig 1876 („Meinem Urgroßvater gewidmet“). 2. Aufl. 1878. — Gesammelte Schriften, 1891, Bd. 10.

Daß Storms dritter Sohn, der liebenswürdige, aber unzulänglich begabte Karl, das Urbild des Musikmeisters mit seinem Konflikt des Verstehens und Nichtkönnens ist, weiß man seit geraumer Zeit. Ferd. Tönnies (Theodor Storm. Gedenkblätter, Berlin 1917, S. 39–45) hat den schlichten Lebensgang seines bescheidenen Freundes erzählt. Wenn er aber behauptet, die Verse S. 175, Z. 5 ff. seien von Karl Storm, so irrt er. Karl hat in seiner Knabenzeit, im Frühling 1864, ein Gedicht gemacht, das sein Vater in den handschriftlichen Sammelband seiner eigenen Gedichte mit eingetragen hat. Es lautet:

Der Felsen

Ich ging den Felsen da hinan,
Wer auch nur so was machen kann!
Das ist der liebe Gott dort oben,
Den müssen wir auf ewig loben.

Mit vollem Herzen, mit frohem Mut,
Ich wußte ja, mein Herz war gut.
Ich ging zum Veilchenplatz hinan,
Da dacht ich wieder von neuem dran:
Wer auch nur so was machen kann!

Aus diesen kindlichen Versen gewann Storm zweierlei: das Motiv von dem Veilchenplatz (S. 158, Z. 30 ff.) und die Schlußzeilen des Gedichtes, das Tönnies aus der Novelle zitiert. Im übrigen ist für die Entstehungsgeschichte dieser Novelle auf den Aufsatz von Walther Herrmann im Euphorion, Bd. 22, S. 632–639, zu verweisen.

*

Psyche, 1875 (Bd. 4, S. 183). Erster Druck (E): Deutsche Rundschau, Bd. 5, S. 1–22 (Oktober 1875). — Buchausgabe: Ein stiller Musikant. Psyche. Im Nachbarhause links. Drei Novellen. Braunschweig 1876, S. 61–124. — Gesammelte Schriften, 1891, Bd. 10.

Nach Briefen an Gebrüder Paetel war Storm im März 1875 eifrig an der Arbeit. Es ging langsamer, als er gedacht hatte. Am 15. April hoffte er fertig zu sein, konnte aber erst am 25. das Manuskript absenden.

Storm an Jul. Rodenberg, 5. Mai 1875 (Orig. im Goethe- und Schiller-Archiv): „Es ist mir bei der ‚Pishe‘ geschehen, daß ich die letzte Szene drei Mal umgeschrieben habe, wodurch denn meine sonst so ziemlich dauerhafte Selbstkritik etwas abgestumpft war. Es mag darum noch hie und da eine Unebenheit stecken, die hoffentlich bei der Korrektur verschwinden wird. Die Schwierigkeit lag für mich nicht so sehr darin, die Keuschheit der Linie festzuhalten, als vielmehr, was damit zusammenhängen mag, darin, sie durch den Engpaß zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen glücklich hindurchzuführen. Sollte Ihnen irgendwo der Eindruck gekommen sein, daß das Erhabene aus der Linie wankt, so bitte ich um eine kleine Notiz.“

Ich las vor einiger Zeit in der Zeitung, daß ein Sekundaner die Rettungsmedaille bekommen, weil er ein Mädchen (vermutlich indes anständig bekleidet) aus dem Wasser geholt. Daraus entsprang die Novelle. Sie wissen, Eichendorff sagt:

Und der Stein hebt an zu singen,
Triffst du nur das rechte Wort.

Ich habe vor der Absendung die Novelle einem größeren Frauenkreise vorgelesen, — ich wollte den Eindruck probieren; die Frauen waren ganz entzückt und hatten wohl kaum ein Arg daraus, daß die Hauptpersonen vor ihren Augen so paradiesisch mit einander verkehrten.“ Da nun aber leider in dem Briefwechsel zwischen Heyse und Storm (Bd. 1 von S. 98 an) das Bademotiv breit erörtert ist und selbst ein Künstler wie Heyse hier gründlich irrte, so muß kurz und klar gesagt werden, daß sich Storm das in die Fluten steigende und aus der See gerettete Mädchen selbstverständlich völlig nackt vorgestellt hat, ganz unbekümmert darum, ob das in guten Familien Sitte ist. Er bringt den Konflikt der Novelle auf die Formel, daß es sich handle um den Widerstreit „der jungfräulichen Scham mit der Dankbarkeit und der keimenden Liebe zu dem schönen Männerantlitze, das sie über sich gesehen.“

Einzelheiten:

S. 189, Z. 12 ff.: Der Fisch und der Vogel: Die Verse sind eine Variation des Schlusses der ersten Schneewittchenszene von Th. Storm (Bd. 1, S. 138). — S. 200, Z. 1 ff. Für die Vorgänge in der Künstlerwerkstatt sprach Storm Hans Speckter um Rat an; Brief vom Ostermontag 1875: „Lieber Meister Hans! Wollen Sie mir nicht ein bißchen Novelle machen helfen? Die Dachsen stehen

am Berge. Werkstatt eines jungen Bildhauers. Früher Dezembermorgen. Er sieht ins Morgenrot. Es gestaltet sich in ihm. Nun also:

1) Kann ich sagen: er ergriff einen zur Hand liegenden Ballen weichen Gipses?

2) Was braucht man zum Modellieren? Die Finger oder was sonst (z. B. um Gesichter zu machen).

3) Gibt es einen Modelliertisch, worauf das gemacht wird?

4) Wie wird der Gips oder Ton, der gebraucht wird, angefeuchtet? Kann er sich über Nacht weich (etwa wie Glaserkitt) in einem Ballen oder so wie erhalten?

5) Läßt sich ein aufgestelltes Modell in übernatürlicher Größe (brauner Ton — eine Walfürre) denken, das unten unvollendet wäre, und wie?

Die Urteile über die Novelle waren geteilt. Erich Schmidt hat sie weit überschätzt. Storm selbst schrieb am 8. Nov. 1875 an Gebrüder Paetel, daß er viel Beifall ernte; aber die Dichtung habe ihre Schwächen, die er vermutlich nie werde tilgen können. „Und ich bin nicht mehr so jung, als da ich Timmensee schrieb.“

*

Im Nachbarhause links, 1875 (Bd. 4, S. 217). Reste der ersten (überholten) Niederschrift in Varel. — Erster Druck (E): Westermanns Monatshefte, Bd. 39, S. 1—16 (Oktober 1875). — Buchausgabe: Ein stiller Musikant. Psyche. Im Nachbarhause links. Drei Novellen. Braunschweig 1876, S. 125—186. — Gesammelte Schriften, 1891, Bd. 10.

*

Von Kindern und Raßen, 1876 (Bd. 4, S. 250). Erster Druck (E): mit der Nebenbezeichnung „Ein Gedenkblatt“ und einer Zeichnung von E. Klimsch: Deutsche Jugend, hg. von Jul. Lohmeyer, Bd. 9 (1877), S. 20—23. — In den „Gesammelten Schriften“, 1891, Bd. 8, steht die Skizze unter den „Zerstreuten Kapiteln“.

S. 253, Z. 33 bis S. 254, Z. 3: Die Stelle von Aber wer möchte bis zum allerletzten Mal begraben fehlt in E.

Anregungen aus dem Leben: Nach Gertrud Storms Bericht ist S. 255, Z. 13 der Husumer Arzt Kuhlmann, ein Freund des Dichters, verewigt. Im übrigen verrät Storm dem Freund Heyse am 26. April 1876 (Briefw. Bd. 1, S. 119), daß er die kleinen Szenen seinen eignen Kindern abgelauscht habe: „Hans war der Dirigent dieser Dinge.“ Vgl. auch die Briefe an Eggers, S. 48, 21. März 1857. Das Lokal ist Storms Haus und Garten auf der Neustadt in Husum.

Aquis submersus, 1875/6 (Bd. 4, S. 257). Handschrift (H), unterzeichnet „Husum, im April 1876“ in Varel. — Erster Druck (E): Deutsche Rundschau, Bd. 9, S. 1–49 (Oktober 1876). — Buchausgabe: Berlin 1877 („Seinem Landsmann Wilhelm Jensen sendet dieses Buch als Gruß aus der Heimat der Verfasser“) mit einem (von Storm mit Recht verurteilten) Titelbild von Paul Meyerheim. (Weitere Auflagen: 1886, 1891, 1896 u. ö., 9. Aufl. 1914.) — Im Jahre 1886 vereinigte der Dichter auf Vorschlag von Wilhelm Jensen „Aquis submersus“ mit den Novellen „Eekenhof“, „Zur Chronik von Grieshuus“, „Renate“ und „Ein Fest auf Haderslevhuus“ unter dem Gesamttitel „Vor Zeiten“, Berlin, Paetel. Widmung: „Meinem Enkel Hans Adolph Storm für künftige Zeiten zugeeignet“. Geleitspruch:

Das war zu Odysseus' Lagen,
Da tat es ein Hammel gut;
Sollen ist sie dir Rede schenken,
Du mußt sie wahrhaftig tränken
Mit deinem eigenen Blut.

Den Titel dieser Sammlung konnte Storm sehr schwer finden. Am 27. Januar 1886 schlug er seinem Verleger vor: „Aus dem sicheren Lande der Vergangenheit“, am 20. März „Vorzeitliche Novellen“, am 1. April „Fünfnovellenband“, am 9. April „Vor Zeiten“, daneben aber noch „Aus Trümmern“, „Spuren auf der Heide“. Und mit Paul Heyse (Briefwechsel, Bd. 2, S. 164) erwog er Titel wie „Spuren auf der Heide“, „Aus Sand und Trümmern“, „Aus Trumm und Heide“ („Alles etwas zu kräuterig“). 2. Aufl. 1892; 4. Aufl. 1911. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 11.

S. 328, Z. 1f. Aber meine Sinne bis begehrt fehlt in E. — Im Verlagsarchiv der Gebrüder Paetel in Berlin befindet sich eine Postkarte des Dichters vom 8. Juli 1876, durch die er noch einige Textverbesserungen anordnet, die seltsamerweise nie beachtet worden sind und die er selbst später offenbar vergessen hat. Sie verdienen selbstverständlich Berücksichtigung. Es handelt sich um die Stellen: S. 265, Z. 10–12. Vor mir bis Durst] in den gedruckten Ausgaben: Vor mir her flogen ab und zu ein paar Waldvöglein und leseten ihren Durst S. 322, Z. 33 bis S. 323, Z. 1 im ersten Strahl der lieben Gottessonne leuchten.] in den gedruckten Ausgaben: im ersten Sonnenstrahl entbrennen, der im Osten über die Heide emporstieg. S. 323, Z. 29 links] in den gedruckten Ausgaben: nach links Manche Textänderungen in den späteren Ausgaben haben ihren besondern Grund. Wilhelm Petersen hatte Storm darauf aufmerksam gemacht, daß die Rede

manchmal in Versrhythmen verfallende. Und Storm war dankbar für solche Mahnung. Vgl. Briefe an seine Freunde, S. 128, und den Brief an Erich Schmidt vom 27. Sept. 1877: „In Betreff eines kurzen Aufsatzes von Ihnen über Prosa-Gänge, welche Verse bilden, wird es Sie vielleicht interessieren, daß ich — ich glaube, mit vorsichtiger Hand — eine Anzahl solcher Gänge, die sich in dem Rundschau-Abdruck von Aquis submersus befanden, bei dem späteren Buchabdruck geändert habe. Die Prosa soll (oder darf) wohl einen Rhythmus haben, sie soll aber nicht metrisch sein.“

„Aquis submersus“ ist eine Frucht des Winters 1875/6. Die Arbeit wurde dem Dichter schwer wegen wiederholter „Nervenkranpfzustände“ (Briefe an Gebr. Paetel vom Dez. 75, Febr. 76). Am 20. April 1876 ging das Manuskript ab. Ein Jahr später, 27. März 1877, bot diese Novelle die Anknüpfung mit Gottfried Keller.

Motive:

In einem Brief an Paul Heyse, 20. Juni 1876 (Briefwechsel, Bd. 1, S. 125 f.), verrät der Dichter, wann und wo ihm das Leben die äußere Anregung zu dieser Dichtung gegeben habe. Ein vierteiliges, noch vorhandenes Porträtwerk in der alten Dreisdorfer Kirche im Schleswigschen beschäftigte ihn sehr; es zeigt lebensgroß (vgl. S. 260, Z. 14 ff.) die Oelbilder des Pastor Andreas Bonnen und seiner Frau und links und rechts davon die ihrer beiden Kinder, alle durch einen gemeinsamen Rahmen vereinigt. Neben dem Bild des etwa sechsjährigen Sohnes stehen im Schnitzwerk die Worte: „Incuria servi aquis submersus“. Dagegen ist das Bild, das die Leiche des Knaben mit einer roten Nelke in der Hand zeigte, durch einen Brand vernichtet worden. Die wichtigste Erfindung des Dichters war, daß er aus der Schuld eines Knechtes die Schuld des eignen Vaters machte. — Als sorgsame Vorbereitung auf alle seine im 17. und beginnenden 18. Jahrhundert spielenden Novellen ist Storms mehrjährige Beschäftigung mit kulturgeschichtlich interessanten Werken des 17. Jahrhunderts anzusehen, besonders solchen, die Husum betreffen. Vgl. seine Auszüge daraus (Bd. 8, S. 39 ff.). — Der Einfluß von E. T. A. Hoffmanns „Brautwahl“ für die Staffeleiszenen und von Goethes „Wahlverwandtschaften“ für die Katastrophe (Rob. Riemann, Goethes Romantechnik, Leipzig 1902, S. 261) ist zu erwägen.

Einzelheiten:

S. 263, Z. 11 f. Über das Haus mit der alten Inschrift „Gelike de Rook und Stof verswimt, So sin ook alle Minschenkind“

vgl. Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 59 f. — zu S. 285, Z. 1 f.: rückwärts den Winden leichte Küsse werfend: Storm scheint „Merchant of Venice“ III 2.⁹² im Sinn zu haben:

So are those crisped snaky golden locks

Which make such wanton gambols with the wind.

— zu S. 315, Z. 25 Schinderleiche: Dieses Motiv hatte Storm schon eingehend bei Abfassung des sittengeschichtlichen Abschnittes der „Zerstreuten Kapitel“ beschäftigt.

Zu dem Bild von Meyerheim (Buchausgabe von 1877) hatte der Dichter selbst die Anregung gegeben und in einem Brief an Gebr. Paetel vom 15. Mai 1876 verlangt: „den Hof des Herrnguts mit den gezackten Giebeln hinter den alten Linden und den zwei großen Hunden am Brunnen (keine Menschen).“ Meyerheim machte dann aber die Hunde zur Hauptsache, „ein Hundebild mit Landschafts-Staffage“ (an Pietsch, 20. Nov. 1876); und Storm war tief enttäuscht und entrüstet (an Gebr. Paetel, 20. November 1876): das Bild passe zu Speckters Fabeln oder Brehms Tierleben; für die Dichtung zeige M. nicht das geringste Verständnis.

Wirkung der Dichtung: Heyse und Kuh, die das Werk schon in der Handschrift lasen, waren entzückt; vgl. Paul Heyses Vorrede zu der Novelle in seinem „Novellenschatz“. — Erich Schmidt schrieb am 9. April 1877 an Storm: „Sie sind einer der wenigen lebenden deutschen Schriftsteller, die überhaupt noch Stil haben, eine mit dem Wesen des Dichters und dem Gehalt der Dichtung völlig in Eins klingende Schreibweise, nicht jenen verwaschenen Kraft- und saftlosen Feuilletonstil.“ — Wilhelm Jensen (vgl. Gertr. Storm, Theodor Storm, Bd. 2, S. 178) bemängelte nur, daß der Pfarrer, der Katharina zu seinem Weibe macht, zu plötzlich auftrete und nicht einheitlich charakterisiert sei: „Ist er ein harter, jedes Gefühl tötender Sittenrichter oder au fond du coeur selbst Leidenschaft?“ Darauf geht noch am 13. Oktober 1885 eine Briefstelle Storms an Gebr. Paetel zurück: „Möchten Sie mir nicht behufs Überarbeitung für Auflage 2 ein Exemplar von „Aquis submersus“ senden; insbesondre möchte ich bei dieser Gelegenheit nachholen, was ich beim ersten Druck eigentlich nur aus Müdigkeit an der Sache unterlassen, nämlich, den finstern Pastor, der im zweiten Teil eine Rolle spielt, am Ende des ersten Teils wenigstens flüchtig erscheinen zu lassen.“ Es ist Storm nicht gelungen, diese Absicht auszuführen. — Damit unter den Huldigungen auch die Karikatur nicht fehle, sei zitiert Storm an Gebr. Paetel, 17. Dez. 1876: „Ein Herr Robert Weiß in Berlin hat mir meine Novelle, in 245 ge-

reimte sechszeilige Strophen umgedichtet, in lithographiertem Abdruck zugesandt; 's gibt seltsame Käuze auf der Welt.' — Je beifallsfreudiger die wenigen Urteilsfähigen waren, desto erstaunter war der Dichter über die Gleichgültigkeit der übrigen Leserwelt. An Gebr. Paetel, 13. Sept. 1876 bei Abschluß des Druckes: „Ich habe die Überzeugung, daß ich Ihnen damit das Beste gebe, was an Prosa-Dichtung bisher aus meiner Feder aufs Papier gelangte. Es muß nun bald die Zeit des Bergabgehens kommen, und gilt es dann nur, zur rechten Stunde aufzuhalten.“ Sieben Jahre später grollte der Alte in Hademarschen (an Gebr. Paetel, 27. März 1883), Aquis submersus werde wohl „zur Schande Deutschlands nie zu einer zweiten Auflage gelangen.“ Der Verleger schob die Schuld auf den lateinischen Titel, und Storm ging sogar gutgläubig auf diese Verlegenheitsausrede ein und schrieb am 9. Okt. 1885: „Mit dem Titel weiß ich nicht recht was zu beginnen. Man könnte etwas Kleiner in Parenthese darunter setzen: ‚In der Flut versunken‘; schön ist das aber nicht.“ Die Tatsache blieb bestehen: eine einzige Auflage dieses Meisterwerkes deckte zehn Jahre den Bedarf.

*

Carsten Curator, 1877 (Bd. 5, S. 1). Erster Druck (E): Westermanns Monatshefte, Bd. 44, S. 1–38 (April 1878). — Buchausgaben des Jahres 1878: a) Neue Novellen (Renate. Carsten Curator), Berlin 1878; b) Carsten Curator, Berlin 1878 (2. Aufl. 1914). — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 12.

S. 61, Z. 23 f. Die Worte nur einmal bis gehört fehlen in E und den Ausgaben von 1878.

Entstehungszeit: Am 2. Mai 1877 schreibt Storm an Erich Schmidt, er habe die „herbe“ Novelle, mit der er sich schon lange getragen, endlich — aber vielleicht *invitis musis* — begonnen. Am 26. Juni (an Gebr. Paetel) hofft er, Ende Juli fertig zu sein. Am 7. Aug. geht die Handschrift an Westermann ab.

Der Stoff hatte den Dichter schon zehn Jahre beschäftigt (an Pietsch, 15. September 1877). Die Ausarbeitung aber geschah unter schwerem seelischen Druck. Das Problem der Vererbung war es, das ihn quälte, mehr als der Zustand seiner herabgekommenen Nerven. Er hoffte, sich wie durch den „Stillen Musikanten“ und „Viola tricolor“ Befreiung erschreiben zu können (an Erich Schmidt, 25. Juni 1877); aber die Erwartung erfüllte sich nicht. In Briefen an Heyse 24. Nov. 1877 (Briefwechsel, Bd. 1, S. 147, auch 159), an Pietsch 15. Sept. 1877, an Erich Schmidt 24. Sept. 1877, an Gottfried Keller 27. Februar 1878 (Briefwechsel, 3. Aufl., S. 26, auch 49 f.) gestand er

zu, daß die Wirkung der Novelle eher peinlich, als tragisch sei, weil er die „figura movens“, d. h. den Sohn des Curators, ohne kecken Übermut, mit zu wenig poetischem Gehalt geschildert und nun wider bessere Erkenntnis, bewußt, wie unter einem Bann arbeitend, in falscher Richtung fortgeschrieben habe. „Das Peinliche liegt . . . in den referierenden Partien von seiner [d. h. des Sohnes] Verheiratung an“ (an Erich Schmidt, 24. Sept. 1877). Und doch hatte Storm grade in diesem Werk neuen poetischen Eroberungen, einer Erweiterung des Gebietes des Tragischen, zugestrebt. An Erich Schmidt, 27. Sept. 1877: „Es handelt sich [im Carsten Curator] nicht um Schuld und Sühne; sondern um eine Naturnotwendigkeit, die sich zu einem unabwendbaren Fatum gestaltet und den Schuldlosen in Mitschuld hineinreißt; auch der Sohn, der dies veranlaßt, ist rückwärts durch sein Blut gebunden. — Die Unschönheit der Darstellung wird dadurch natürlich nicht entschuldigt.“ Zu einer Umarbeitung, an die der Dichter anfangs noch dachte, ist es nie gekommen. Und so blieb der Nachklang (an Erich Schmidt, 25. Mai 1878): „Im Leben wie in der Poesie können wir wohl das Glück entbehren, aber nicht die Hoffnung; und die fehlt in meiner Dichtung. Sie wurde in hoffnungsloser Stimmung niedergeschrieben.“ (Ähnlich an Hermione von Preuschen, 26. Mai 1878, Deutsche Revue 24, III, S. 200.)

Zu S. 59, Z. 1 ff.: Die anschauliche Schilderung des Sturmes und der Hochflut geht auf früheste Kindheitserinnerungen Storms aus dem Februar 1825 zurück. Vgl. G. Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 57f.

*

Renate, 1877/8 (Bd. 5, S. 69). Kladdepapiere mit zahllosen Verbesserungen liegen in Varel. Sie bieten nichts für die Feststellung des endgültigen Textes der oft überarbeiteten Novelle, wohl aber manches für den, der erkennen will, wie Storm sich durch das Lesen alter Chroniken für die Novelle vorbereitet hat. Über den einleitenden Absätzen steht die resignierte Überschrift „Die letzte Novelle?“ — Erster Druck (E): Deutsche Rundschau, Bd. 15, S. 1—42 (April 1878). — Zwei Buchausgaben (B) aus dem Jahr 1878; a) Neue Novellen (zusammen mit „Carsten Curator“), Berlin 1878; b) Renate, Berlin 1878 (2. Aufl. 1914). — 1886 in der Sammlung „Vor Zeiten“; vgl. die Anmerkung zu „Aquis submersus“ (S. 258). — Ges. Schriften, 1889, Bd. 12. — Die beiden Ausgaben von 1878, die in Kleinigkeiten auseinandergehen, sind Verbesserungen des Erstdruckes. Der Druck von 1886, der einige dieser Verbesserungen außer acht

läßt oder rückgängig macht, hat selbständige Abweichungen, die in die Gesamtausgabe von 1889 zum Teil, aber nur zum Teil, aufgenommen sind. Die Gesamtausgabe von 1917 kehrt seltsamerweise zu manchen älteren Lesarten von 1878 zurück.

S. 88, Z. 9—18. Statt der Sätze von und ich nahm bis Männer trinken in E: und ich schenkte ihr aus einem der Bierkrüge in ein Glas, so eben eine Dirne von ihrem frischen Mund gesezt hatte; aber Renate nahm es nicht, da ich's ihr zubot, sondern ein anderes von den leeren, die auf dem Tische waren, und bückte sich zu einem Eimer Wasser und schwenkte es aus.

Erst viele Jahre später hab ich solches in näheren Betracht gezogen; doch weiß ich noch, ich frug: „Bist du so ekel, Renate?“ Auch, daß auf dieses Wort sie fast beschämte wurde und nur ihr Glas mir hinhielt, daß ich es ihr füllte. Änderung 1878. S. 89, Z. 11 rief ich] rief ich und streckte beide Arme ihr entgegen. E S. 92, Z. 32 bis S. 93 Z. 5 Statt der Sätze von Da that die Thür bis mitsammen reden, die die Ausgabe von 1886 zum ersten Mal bringt, haben die früheren Drucke: Da that die Thür sich abermalen auf und geschah mir, als sei es ist jählings helle worden; und war doch nur ein braun und [und fehlt in E] bläßlich Dirnlein, so hereingetreten. Ein Brett mit Glasch und Gläsern sezte sie vor dem Kanapee auf den Tisch, worauf der Bauer rief: „Da kommt der Rheinische; Herr Studiosi; sezet Euch nun, so wollen wir eins mitsammen reden.“

S. 108, Z. 4 Da lagen ein Paar warme Hände] „Still!“ — Und ein Paar warme Hände lagen E S. 108, Z. 9—16 Statt der Worte von Wir schlossen bis zusammenfließen hat E: Was wir sprachen, mag nicht viel gewesen sein. Wir gingen Hand in Hand über die weite Hoffstatt; wir sahen auf unsere Schatten, welche vor uns auf den Rasen fielen, und so das Mondlicht zwischen ihnen Platz gewinnen wollte, neigten wir uns zu einander und schaueten darauf hin, wie sie in eins zusammenfließen. S. 127, Z. 21 Nach Udern

in E noch der Zusatz: „Da liegt der Priester;“ rief ich, „und hier steht der Kerl!“ S. 133, Z. 14 Nach disputiren in E noch: es

hat das Licht sich plötzlich in mein Herz ergossen; S. 133, Z. 16—23 Statt der Sätze Indeß ich vor Erstaunen bis ergossen in E nur: Doch als ich ganz erstaunet frug, wie ihm denn heut die heilvolle Erkenntniß komme, entgegnete er nur: S. 134, Z. 7—10 Statt der Worte

wenn Sonntags bis angebunden hat E: wenn Sonntags alles in der Kirche sei, so stehe ein fremder, brauner Gaul am Pastorate angebunden, prall und blank, doch von inländischer Zucht; S. 135,

Z. 13f. Statt des Satzes nur war bis Welt hat E: nur seine Seele war nicht mehr darinnen.

Abfassungszeit: Aus ungedruckten Briefen an Gebr. Paetel: 15. Nov. 1877: „Ich habe vor einigen Tagen nach allerlei chronikalischen Querlesereien (ähnlich 5. Nov. 1877 an Hermione von Preuschen, Deutsche Revue 24, III, S. 199) meine Feder endlich wieder zu einem seltsamen Stück, von anno 1700 und etliche, für die „Rundschau“ in Bewegung gesetzt; ich hoffe den Knotenpunkt jetzt sicher zu haben, und denke, daß es, wenn nichts Besondres in den Weg tritt, im Februar ausreifen wird.“ — 11. Dez. 77: „An meinem seltsamen Stück aus anno 1700 arbeite ich zwar täglich; aber Sie wissen, es geht langsam bei mir.“ — 9. Jan. 1878: „Die neue Novelle wird wohl ‚Um Anno Siebenzehnhundert‘ heißen, und bin ich dabei wieder der Versuchung unterlegen, mich der Sprache der letzten Jahrhunderte zu bedienen; das getragene Pathos ist für die dichterische Prosa sehr verführerisch.“ — 25. Febr. 1878: „Anbei denn die Novelle; leider kann ich keinen treffenden Titel finden; ‚Eine Hexe‘ wäre schon in gewissem Sinne richtig; aber er präokupiert zu viel; bloße Namentitel, wie ‚Renate‘ sind nun gar fatal; also, wenn Sie oder Dr. Rodenberg nicht eine Erleuchtung haben, muß es einmal so in die Welt, mit der übergeschriebnen allgemeinen Bezeichnung Der Stoff war dies Mal ein überaus schwer zu wälzender Block, da der Konflikt sich zum größtenteil im Innern einer und derselben Person abzuspielen hat; dennoch glaube ich, daß das Ganze jetzt in recht farbiger Gestaltung dasteht. Und die Leser werden, denk ich, nicht erkennen, daß ich z. B. noch gestern eine kleine Szene fünfmal umgeschrieben habe.“ — Mit Erich Schmidt, dem die Überschrift „Anno 1700“ oder gar „Aus anno 1700“ sehr mißfiel, wurden andre Titel beraten: „Schwarze Kunst“, „Aus vergilbten Blättern“, „Am Moore“, „Der Hof“, bis die Novelle den Nottitel „Renate“ erhielt.

Das Hauptmotiv von der Liebe des jungen Predigers zu der Bauerntochter, auf der der Verdacht der schwarzen Kunst lastet, gewann Storm aus Skizzen in Biernatzkis Volksbuch auf 1850 u. d. T. „Bilder aus dem Predigerleben der Vorzeit“. Für die „Renate“ kommt S. 12f. in Betracht. Und nun machte Storm während der Arbeit eine seltsame Probe. Er teilte brieflich am 8. Dez. 1877 Erich Schmidt den primitiven Inhalt der Kalendergeschichte mit, die bei Biernatzki dürftig wie ein bloßer Auszug wirkt. Und der junge Straßburger Professor wendete auf einem mit dem Wort „Spähne“ überschriebenen, von Storm mit dem Zusatz „erhalten 29. Januar 1878“ versehenen Blatt das Motiv von dem nigromantischen Bauern, dem jungen Pastor und der über die Heide reitenden Jungfrau hin und her, um in immer neuen Versuchen zu erproben, wie sich

der Vorwurf dichterisch bezwingen lasse, und zu dem Schluß zu gelangen: „Das Ganze ist übrigens so recht ein Stoff für Sie. Ich verspreche mir sehr viel davon.“ Storm ist in der Verkettung der Ereignisse nun freilich seine eignen Wege gegangen.

Einzelheiten: S. 70, Z. 17 Zu „Mutter Pottsacksch“ vgl. Sagen, Lieder und Märchen der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, hg. v. K. Müllenhoff, Kiel 1845, S. 220 (N. 298). — S. 73, Z. 25 Die von Storm geschilderte Kirche ist die alte, einst mit Kunstwerken reich geschmückt gewesene Marienkirche in Husum, die leider 1807 abgerissen worden war (Gertr. Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 29f.). — S. 93, Z. 24ff., S. 101, Z. 8ff. Ernst Esmarch berichtet in den Monatsblättern für deutsche Literatur, Bd. 7 (1902/3), S. 67, daß aus den von ihm gesammelten Materialien für eine Chronik der Familie Esmarch Storm einiges für die „Renate“ verwendet habe. Gemeint ist die Erwähnung des Kellers und des sauren Bieres. — S. 102, Z. 17 Zu Peter Goldschmidt und seinem „Höllischen Morpheus“ vergleiche man Storms sittengeschichtliche Auszüge (Bd. 8, S. 42). — S. 111, Z. 15 Das Motiv von dem Prediger, dem der Teufel auferlegt hatte, nur ein Strumpfband zu tragen, fand Storm bei Müllenhoff, a. a. O., S. 192f. (N. 264). — S. 73, Z. 19, S. 115, Z. 13ff. Für die Vorstellungen von Irrwischen und anderem Spukhaften hat Storm Sagen aus dem Kirchspiel Ostenfeld verwendet (vgl. Magnus Voß in den Veröffentlichungen des Nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe, Heft 2 (1904/5), S. 147/59).

Freundesurteile über die „Renate“: Briefwechsel zwischen Storm und Keller, 3. Aufl., S. 42, 47f., Briefwechsel zwischen Heyse und Storm, Bd. 1, S. 149.

*

Zur „Wald- und Wasserfreude“, 1878 (Bd. 5, S. 136). Erster Druck (E): Deutsche Rundschau, Bd. 18, S. 331–368, mit dem Geleitspruch:

Noch ein Versuch im Schmetterlinge-Fangen;

Allein der Herbst, der Abend macht mich bangen.

— In der Buchausgabe vereinigt mit „Eekenhof“ und „Im Brauerhause“ als „Drei neue Novellen“, Berlin 1880; nur leicht auf den Stil hin überarbeitet. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 13.

Über die Konzeption dieser Novelle, die im Herbst 1878 beendet wurde, schreibt Storm am 26. Mai 1878 an Hermione von Preuschen (Deutsche Revue 24, III, S. 200): „Auf einer Landtour, die ich mit Ernst [d. i. der Sohn des Dichters] machte, sah ich

ein halberwachsenes, eigentümliches Mädchen, „das reine Lingsel-Mädchen“ warf ich hin. „Ja,“ meinte E., „und sie hat auch die schwermütigen Bagabundenaugen!“ Das tat's.“ — Das Dorf, das Storm im zweiten Teil der Novelle sich als Ort der Handlung vorstellte, ist das nahe bei Husum gelegene Schwabstedt mit seinem Wirt Peter Behrens im Kirchspielskrug.

Im Gegensatz zu Keller (Briefwechsel, 3. Aufl., S. 64), der die Erzählung nicht gering bewertete und drum das „melancholische Motto“ nicht gelten ließ, war Heyse wenig zufrieden (Briefwechsel, Bd. 1, S. 173). Storm selbst bekannte (Briefwechsel mit Heyse, Bd. 1, S. 158), er habe so lange an dem Werk umgeschrieben, bis etwas ganz andres draus geworden sei, als er anfangs gewollt hatte. Auch hier trug er sich wieder mit Umarbeitungsgedanken, die aber nie zur Ausführung gelangten. An Erich Schmidt schrieb er 12. Jan. 1879: „Die erste Hälfte ist auf eine frische Bagabundengeschichte abgesehen, und es folgt nun in der zweiten die sentimentale Geschichte eines eifersüchtigen Mädchenherzens. Wer nun zu fest sich an den Charakter der ersten Hälfte hält, für den fällt die zweite ab, und jedenfalls trägt der Autor die Schuld. Im Sommer will ich sehen, was an der Geschichte noch zu bessern ist — ich glaube freilich, nicht viel. . . Strätelsträtel hatte noch eine große Szene — wie er in der Kirche während der Predigt bestimmt wird, der Kätti nachzuzwandern — ich strich sie aber, weil sie mir das Ganze zu schwer zu machen schien. Sie sollen sie später zu lesen bekommen, falls sie nicht doch noch wieder aufgenommen wird.“ Der Dichter muß sie wohl vernichtet haben.

*

Im Brauerhause, 1878/9 (Bd. 5, S. 196). Handschrift: Eine Kladder mit der Überschrift „Der Finger“ in Varel, eine frühe Form, im Wortlaut noch ziemlich weit von der endgültigen Fassung entfernt. — Erster Druck (E): Westermanns Monatshefte, Bd. 46, S. 1—18 (April 1879) mit dem Titel „Der Finger“. (Abdruck in Dr. L. Meyn's Schleswig-Holsteinischem Hauskalender auf das Schaltjahr 1880, 12. Jg., Garding, S. 133 ff.) — Buchausgaben mit dem Titel „Im Brauerhause“: a) zusammen mit „Zur Wald- und Wasserfreude“ und „Eekenhof“ in den „Drei neuen Novellen“, Berlin 1880; b) Eekenhof. Im Brauerhause. Zwei Novellen, Berlin 1880 (2. Aufl. 1902). — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 14.

S. 196, Z. 19 ihren Mann] ihren alten Mann E

Über die Motive unterrichtet die Storm-Biographie von

Schütze, 2. Aufl., S. 209. — Zu dem Lokal, der Scharfrichterei und der Richtstätte Peter Likdoorns vgl. Gertr. Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 60. — Die Novelle sollte ursprünglich zu dem Titel „Der Finger“ noch den Zusatz „Eine hausbackene Geschichte“ erhalten. — Storm an Gebr. Paetel, 5. Oktober 1879: „Den Titel ‚Singer‘, der etwas unästhetisch einen Punkt der Novelle zu sehr hervorhebt, habe ich verändert.“ — Die Erzählerin ist nach dem Leben gezeichnet, eine schöne und humoristische alte Patrizierin, Frau Bürgermeister Feldberg in Husum (Storm an Erich Schmidt, 10. Juli 1885).

*

Efekenhof, 1879 (Bd. 5, S. 228). Erster Druck (E): Deutsche Rundschau, Bd. 21, S. 1–28 (Oktober 1879). — Buchausgaben: a) zusammen mit „Im Brauerhause“, Berlin 1880 (2. Aufl. 1902); b) zusammen mit „Im Brauerhause“ und „Zur Wald- und Wasserrfreude“ in „Drei neue Novellen“, Berlin 1880. — 1886 in der Sammlung „Vor Zeiten“; vgl. die Anmerkung zu „Aquis submersus“ (S. 258). — Ges. Schriften, 1889, Bd. 13.

Wegen des zarten, dämmerhaften Vortrags der ganzen Novelle war es, wie Storm bald erkannte, ein Fehler gewesen, daß er in E die Erzählung mit einem sachlichen Bericht über das fernere Leben Detlevs und Heilwigs beschlossen hatte, anstatt, wie jetzt, ihr Schicksal geheimnisvoll verklingen zu lassen. In E hatte der jetzige Schlußsatz „Von Heilwig aber und dem blonden Reiter[smann] hat sich jede Spur verloren“ schon nach S. 270, Z. 22 gestanden. Und das Ende hatte nach den Worten „an die äußerste Grenze des Menschenlebens gelangt“ so gelautet: Die Erscheinung des unruhigen Bildes aber ist nicht mehr gesehen worden; doch haben einige wissen wollen, daß auch dieses selber aus der Gesellschaft des stillen Saales verschwunden sei.

Schon weit vor über hundert Jahren ist das Gebäude des Efekenhofes abgebrochen; wohin die Geschlechtsbilder des Rittersaales geraten sind, hat der Erzähler nicht erfahren können.

Nur dies eine soll noch erwähnt werden.

Zu Bergen in Norwegen hat von dem Anfang bis fast zur Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem vornehmeren Kaufmannsstande ein Geschwisterpaar gelebt, von denen es geheißen, daß sie einem norddeutschen Adelsgeschlechte angehörten. Manches schönes Mädchenauge soll nach dem blonden Kaufherrn ausgesehen, mancher hochangesehene Stadtherr um die Hand der dunkelhaarigen Schwester geworben haben; aber sie haben beide das Glück der Ehe nicht so hoch geschätzt, um da-

für eines von dem andern abzulassen. Sonntags zum Gottesdienste in der deutschen Kirche, oder abends, wenn die Komptoire geschlossen waren, zu einem Lustgang vor der Stadt, hat man sie viele Jahre lang durch die unebenen Straßen Bergens mit einander wandeln sehen; zuerst in nicht alltäglicher Jugendschöne, später, und selbst in höherem Alter, noch stattlich und von edlem Aussehen. Und wo sie vorüber gegangen sind, haben die Menschen, die etwa vor ihren Häusern standen, sie ehrerbietig gegrüßt und hinter ihrem Rücken ihnen freundliche Worte nachgeredet. Zuletzt ist nur noch die Schwester da gewesen; doch nicht lange mehr.

Man würde diese Nachrichten nicht besitzen, und vor allem, sie würden hier nicht zu erwähnen sein, wenn nicht aus dem Nachlaß der Geschwister ein jugendliches Frauenbildnis von der Meisterhand des Schleswigschen Malers Jurian Ovens in eine der im vorigen Jahrhundert angelegten deutschen Galerien gelangt wäre. Es soll in deren großem Hause in einem stillen, selten betretenen Gemache gehangen haben und die Mutter derselben in ihrem Brautstande darstellen, obwohl die Schwester in keinem Zuge dem blonden Mädchenkopfe des Bildnisses soll geglichen haben.

Entstehungszeit: Am 18. April 1879 berichtet Storm an Gebr. Paetel, er brüte über einer Novelle. „Das Gerüste ist fertig in meinem Kopf, so daß ich die Geschichte gestern schon erzählt habe.“ Während des Sommers schritt die Arbeit langsam vor und wurde Anfang August, bald nach dem Tode von Storms Mutter, abgeschlossen.

Motive: Zu dem Problem der Geschwisterliebe, dessen der Dichter vor Jahrzehnten in „Geschwisterblut“ nicht Herr geworden war und das er hier mit der vollendeten Kunst des Novellisten ausgestaltet, gesellt sich als zweites das Motiv von dem Mordversuch des Vaters gegen den eignen Sohn und die Vereitelung seines Vorhabens durch den Geist der Mutter. Es war, wie Storm wußte, in der deutschen Dichtung schon zweimal vorgebildet worden: bei K. A. Varnhagen von Ense, „Das warnende Gespenst“, in Fouqués und Neumanns „Musen“, 1. Quartal, Berlin 1812, S. 126–133, lebt ein junger Offizier im Zwist mit seinem Vater, der nach dem Tod der ersten Frau wieder geheiratet hat und nun die Güter, die der Offizier von seiner Mutter, der verstorbenen ersten Frau, geerbt hat, herausgeben soll. Zusammentreffen der beiden auf einem Schloß. Schweigsames Abendessen. Der Sohn geht zu Bett. Nachts etwa um ein Uhr weckt ihn sein Hündchen. Der Offizier gewahrt in der Ecke den Geist seiner Mutter, der warnend nach

der Tür blickt. Draußen hört er Schritte. Er öffnet, ruft hinaus. Jemand flieht unter Zurücklassung eines Messers. Am Morgen erfährt der Offizier: es ist sein eigener Vater gewesen: das Messer verrät, daß er den Sohn hat ermorden wollen. Der Sohn verläßt das Schloß und stirbt bald. Diesen Stoff hat Chamisso in seinem Terzinengedicht „Der Geist der Mutter“ nach mancher Richtung vertieft. Ehe der Sohn aufs Schloß kommt, betet er am Grab der Mutter und fleht um ihren Schutz. Später in der Nacht schreitet der Geist selbst zur Stubentür, vor der Schritte zu hören sind. Dem Sohn fällt plötzlich ein: er hat keine Waffen, da er sie am Abend bei seinem Vater gelassen hat. Die Tür wird von dem Vater geöffnet; dieser flieht vor dem Anblick des Geistes und läßt die Pistolen fallen; es sind die des Sohnes. Dieser verläßt das Schloß; nach einem Abschied vom Grabe der Mutter zieht er in die Welt; jede Spur von ihm verliert sich.

Storm hat nun durchaus keine Gespenstergeschichte schreiben wollen, wie seine Vorgänger, und daher die Nachtszene, in der Herr Hennicke zu Boden stürzt, absichtlich geheimnisvoll gehalten. Hier wünschte sein Sohn Ernst größere Deutlichkeit. Aber Heyse, bei dem sich der Dichter Rat holte (Briefwechsel, Bd. 1, S. 180ff.) riet von jeder Änderung ab. Denn der Reiz der Dichtung liegt in dem eigenartig zarten Vortrag. Darüber äußert sich Storm gegen Heyse (Briefwechsel, Bd. 1, S. 170) und Keller (Briefwechsel, 3. Aufl., S. 66 f., 71). Es war so recht eine Aufgabe für grade diesen Dichter; er nennt daher auch (an Gebr. Paetel, 9. April 1886) diese Novelle seine Lieblingsarbeit. — Storm an Erich Schmidt, 28. Aug. 1879: „Das Schwierige war diesmal die Dekonomie der Dichtung; dem Stoffe gemäß mußte es im wesentlichen so aus dem Nebel hervorgetuscht und, wenn es in der Schilderung zu nahe auf den Leib rückte, wieder zurückgeworfen werden; daher der häufige Gebrauch des Perfektums. Wo ich erst eine Szene dachte, vielleicht halb ausführte, schob ich sie nachmals wieder hinter die Kulissen und ließ davon vor: und nachher nur die Reflexe auf die Bühne fallen. So bei der letzten Wiederkehr des Detlev; so, wie sie zuletzt zur Großmutter gehen. — Ein wunder Punkt, worüber ich noch sinnen werde, ist das Zurücklassen der Pistolen in des Vaters Etube. Das ist nach Lage der Sache nicht genügend motiviert.“

*

Die Söhne des Senators, 1879/80 (Bd. 5, S. 272). Erster Druck (E): Deutsche Rundschau, Bd. 25, S. 1–28 (Oktober

1880). — Buchausgaben: a) Einzeldruck, Berlin 1881 (7. Aufl. 1912); b) zusammen mit „Der Herr Etatsrat“, Berlin 1881. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 14.

Storm hatte längst Sehnsucht (Briefwechsel mit Heyse, Bd. 1, S. 158, 180), einmal wieder etwas Heiteres zu schreiben, wie den „Vetter Christian“; auch sein Freund Petersen mahnte ihn dazu. Ihm zuliebe, der auch die Korrektur las, schrieb er denn „Die Söhne des Senators“ als „eine kleine idyllische Geschichte“, eine „freundliche Familiengeschichte von anno 1700“ (An Gebr. Paetel, 14. Februar und 9. April 1880). Am 14. Juni 1880 (An Erich Schmidt, 16. Juni 1880) wurde sie beendet und sollte ursprünglich den Titel führen „Um den Garten“ (Briefe an seine Freunde, S. 159). Daß sie in der Unruhe des Umzugs nach Hademarschen abgeschlossen wurde, merkt man ihr nicht an. Das Hauptmotiv bot dem Dichter die Woldsensche Familienchronik, wo im Anschluß an das Ableben von Storms Ururgroßvater mütterlicherseits, Bürgermeister Simon Woldsen in Husum (1696–1765), berichtet wird: „Es erübrigt noch zu erzählen, daß der Geist der Zwietracht nach dem Tode Simons unter seinen Kindern fortgelebt hat. Die beiden Söhne, Friedrich und Simon, Halbbrüder, gerieten wegen eines zum Nachlasse ihres Vaters gehörigen Gartens in Streit. Sie wohnten Haus an Haus in der Hohlen Gasse, und ihre Häuser hatten unmittelbar hinter sich keine Gärten. Quer über die Straße, unweit der Wohnhäuser, lag der zum Streitobjekte gewordene Garten. Die Entzweiung der Brüder dauerte angeblich bis an ihr Lebensende. Um sich nicht zu sehen, führte Simon zwischen den Höfen der Wohnhäuser eine hohe Mauer auf, die noch steht. Simon scheint der Unverträgliche gewesen zu sein.“ (G. Storm, Theodor Storm, Bd. 2, S. 195.)

*

Der Herr Etatsrat, 1880/1 (Bd. 6, S. 1). Erster Druck (E): Westermanns Monatshefte, Bd. 50, S. 529–557. — Buchausgaben: Einzelausgabe, Berlin 1882; vereint mit der Erzählung „Die Söhne des Senators“, Berlin 1881. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 18.

S. 3, Z. 11–13: nur pflegte bis erfreuen] aber wo er sie außerhalb seines Faches anwandte, pflegte sie eben nicht mit Dingen beschäftigt zu sein, welche anderer Menschen Herz erfreuen. E
S. 5, Z. 2f. bis er bis dasaß.] bis der Geist aus einigen weiteren Gläsern den Herrn Etatsrat über alle Schwere und Unbequemlichkeit des irdischen Leibes hinausgehoben hatte. E S. 7, Z. 7.
Nach Kopfes in E der Zusatz: welche ihrer verbindlichen Höflich-

feit stets die Wage hielt, S. 12, Z. 19. Nach winden in E der Zusatz: von Zeit zu Zeit ihn an die Stirn hebend, ob er noch nicht passen wolle; S. 44, Z. 23. Das Wortspiel „Rumboides“ für „Rhomboides“ habe ich Storms eigener handschriftlicher Verbesserung im Korrekturbogen entnommen. S. 48,

Z. 27–30. Statt des Satzes oder wenn bis weßen können standen ursprünglich die nur handschriftlich erhaltenen, allzu deutlichen Worte: Denn euer Vater Adam hat wohl mit vom Paradiesesbaum gegessen; aber den Fluch dafür hat Gott der Herr uns armen Weibern aufgeladen! S. 49, Z. 15f. Die Worte während

auf den Schultern bis näher schwankte fehlen in E S. 49, Z. 20–29. Statt des Abschnittes Als der Zug bis Gruft hinabgesenkt steht in E: Der Herr Etatsrat dampfte aus seinem Meeresschaumkopfe, als müsse er unsichtbar machende Wolken zwischen sich und die heranschwankeende letzte Bettstatt seines Kindes bringen; gleichwohl, als man sich seinem Sitze näherte, scheuchte er sie mit seiner runden Hand zur Seite, so daß das stark gerötete Antlitz daraus hervor sah. Er rückte auf seiner Bank; es schien, als ob er zum Gefolge reden wolle. „Contra vim mortis! Contra vim mortis!“ sagte er kopfschüttelnd und winkte herablassend mit der freien Hand nach unten. „Aber recht schönes Wetter hat sie sich zu ihrem letzten Gange ausgesucht!“ Er hatte ein paarmal zu diesen Worten angeseht; als er sie sprach, war der Zug schon in den Kirchhof eingetreten.

„Diesem ohnerachtet“, versicherte mich der alte Rotgießermeister, „und da ich einstmals unsere Quarta durchgemacht, hatte ich das alles wohl verstanden; unser Herrgott läßt eben allerlei Volk in seiner Welt gedeihen; er muß schon wissen, wozu das taugen mag! Aber sagen muß ich doch, nachdem wir den Sarg mit den beiden armen Kindern eingesenkt hatten, und nun den Weg zurückgingen, da rauchte der Herr Etatsrat nicht mehr; seine Hand, in welcher er zuvor die Pfeife gehalten hatte, hielt jetzt einen vom Stamme halb abgerissenen Lindenzweig umklammert, und seine Augen stierten nach dem Kirchhof, wo hinter uns die schwarze Grube zugeworfen wurde; ich glaube gar nicht, daß er uns gesehen hat.“

So erzählte mir der alte Handwerksmann, mit beiden Armen über seine Gartenplanke lehrend, und da auch ihm die Pfeife dabei ausgegangen war, so nahm er aus meinem dargebotenen Täschchen eine Zigarre und blies dann wieder, mit behaglichem Schmunzeln über das ungewohnt gute Kraut, die blauen Wolken vor sich hin. „Es ist ja heute kein Begräbnis“, sagte er wie entschuldigend. S. 50, Z. 6–10. Statt

der Stelle Und der Herr bis aus allem wird liest E: „Ist das eine Novelle, deren Sie mich da gewürdigt haben?“ frug er und langte

aufs neue in die Zigarrenkiste, die ich ihm mittlertweile zugeschoben hatte.

„Eine Novelle? Ich glaube kaum; wenn Sie durchaus klassifizieren müssen, so stellen Sie es zu den „Zerstreuten Kapiteln“, die ich neulich so fein mit ‚Le capital dissipé‘ übersetzt gelesen habe.“

„Hm, ich verstehe. Und der Herr Etatsrat, was ist aus dem geworden?“

„Nun, was zuletzt aus allen und aus allem wird! Zur Erläuterung dieser Änderungen dienen zwei Stellen aus Briefen Storms an Erich Schmidt. 20. Mai 1881: „Im ‚Etatsrat‘ habe ich auf drei Stellen soeben noch große Milderungen vorgenommen.“ Gemeint sind die Stellen S. 5, Z. 2 f., S. 48, Z. 27–30, S. 49, Z. 20–29. 6. Juli 1881: „Sie erhalten anbei die Stellen des Etatsrat gedruckt, wie sie in usum delphini geändert sind; zugleich habe ich, was davon für die Buchausgabe wieder fort soll, mit Bleistift durchstrichen und die schließliche Feststellung dabeigeschrieben. So haben Sie nun den ganzen Vorgang. Die Änderung des Nachgesprächs zwischen dem Rotgießer und der Alten bleibt, denn es muß, besonders am Ende, bei allem, was mit der Phia in Beziehung steht, das Vulgäre, ja das Derbe vermieden werden, wie z. B. die Anspielung auf den Apfelbiß. Die Novelle kommt ins Augustheft.“

„Der Herr Etatsrat“ ist die erste in Hademarschen entstandene Novelle. In den ersten Novembertagen 1880 begann Storm die Niederschrift. An Petersen, Nov. 1880: „Zu einem alten Anfange: ‚Also Sie haben die Bestie noch gekannt?‘, der jahrelang gelegen hat, haben sich plötzlich die Szenen eingefunden.“ — Den Titel verteidigt Storm gegen Ernst Esmarch, 12. August 1882 (Monatsblätter für deutsche Literatur, Bd. 7, 1902/3, S. 68): „Zum ‚Etatsrat‘ möchte ich nachtragen, daß der Titel, der ja überhaupt nie eine verfehlte Sache bessern kann, richtig ist, weil ja der qu. ‚Etatsrat‘ das movens ist. ‚Geschwister‘ würde auf die falsche Fährte leiten, als beruhe das Problem in dem Verhältnis der Geschwister.“

Die Stimmung der ganzen Novelle und der Charakter der Hauptperson. Storm an Gebr. Paetel, 12. Juli 1881: „Man hat gesagt, daß die Familie meine Domäne sei; hier gebe ich ‚die Familie in der Zerstörung‘. — An Ernst Esmarch, 4. Juli 1882 (a. a. O. S. 68): „Der Arbeit liegt die Stimmung einer etwas finsternen Weltanschauung zu Grunde. . . . Aber ihr poetischer Wert wird dadurch ebenso wenig wie der des ‚Hamlet‘ verringert. . . . Fast in allen epischen Dichtungen werden bereits fertige Persönlichkeiten nötig sein, in hier [d. h. im „Herrn Etatsrat“, wo der Neffe Esmarch ein „Werden

und Wachsen“ dieser grotesken Hauptperson verlangt hatte] kam es nicht auf des Vaters, sondern der Kinder Entwicklung durch jenen an.“ — An Erich Schmidt, Sept. 1881: „Das moralisch oder ästhetisch Häßliche wird — wo es nicht zu einer gewissen Schreckensgröße aufsteigt, erst dadurch in Kunst, in specie Poesie verwendbar, daß der Künstler es im Spiegel des Humors zeigt, gleichsam es durch den Humor wiedergeboren werden läßt; dadurch entsteht das, was wir das ‚Groteske‘ nennen.“

Zu S. 36, Z. 30: Das Motiv der „Bitternvertilgungskommission“ dankt Storm Kieler Studentenerinnerungen. Vgl. Gertr. Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 147.

Urteile: Von Gottfried Keller (Briefwechsel, 3. Aufl., S. 124) und Heyse (Briefwechsel, Bd. 1, S. 223).

*

Hans und Heinz Kirch, 1881/2 (Bd. 6, S. 51). Handschrift (H) im Besitz von Frau Dr. Schneider in Dessau. — Erster Druck (E): Westermanns Monatshefte, Bd. 53, S. 1—39 (Oktober 1882). — Buchausgabe (von Storm erneut korrigiert): Zwei Novellen. Schweigen. Hans und Heinz Kirch. Berlin 1883, S. 119 — 241 („Do gewidmet“, vgl. Bd. 1, S. 181). Daneben auch eine Einzelausgabe, 1883, 2. Aufl. 1905. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 15.

S. 95, Z. 14—21. Statt der Stelle Ein Lächeln bis aufzunehmen in E nur: Über Hans Kirch gab es auf, es noch weiter mit der Geschwägigkeit des Greisenalters aufzunehmen.

Storm an Gebr. Paetel, 18. Dez. 1881: „An einer Novelle für die Rundschau [in Wirklichkeit erschien sie später bei Westermann] arbeite ich seit Oktober, wo ich mir den Stoff in der kleinen Ostseestadt Heiligenhafen im Pfarrhause meiner Tochter eingeheimst habe, und hoffe Ende Februar [1882] damit fertig zu werden. Ein ‚Etatserat‘ wird nicht darin vorkommen.“ Am 28. Febr. 1882 wurde die Arbeit abgeschlossen; der Titel war ursprünglich „Hans Kirch und Heinz“. — Die Geschichte von dem Schiffer Brandt und seinem Sohne Christian, die Storm in Heiligenhafen hörte und die ihm das Gerippe seiner Novelle bot, teilt Gertrud Storm (Theodor Storm, Bd. 2, S. 211—215) nach ihres Vater Niederschrift vom 5. Oktober 1881 mit.

Urteile: Die Leser waren sämtlich stark gefesselt (vgl. G. Storm, a. a. O., S. 215 ff.), grade auch durch die Erbarmungslosigkeit und Folgerichtigkeit bis ans Ende hin. Nur wollte Jensen das Werk nicht als Novelle, die an einem bestimmten Punkte gipfeln müsse, gelten lassen, sondern nur als eine Er-

zählung, eine Chronik, eine lange Reihe im Einzelnen bewundernswerter Episoden, denen man die Herkunft aus tatsächlichen Begebenheiten anmerke. — Einem Einwurf Erich Schmidts begegnete Storm am 15. Dezember 1882: „Der Alte [Hans Kirch] ist nicht zu hart, so sind unsre Leute hier, es hätte nur noch eine Szene geschrieben werden sollen, worin die selbstverständlich im Grunde schlafende Vaterliebe zum Durchbruch gekommen wäre Ein Unbedeutendes ist in der Buchausgabe hineingezeichnet beim Gespräch mit dem Pastor.“

*

Schweigen, 1882/3 (Bd. 6, S. 126). Erster Druck (E): Deutsche Rundschau, Bd. 35, S. 161—202 (Mai 1883). — Buchausgabe: Zwei Novellen. Schweigen. Hans und Heinz Kirch. Berlin 1883, S. 3 ff. Nach diesem sorgfältig verbesserten Druck ist 1883 die Miniaturausgabe hergestellt worden. 2. Aufl. 1902. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 17.

S. 132, Z. 3: wie zur Ermunterung fehlt in E S. 144, Z. 14: Sie neigte nur das Haupt] Sie nickte nur E Die Stelle S. 146, Z. 10—29 von wo ein bemooster bis dann heimgegangen lautet in E: wo ein aufgefundener Granitblock einen Ruhesitz gewährte.

Noch jetzt mochte neben jenem Steine ein Strauß von Maililien liegen, den sie dort gepflückt und dann vergessen hatte. Nachdenklich, fast wie grübelnd hatte Rudolph dem drüben wiederum beginnenden Dickicht zugenickt: „Wer sich hier nicht wollte finden lassen, der dürfte schwer zu suchen sein!“ — Da hatte sie die Blumen fortgeworfen: „Ich wollte dich doch finden, Rudolph!“ und war ihm um den Hals gefallen. S. 175, Z. 29 sammelte ein Häuflein] sammelte noch

aus ihrer Börse ein Häuflein E S. 189, Z. 6f.: Keine Kugel bis gerissen] Nicht nur die Dornen waren es gewesen; auch die Kugel hatte den schimmernden Nacken gestreift und eine Strähne des seidenblonden Haares fortgerissen; aber keine dieser Wunden, E S. 193, Z. 33 bis S. 194, Z. 1 am Ende bis Übrigens fehlt in E

Über die Arbeit an der Novelle und Storms dichterische Absichten unterrichten Briefe an Gebrüder Paetel, 2. Dezember 1882: „Das neue Werk, wozu ich fürchte keinen Titel finden zu können, hoffe ich noch vor dem bezeichneten Termin Ihnen einsenden zu können. Jedenfalls ist es ein redlich und gewissenhaft Stück Arbeit; auch dürfte der Konflikt, worauf es beruht, in der vorgeführten Weise kaum noch behandelt sein.“ — Er schickt dann am 10. Febr. 1883 „das korrigierteste aller Manuskripte, das von dem Kampf des Autors mit dem diesmal außergewöhnlich spröden Stoffe offene Kunde gibt.“

Der abstrakte Titel mißfällt ihm, weil er das Thema verrät und dadurch den Leser beeinflußt. Aber Storm weiß keinen besseren. — 14. Mai 1883: „Der Plan ging ursprünglich dahin und die Exposition in der ersten Szene weist auch dahin, daß die Liebe einer rechten, geistig gesunden Frau die Rettung bringen müsse aus dem Wirrsal; während des Schreibens aber kam mir der Gedanke, daß dadurch der Mann zu würdiger Weiterexistenz zu viel verlieren werde, wenn er nur durch die überlegne Kraft seiner Frau erhalten bleibe. So kam ich zu dem jetzigen Schluß, der ja aber nur ein Notdach ist, da alle letzten energischen Handlungen der Frau für die tatsächliche Entwicklung der Sache überflüssig werden und nur zur Illustration der Persönlichkeit der Frau dienen. Ich war zwischen Scylla und Charybdis und habe, wie Sigura zeigt, mich nicht zu retten gewußt.“ Damit ist nun freilich schwer die Mitteilung von Gertrud Storm (Theodor Storm, Bd. 2, S. 217) zu vereinen: „Die Novelle ‚Schweigen‘ sollte eigentlich tragisch enden, aber der Dichter wurde von seinen Töchtern gebeten, sie dieses eine Mal zu einem glücklichen Ende zu führen.“

Der Dichter selbst muß in Erinnerung an die Arbeitsmühen anfangs nicht das Gefühl vollen Gelingens gehabt haben (Briefwechsel zwischen Storm und Keller, 3. Aufl., S. 167 f., 175; Briefe an seine Kinder, S. 175). Aber bald scheint der alte Künstlerstolz wieder hochgekommen zu sein. Denn in dem handschriftlichen Sammelband des Dichters „Was der Tag gibt“ stehn unter dem 1. April 1883 die Verse:

„Schweigen.“

Es ist der alte Meister noch;
Zwar nicht so ganz mehr; aber doch,
Was er gekonnt und er gewesen,
Das könnt ihr immer daraus lesen.

Heyse spendete am 9. Mai 1883 trotz seiner Bedenken gegen den wenig überzeugenden Schluß lebhaften Beifall (Briefwechsel Bd. 2, S. 68 f.).

*

Zur Chronik von Grieshuus, 1883/4 (Bd. 6, S. 195). Erster Druck (E): Westermanns Monatshefte, Bd. 57, S. 1—24 und 149—175 (Oktober und November 1884). — Buchausgabe: Berlin 1884 („Meinem Bruder Dr. med. Emil Storm herzlich zugeeignet“). Auch in Paetels Miniaturausgaben, 1885, 8. Aufl. 1913. — 1886 in der Sammlung „Vor Zeiten“, S. 65—205; vgl. die Anmerkung zu „Aquis submersus“ (S. 258). — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 16.

S. 203, Z. 15f. Einen Augenblick bis aufgeschaut; dann fehlt in E S. 207, Z. 10 beim Bierkrug wie am Spinnrad im Gedächtnis blieben.] im Gedächtnis blieben ist. E S. 214, Z. 3 den Kornschreiber!“] den Kornschreiber!“ rief er fröhlich. E S. 215, Z. 20 hehlings] jählings E S. 217, Z. 10 mit heißem Antlitz] ihr Antlitz wie in Blut getaucht, E S. 217, Z. 14 nicht auf Eures] nicht Eures E S. 218, Z. 26–28 „Ihr mahnet bis dem Feuer] „Und Euer Huhn“ — und zögernd ließ er ihre Hände fahren — „verlangt nach dem Feuer! E S. 220, Z. 20 verklärtem] leuchtendem E S. 235, Z. 22 hohen] schweren E S. 237, Z. 27 Behaglich] Behaglich im letzten Sonnenlicht E S. 240, Z. 22 stirbt] ist tot E und 1884 S. 241, Z. 19f. ein Siebenmonatskind] ein kümmerliches Siebenmonatskind E S. 241, Z. 23 vorüber] hinabgerollt E und 1884 S. 241, Z. 30 im Kloster fehlt E S. 244, Z. 17 seinen durchdringenden] demantenen E S. 250, Z. 8 und ich von der Arbeit zu dem einzigen Fenster trat, dann fehlt E S. 265, Z. 2f. und bis Beben fehlt E S. 266, Z. 8–15: Statt der Sätze Ich stand bis wiederkehrte! hat E: Wie war er schön mit dem Freudenblitz der Jugend in den Augen, da er auf seinem stolzen Thier neben dem Vater aus dem Hofe in den goldenen Herbstmorgen hinaus und in die blühende Heide hinabtrabte. S. 268, Z. 4: Statt und trieb bis ihr Antlitz hat E: und raufchte weiter durch den Garten.

Storms Arbeit an dieser Novelle währte von Anfang September 1883 bis zum 9. März 1884 mit einer vierzehntägigen Unterbrechung in der ersten Hälfte des Januar (Briefe an Gebr. Paetel, und Briefe an seine Freunde, S. 200). — An Keller schrieb er am 10. November 1884 (Briefwechsel, 3. Aufl., S. 199): Die Novelle „ist ganz erfunden; ein kleines italienisches Motiv [das aber nicht mehr nachzuweisen ist] von fünf bis sechs Zeilen gab mir den Perpendikel-Anstoß.“ Daneben aber mag er doch auch die drei Erzählungen von feindlichen Brüdern in Erinnerung gehabt haben, die K. Müllenhoff auf S. 45–47 (N. 45–47) seiner Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, Kiel 1845, mitteilt. — Der Titel der Novelle sollte ursprünglich lauten „Alte Kunden“ (Storm-Gedenkbuch, 1917, S. 152). — Daß Storm den 24. Januar zu einem grausigen Gedenktag derer auf Grieshuus macht, gemahnt ja an den „Vierundzwanzigsten Februar“ von Zacharias Werner. Aber auch nur der leiseste Versuch, die Novelle in die Welt der Schicksalstragödien zu rücken (O. Brahm, Deutsche Rundschau, Bd. 42, S. 473 f.), muß abgewiesen werden. Denn bei

Storm greift kein Fatum geheimnisvoll und erdrückend ein, sondern jede Handlung geht aus den Charakteren hervor.

Einzelheiten: Zu 209,¹⁸ und 210,¹⁹ vergleiche man K. Müllenhoff a. a. O., S. 81 f. (N. 87): Die Polakken in Toftlund. — Am schwersten ist Storm die winzige Episode des Hühnerschlachtens 216,²¹ geworden; er berichtet an Erich Schmidt am 24. Febr. und 4. März 1884, daß er sie viermal umgearbeitet habe und sie noch immer verurteile.

Wirkung der Novelle: Ende Januar 1884, noch vor Vollendung des Ganzen, las — offenbar auf Erich Schmidts Veranlassung — Adolf Sonnenthal die Einleitung und den ersten Teil in einer von dem ersten Studentenverein Wiens geladenen Versammlung vor, soll aber nur mit den dialogisch-dramatischen Partien Eindruck erzielt haben, nicht mit dem ganz epischen Eingang. Besser soll es (nach einem Brief Storms an Gebr. Paetel vom 20. Juni 1884) Lewinsky in einer Privatgesellschaft gelungen sein, die Hörer zu fesseln. — Storm war später besonders beunruhigt durch das zweite Buch, das ihm nicht auf der Höhe des ersten zu stehen schien und an dem er noch bis in den August 1884 feilte.

*

„Es waren zwei Königsfinder“, 1884 (Bd. 6, S. 294). Erster Druck (E) mit der Überschrift „Marx“: Vom Fels zum Meer, Stuttgart, Spemann, 1884/5, I, S. 256–269. — Buchausgabe mit dem neuen Titel und der Widmung „Meinem Sohn Karl Storm zugeeignet“, Berlin 1888; 6. Aufl. 1913. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 18.

S. 308, Z. 25–31 Statt der Stelle Das wär e Fraid bis dagege han in E und noch in der Einzelausgabe von 1888: Do, wenn Se singe thätet, des wär e Freud! E'ischt en alte Liabschaft, 's Bräutigams Vater hot net wölle, und er hat['s] Guet g'hett, aber nu liegt er drüben im Kirchhof, a brav's Steinle über sich, und heut werden's zsammentan! Gelt, Ihr Herre, wenn Ihr dort a Stündle Euere Gfeglein wollt zum Beste gebe! Ei, wir tanze halt aa eins zusamme!“ fügte sie ermutigend noch bei.

S. 313, Z. 13–18 Die Stelle von Es war Mitte Mai bis sich bewegen lautet in E: Außer für Parfümerien und Essenzen gab Marx auch manchen Kreuzer für allerlei Zierlichkeiten aus, was er alles in einem Pappkasten zu verwahren pflegte. Es war Mitte Mai und die Dämmerung war eben angebrochen, da wir übrigen drei, Franz, Walther und ich, zu ihm eintraten; er stand vor seiner offenen Schatulle und kramte in dem erwähnten Pappkasten;

durch das offene Fenster sahen wir drüben die weiße Gardine sich bewegen.

Über die Anregung zu dieser leichten „Sommerarbeit“ berichtet Storm an Gottfr. Keller 7. Aug. 1885 (Briefwechsel, 3. Auflage, S. 210): „Die kleine Erzählung ‚Marx‘ ist ein Konservatorien-erlebnis meines Sohnes, des Musiklehrers Karl, aus Stuttgart; er erzählte es eines Abends hier in den Sommerferien auf der Terrasse so lebhaft, daß ich es in den nächsten Wochen niederschrieb; nur suchten er und seine Freunde vergebens, ein altes Weib fand den Toten so. Die ganze Begräbnis-sorge ging dann durch meines Karls Hände. Die Sache hat einen starken Eindruck auf seine damals junge Seele gemacht. Die Schwärzung des Armen durch die Soldaten ließ ich, im Banne der Wirklichkeit, stehen.“ Karl hat sogar seinem Vater ganze Abschnitte in die Feder diktiert (Storm an Heyse, 19. März 1888, Briefw. Bd. 2, S. 210).

Die mundartlichen Gesprächstücke hatte Storm, der das Schwäbische nur aus einem Besuch bei Mörike und aus Mitteilungen seiner Söhne kannte, die in Stuttgart und Tübingen studiert hatten, in einem unmöglichen Phantasiedialekt niedergeschrieben, der allerlei Oberbayerisches, Österreichisches, Schwäbisches und Freierfundenes enthielt. Frau Mörike hatte dann eine Revision des Dialekts vorgenommen. Aber noch immer war Heyse, ein Kenner auf diesem Gebiet, mit dem „bösen Schwäbisch“ unzufrieden und ruhte nicht, bis Ludwig Laistner die endgültige Säuberung vorgenommen hatte (Briefw. zwischen Heyse und Storm, Bd. 2, S. 208 f., 210 f., 212).

*

John Riew', 1884/5 (Bd. 6, S. 332). Erster Druck (E) unter dem Titel „Eine stille Geschichte“: Deutsche Rundschau, Bd. 42, S. 321–358 (März 1885). — Buchausgabe: John Riew'. Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen. Berlin 1885 („Meinem Freunde Erich Schmidt gewidmet“, vgl. Bd. 1, S. 181). Einzelausgabe: Berlin 1886. — Ges. Schriften, 1889, Bd. 18.

S. 337, Z. 33 Selektanerschaft] Primanerschaft E S. 343, Z. 13 Gymnasiasten] Primaners E S. 366, Z. 16 perlgrauen] oder gelben E S. 366, Z. 21–25 Die Stelle von Er sah nicht übel bis dahinter steckt. fehlt in E S. 366, Z. 27 f. muß ich sagen, hatte] muß ich sagen, zumal er allezeit, wenn er seine Augen aufhob, mit den bleichen Backen zuckte, hatte E

Über den Rohstoff zu der Erzählung äußert sich Storm gegen Paul Heyse am 4. März 1885 (Briefw. Bd. 2, S. 134): „Mir hatte

im vorigen Herbst kein Stoff recht kommen wollen, da stellte, morgens vor dem Aufstehen, sich mit ein alter gutmütiger Kapitän vor, der so ein Kind an seinem Leibtrank teilnehmen ließ; ich notierte mir die Sache, und da nichts andres kam, so schrieb ich dies, ohne viel umzusehen, mit etwas Resignation und wohl ohne den energischen inneren Anteil. Mit dem Titel hast Du ganz aus meiner Seele empfunden; eben gestern sagte ich jemandem: „Ich habe es so genannt, weil ich diesmal bescheiden auftreten muß.“ — Storms erste Notizen für den Anfang der Novelle teilt Gertrud Storm mit (Theodor Storm, Bd. 2, S. 222 f.) — Am 1. Februar 1885 sandte der Dichter die Handschrift an Gebr. Paetel, nachdem er sie den Winter hindurch ausgearbeitet.

*

Ein Fest auf Haderslevhuus, 1885 (Bd. 7, S. 1). Handschrift (H) in Varel. Ältere Überschrift: „Zur Hochzeit“ (Briefwechsel zwischen Heyse und Storm, Bd. 2, S. 140). — Erster Druck (E) mit dem Titel „Noch ein Lembeck“: Westermanns Monatshefte, Bd. 59, S. 80—117. — Dann noch im Jahr 1885 besonders am Anfang und Ende kräftig überarbeitet und mit dem Titel „Ein Fest auf Haderslevhuus“ versehen. Bester Druck: Paetels Miniaturausgabe, Berlin 1886. Daneben: John Riew'. Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen. Berlin 1885. — 1886 in der Sammlung „Vor Zeiten“; vgl. die Anmerkung zu „Aquis submersus“ (S. 258). — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 17. — Diese Novelle hat Storm stilistisch besonders liebevoll durchgearbeitet. Die Drucke von 1885 enthalten noch manche Wendungen von E, sogar ein Zurückgehen auf H. Für den Druck von 1886 wurde wieder manches verbessert. Vor 1888 erhielt die Dichtung ihre letzte Feile.

S. 1, Z. 2 bis S. 2, Z. 6: Der Anfang der Novelle, statt der Sätze Im vierzehnten Jahrhundert bis es zu erzählen. lautete in E [vgl. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, Kiel 1845, S. 29f.]:

Von dem gewaltigen holsteinischen Ritter Klaus Lembeck ist in Chroniken und Geschichtsbüchern genug erzählt und gefabelt worden; denn in den unaufhaltsamen Kriegshändeln, welche gegen und um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in den Nachbarländern Holstein, Schleswig und Dänemark von den verwandten und verschwägerten Herren derselben geführt wurden, suchte deren jeder den Kopf und die starke Hand des Mannes zu gewinnen. So sehen wir ihn zuerst als capitaneus, das heißt als Statthalter des großen holsteinischen Grafen

Gerhard in Nordjütland und als den grimmigsten Feind des Dänenkönigs Waldemar Atterdag; zehn Jahre später war er des Königs Marschall, führte mit Glück dessen Unterhandlung und erwarb ihm eine Reihe fester Schlösser. Auch dieses hatte keine Dauer, denn der Ritter ging, wohin ihn Vorteil oder Neigung zogen; um die Mitte des Jahrhunderts sagte er dem König ab und stand gegen ihn zu Gerhards Söhnen und Herzog Waldemar von Schleswig.

Aber es wurde nichts aus dem Kriege, und Klaus Lembeck, obwohl selbst mit vielen Gütern in Schleswig und in Holstein angeessen, freite in zweiter Ehe eine reiche jütische Witfrau, die ihm außer Gütern in Jütland auch die Bergfeste Dorning in Nordschleswig zubrachte; sie war stark versichert und lag westlich von Haderslev in einem großen Buchenwald. Das Weib starb ihm, da der schwarze Tod auf seiner weiten Reise auch hier ins Land gebrochen war; er selbst aber blieb als Erbherr auf Dorning sitzen. Der König, obwohl obenhin mit ihm versöhnt, trug heimlich dem mächtigen Manne einen Groll und verlangte von ihm, dem ist auch jütischen Eingefessenen, den Huldigungseid; der aber weigerte sich: nur seinem Grafen zu Holstein sei er zu Eid und Pflicht verwandt; und da der König härter in ihn drang, blickte er um sich, und als er genug der Freunde stehen sah, hob er sich trotzig auf und sprach: „Da denn der König einen Eid von mir verlangt, so schwör ich, daß ich ihm und seinem Reiche niemals treu sein werde!“ Und der König tat ein Lachen daran und sagte: „Du hast wahr geschworen; du bist mir nimmer treu gewesen und wirst es nimmer sein!“ — Aber das Lachen war ein arges gewesen; denn nicht lange, so kam er, mit Kriegsgeschwader das Waldschloß Dorning zu berennen, und Klaus Lembeck wehrte sich gleich einem der wilden Eber, die er in seinem Walde pflegte [H: im Wappen trug]; doch da der Dänenhunde ihm zu viel wurden, sandte er einen Hilffschrei über die Eider, und die Holsten seiner gräßlichen Herren kamen mit dem Feldruf: „Holstenland!“ und „Frau vom Himmelreich!“ Und die Dänen flohen; die Holsten aber nahmen alles, was sie nach sich ließen: Kleinodien, Harnische und Geschütze, dazu viel reiche, vornehme Gefangene; und dann gab es ein tönend Fest zu Dorning.

Der hartnäckige König aber sann auf anderes, und bald, nachdem er vergebens den Ritter zu gewinnen gesucht hatte, lud er ihn zu sich nach Wordingburg und verhieß ihm frei Geleit. Dem traute Klaus Lembeck und segelte dahin; als er aber die Stufen des Schlosses hinanstieg, begegnete ihm ein Edelknabe, den er durch seine Freigebigkeit sich einst verpflichtet hatte; der sah wie mitleidig auf den Ritter und summtete vor sich hin: „Das Wasser ist heiß; der Eber mag nur kommen!“ Da stieg Klaus Lembeck keine Stufe weiter; er wandte

sich, erreichte bald sein Schiff und floh nach Hause. Den König aber soll's auf seinem Totenbett noch leid gewesen sein, daß er den Holsten nicht gebrühet habe.

Gegen die Mitte der fünfziger Jahre, nachdem sein Weib begraben und vergessen war, hatte der Ritter sich nach seinen Gütern auf der Insel Föhr begeben und erbaute dort unfern von Borgsum eine feste Burg; Dorning aber hatte er, wie die Chronisten sagen, seinem ältesten Sohne Hennecke überlassen. Auch von diesem Lembeck, dessen gleichnamiger Enkel bei Hemmingstedt gegen die Dithmarscher sein Leben büßte, wissen die Chroniken zu erzählen; denn im Jahre sechzig ergriffen die von Kiel zwei von dessen Hofgesinde, weil sie auf den Straßen geraubt und den gemeinen Frieden gebrochen hätten, und da Graf Adolf von Holstein ein harter Verfolger der Straßenräuber war, so wollten sie nicht dahinten bleiben und ließen den Friedensbrechern auf dem Markte das Haupt vor die Füße werfen. Darob ergrimmte Hennecke Lembeck, und wenn die Kieler zu Markt nach Eckernförde zogen, so lag er mit Reisigen am Wege und erschlug ihrer viele. Aber die holsteinischen Grafen Adolf und Nikolaus verdroß es, daß er ohne Anklage sich solcher Gewalt unterstünde, und es entbrannte darob endlich ein Kriegshandel zwischen denen von Schleswig und von Holstein, in dem die Feste Dorning aufs neu umsonst belagert wurde.

Noch mehr solch wilder und troziger Dinge sind in vielen Büchern von Klaus Lembeck und von seinem Sohne Hennecke zu lesen. Aber es stand noch einer zwischen ihnen, von dem jede Kunde verschollen scheint; denn nicht Hennecke war der älteste Sohn des vielberufenen Ritters; der älteste hieß Rolf Lembeck und saß, wenn auch nur wenig Monde, auf Schloß Dorning. Er war nicht aus dem Eisenstoffe seines Geschlechtes, und lieber als im Harnisch ging er auf leichten Sohlen und in zierlichen Gewändern von Sammet oder Seiden; von ihm war nur ein jäh zerrissenes Minneabenteuer zu berichten, das wie Mondlicht in die Wirrnis dieser finstern Zeiten fällt; aber damit hatten die Chronisten nichts zu schaffen. Und obschon sein Leben ein Vierteljahrhundert kaum erreichte, so war er doch ein deutscher Ritter, blauäugig und mit blondem Haupthaar, von froher, leichter Jugend und von heißer Lebenslust.

Auch ich würde nicht von ihm zu sagen wissen; aber da ich noch sehr jung war, ging aus dem Nachlaß eines alten Organisten in dem friesischen Dorfe Langenhorn, der einstmals Theologie studiert hatte, dabei ein tüchtiger Musikus und bis an seinen Tod ein eifriger Büchersammler war, ein kleiner Pergamentband durch meine Hände, dessen Titel mir noch gegenwärtig ist: „Historiolae, seu de quorundam

in Slesvico-Holsatia nobilium vitis atque rebus gestis.“ Des Verfassers und der Jahreszahl, wenn eine solche angegeben war, entsinne ich mich nicht mehr; dem Büchlein selbst aber habe ich später in antiquarischen Verzeichnissen vergebens nachgejagt. — Von diesen historiolis behandelte die zweite einen Abschnitt, den letzten, aus des Ritters Rolf Lembeck jungem Leben; und was ich dort gelesen, ist um so besser von mir behalten worden.

S. 2, Z. 14f. er lernte tanzen] und Ridevang und Pastourelle tanzen H und E S. 7, Z. 10 schauten sie sich an], das stolze Weib wie ganz verloren, schauten sie sich schweigend an. H und E

S. 7, Z. 22f. nur des Schreibers Kunstwerk ist noch vonnöten.] doch muß er ißt in klarem Wort gefestet werden. H und E

S. 12, Z. 13 Sinnend [saß er] Wein auf Beine saß er sinnend E

S. 13, Z. 8f. und die Leute gingen dort nicht gern fehlt in H und E S. 13, Z. 15 Hans Ravenstrupp] Klaus Ravenstrupp H

und E, und so stets S. 14, Z. 8 derzeit eine Seltenheit hierzulande fehlt in H und E und 1886^a S. 20, Z. 33 sein

Töchterchen] sein zehnjährig Töchterchen H und E S. 22, Z. 25—27: In H und E statt der Worte Einer, der bis geschaffen: Bei dem Verfasser der historiölæ hieß es auch noch, ihr Körper sei gewesen, als habe ihre anima candida ihn selber sich geschaffen.

S. 27, Z. 13f. In H, E und noch 1885 wortreicher: Aber ihre Stimme zitterte ohnwillens; die fühlte besser, daß es doch ein Wagstück sei, und wehte nur wie ein Duft hernieder. S. 28, Z. 17 f.:

Statt der Worte Verschmäh bis rief sie leise in E: Dein Weib begehret deiner!“ rief sie leise. — „Ich wußt nicht, daß die Minne Todespfeile berge!“ S. 30, Z. 7: Nach in Schlaf versunken. haben H,

E und der Druck von 1885 noch den Zusatz: Aber auch mit der Schlafenden trieb die Minne noch ihr Spiel; ein Stöhnen drang aus ihrer weißen Brust, und mehr als einmal streckte sie die Arme aus und ließ sie seufzend wieder auf die Decke sinken. S. 30, Z. 14 f.:

Statt der Worte das Baumrauschen bis eingewiegt haben H, E und die Ausgabe von 1885: auch er hob träumend die Arme auf, aber er schloß sie selig lächelnd über seiner Brust, und was vor seinem offenen Fenster die Nachtigall noch singen mochte, es kümmerte ihn nicht.

S. 33, Z. 1 Was ist dir?] Du weißt Röslein, was ist dir? H, E und 1885 S. 33, Z. 34 ein anderer] ein Loter H, E und 1885

S. 35, Z. 8: Auf die Worte nach ihr hin folgt in H, E

und 1885 noch: als wolle es sein blind Vertrauen ihr bezeigen.

S. 38, Z. 5: Auf die Worte nahm sie seine Hand folgt in H,

E und 1885: und drückte sie um ihre Hüfte; S. 43, Z. 15 Möge der Teufel ihr weiter helfen!] Ich bring's ihr; stoßt mit an! H, E

und 1885. S. 44, Z. 20—22: Statt der Worte schritt in den Hof bis hörbar in H und E nur: ging zur Tür hinaus. 1885: schritt in den Hof hinab.

S. 48, Z. 27 f. Statt der Worte o Rolf bis weiß es in H, E und 1885: ein Wind kann mich verwehen. S. 49,

Z. 16—29: Die Stelle lautet in H, E und im Druck von 1885: Ein selig Lächeln überflog das Angesicht des Kindes: „O Rolf, wir werden alle glücklich sein!“

Ein Regentropfen fiel herab, ein langer Donner rollte über ihnen hin. „Gott hat's gehört!“ sprach er.

— „O Rolf, wann kommst du wieder?“

„Ich sag't's dir ja!“

— „Gewiß?“

„O ganz gewiß! Glaubst du, daß ich den Weg vergessen könne!“

Die Donner rollten stärker, und die Blitze flammten heller; vom Turme rief das Wächterhorn. Noch einen heißen Kuß; noch einmal fest, als wie auf ewig, Brust an Brust; dann war nur Nacht und Wetterschein auf diesem Platze. S. 57, Z. 34 „Ein Geier!“ sprach sie leise.] sie schüttelte den Kopf: „Nein, nein — ein blauer Bach —

auf Silber —“ und sie schloß die Augen wieder, die sie kaum geöffnet hatte. H und E S. 69, Z. 27—29: In H, E und in der Ausgabe von 1885 statt der Worte Da ging bis durch einander: Und

von denen, die es sahen, rührte keiner nur ein Glied.

Aber ein anderes geschah: Rolf Lembeck, ehe einer dachte, es zu hindern, hatte die Lote aus der Lade gehoben und ließ ihr schönes Haupt an seine Schulter sinken. Da fuhren die Schwerter aus den Scheiden, die Frauen schrien auf und Stimmen flogen durch die Halle:

S. 70, Z. 1 bis S. 71, Z. 12: Die Stelle von Rolf Lembeck regte sich nicht bis eine Brücke von Licht geworfen lautet in H und E: Zwei Männer waren, die hatten nicht ihr Schwert gezogen: der Schloßhauptmann der eine, der andere Rolf Lembeck. Der erstere fuhr rasch empor: „Zurück, ihr Freunde!“ rief er, seine Hand ausstreckend; „mein Fest — mein Kind und — mein auch dieser Ritter!“

Doch als er darauf sich ihm nahen wollte, da wich Rolf Lembeck und entfloh mit seiner leichten Beute durch die offenen Türflügel in den weiten hellen Saal dahinter, die Lote an sich pressend, die Augen wie im Wahnsinn auf das süße, starre Antlitz heftend. Er floh [H: flog], er wußte nicht wohin; nur irgendwo allein, in Sicherheit mit ihr! Nur eine, noch eine stille letzte Stunde mit der Toten! Ob jemand folge, daran dachte er nicht; er kam durch eine Tür in kleine düstere Gemächer, wo nur ein Mondstreif auf das Lotenantlitz fiel; hinunter eine Treppe, durch einen Vorplatz, eine große Tür; da schlug der Kerzenglanz aus einer weiten Halle ihm entgegen; von der Mitte

des Fußbodens erhob sich ein gewaltiger Hund und rannte mit heiserem Knurren auf ihn zu. Rolf schloß die Leiche fester an sich und hatte schon die Hand am Schwert, da sprang das große Tier mit zärtlichem Winseln an ihm auf und leckte die herabhängende Hand der Toten. „Heudan, du bist es, Heudan!“ rief er und stand einen Augenblick und legte die Hand liebevoll auf den Kopf des Tieres.

Aber drüben aus der Tür der Turmtreppe trat die furchtbare Gestalt des Schloßhauptmannes; ein Wutschrei flog zu ihm hinüber; da erschrak er und floh durch dieselbe Tür zurück. Noch ein paar finstere Räume, dann straukelte sein Fuß an einer Treppenstiege; er klomm hinauf, da kam es hinter ihm — nein, es war nur der Hund! Die Treppe wandte sich im Kreis empor, nur hier [H: hie] und da ein Mauerloch, durch das die Nachtluft zog, dann oben eine offene Luke. Er stieg hindurch und warf sie zu.

Es war die Platte des stumpfen Turmes, die er erstiegen hatte; sanft rauschten die Baumwipfel aus der Tiefe herauf, denn der Abendwind war fast entschlafen; über ihm flammte der Himmel in seinen Millionen Sternen, und von Süden [H: Osten] schimmerte die Bucht des Kleinen Beltes, über die Wasser hatte der Mondschein eine Brücke von Licht geworfen. Die Ausgabe von 1885 zeigt eine Übergangsform zwischen den beiden Fassungen. S. 72, Z. 14f.: Ich

habe von ihnen weiter nichts erkunden können;] Der Verfasser der *historiolae* sagt nichts von ihnen; H und E

Die Novelle wurde Anfang März 1885 begonnen und das Manuskript am 29. Juli an Westermann abgesandt. — Über das alte Schloß Haderslevhuus bringt Biernatzkis Volksbuch auf das Jahr 1848, S. 112 ff., einige Notizen mit einer Abbildung der später gebauten Hansburg aus dem 16. Jahrhundert. — Die Schlußmotive der Novelle, die Ladung zur Hochzeit statt zum Leichenfest, die Feier um Mitternacht, die Flucht durch die Gemächer und den Sprung von der Zinne hat Storm dem Gedicht „Die Hochzeitfeier“ von H. Wenzel (Sagen des Neckartals, der Bergstraße und des Odenwalds, gesammelt von F. Baader, Mannheim [1843], S. 131–139) entnommen. Hier stürzt sich allerdings nur der verzweifelte Liebhaber allein in den Abgrund. Heyse hatte gegen den Ausgang der Novelle schwere Bedenken (Briefwechsel Bd. 2, S. 148). — S. 72, Z. 11 in unserm alten Liede: vgl. Der Nibelunge Not 17, 3.

*

Böttjer Basch, 1885/6 (Bd. 7, S. 73). Handschrift (H), überschrieben „Aus engen Wänden“, in Varel. — Erster Druck (E) mit

gleicher Überschrift: Deutsche Rundschau, Bd. 49, S. 1–37 (Oktober 1886). — Buchausgaben: a) Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen. Berlin 1887, S. 1–99. 8^o; b) minderwertig, noch stärker mit E übereinstimmend, die Duodeztausgabe: Bötjer Basch. Eine Geschichte. Berlin 1887 (Meiner Tochter Dodo gewidmet, „wil he nich mehr leben mag“. (Zitat aus der Novelle selbst. S. 116, Z. 18 f.); 2. Aufl. 1891; 9. Aufl. 1913. Aus der Korrespondenz mit der Firma Paetel geht hervor, daß Storm die Oktavausgabe von 1887 selbst korrigiert hat, die Durchsicht der Miniaturausgabe aber der Druckerei überließ, die ihre Aufgabe sehr mangelhaft erfüllte. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 16. — Ursprünglich war die Erzählung für die „Deutsche Jugend“ bestimmt.

S. 73, Z. 2: In H, E und in der Duodeztausgabe von 1887 beginnt die Erzählung mit den Sätzen: *Es ist kein Kunstwerk, nur eine Erinnerung, zu deren Niederschrift ich heute meine Feder ansetze; wenn Gedächtnis und Phantasie mir getreu bleiben wollen, so mag es immerhin dessen wert sein.* S. 103, Z. 20 f. In H, E und der Miniaturausgabe von 1887 hochdeutsch: „Fris! Fris! Nun pfeift er auch die zweite Reihe!“

Storm an Erich Schmidt, 3. März 1886: „Bemerken will ich nur, daß ich die Szene zwischen Fris und Magdalene [d. i. S. 123, Z. 22–31] später [d. h. während der Korrektur des Rundschau-druckes] verbessert habe, und daß Sie [S. 125, Z. 23 f.] die Worte: „es wird immer schöner — neuen Leben“ streichen und statt dessen lesen müssen (denn freilich ein wenig Plattdeutsch müssen Sie bei der „Geschichte“ verstehen —) „Is doch schön to Huus — un nu versöök, ob du't noch bäter, as de Dochter kannst!“ Statt S. 123, Z. 22–31 hatte nämlich in H und den Korrekturbogen von E gestanden: Das Mädchen nickte: „Als ich noch klein war, Sie waren allzeit so gut zu mir, wenn die bösen Jungen mich ‚Kolibri‘ schalten und mit Schneebällen hinter mir her warfen; Sie hoben mich einmal aus einem großen Schneehaufen, worin sie mich geworfen hatten, daß nur noch mein kleines Gesicht hervorguckte.“ Und statt S. 125, Z. 23 f. hatte Storm ursprünglich die etwas papierenen hochdeutschen Worte geschrieben: „es wird immer schöner hier zu Hause; nun wecke deinen Meister zu einem neuen Leben!“

Das Manuskript „Aus engen Wänden“ wurde am 9. Febr. 1886 an Gebr. Paetel abgesandt mit der brieflichen Anweisung (8. Febr.): „Die ersten fünf Zeilen [vgl. die Lesarten] mögen Sie beliebig streichen oder stehen lassen; ich wollte mir damit nur Raum für eine etwas freiere Form schaffen, die der Stoff verlangte.“

Die Stelle S. 86, Z. 17 ff. von den dürftigen botanischen Kenntnissen des Kollaborators beruht auf Erinnerungen Storms an seinen Unterricht in der Husumer Gelehrtenschule (Gertr. Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 91).

*

Ein Doppelgänger, 1886 (Bd. 7, S. 132). Erster Druck (E): Deutsche Dichtung, hg. v. K. E. Franzos, Bd. 1 (1887), S. 2–9. 34 f. 58–63. 82–87. 106–111. 130–139. — Überarbeitete Buchausgabe (B): Berlin 1887 („Meiner lieben Tochter Gertrud gewidmet“). 4. Aufl. 1911. — Nochmals leicht überarbeitet: Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen (Bötjer Basch. Ein Doppelgänger). Berlin 1887, S. 101–208. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 15.

S. 137, Z. 22 [schlichter] junger E und dementsprechend Z. 25 f. der junge Advokat ist mir schon recht. E S. 143, Z. 21 [Franz Adolf] Hans Adolf E (und so stets) S. 170, Z. 4–23: Statt der Stelle von Ich bin ein armer Lump bis wenn du es kannst in E: Aber macht Ihr ihn, Nachbar! Ich bin ein armer Lump; aber sie ist so jung noch, ich kann sie doch nicht wie ein Vieh in die Grube werfen!“

Der Alte frug, wie denn das Unglück hier zu Platz gekommen sei, und John verschwieg ihm nichts; der Nachbar, der die Leute kannte, glaubte ihm und war kein Schwäger. „Ich weiß wohl,“ sagte er und sah ihn grollend durch seine runde Brille an, „daß du das Weib nicht verdienstest, das hier liegt, du brauchst das gar nicht laut zu sagen, aber Sorge nicht, ihr letzter Weg soll ohne Schimpf und Schande sein.“

S. 170, Z. 32 aus seinen Augen] aus den Augen des gebrochenen Mannes E S. 171, Z. 3 er das] es sein E es das B S. 178, Z. 15: Nach mein Vater!“ in E und B noch: Meist hielt es seine Händchen nur sanft um des Vaters Hals gestrickt. S. 178, Z. 16 diese Tochter ihm] ihm das Kind E B S. 178, Z. 22–27: Die Stelle von Manchmal in der Nacht bis gewesen sei lautet in E und B: Manchmal war auch das Kind erwacht und rief ihn an und weinte und streckte die Arme nach seinem Bette. Wenn er dann am Abend darauf sie in der Einsamkeit der Nacht auf seinen Armen trug, erzählte er ihr, wie Süßes ihm im Traum geschehen, wie schrecklich sein Erwachen gewesen sei. S. 183, Z. 11 [scharfen] hellen E S. 185, Z. 13 nicht ohne Bedeutung] mutlich E S. 185, Z. 33 [Spur] Ranke E S. 188, Z. 19 f.: Die Stelle von Die Kartoffeln bis im Wege gewesen fehlt in E

Zum ersten und einzigen Male hat hier Storm, dem Drängen von Karl Emil Franzos nachgebend, den Anfang einer Novelle

schon drucken lassen, als das Ende noch nicht geschrieben war. Sie wurde am 17. Sept. 1886 abgeschlossen; am 21. Sept. hat Storm den letzten Teil des Manuskripts abgeschickt. — Ursprünglich führte die Dichtung den passenderen, freilich die Katastrophe vorweg verratenden Titel „Der Brunnen“. Die jetzige Überschrift ist nicht gut; denn es handelt sich nicht um die gleichzeitige Existenz zweier zum Verwechseln ähnlicher menschlicher Wesen, sondern um zwei Entwicklungsstufen eines und desselben Menschen und um den Kampf der beiden Erinnerungsbilder in der Seele der einen Frau.

*

Ein Bekenntnis, 1887 (Bd. 7, S. 197). Früheste (überholte) Niederschriften und Notizen in Varel; hier hat die Novelle noch die vorläufige Überschrift „Die Erzählung des Arztes“ oder „Novella medici“. — Erster Druck (E): Westermanns Monatshefte, Bd. 63, S. 1—28 (Oktober 1887). — Buchausgabe („Meiner lieben Tochter Lucie“): Berlin 1888. 2. Aufl. 1889; 5. Aufl. 1912. — Gesammelte Schriften, Bd. 19.

Diese Novelle, ein Erzeugnis der Genesungszeit nach langer Krankheit, ist in der Zeit vom 15. März bis 20. Mai 1887 entstanden (An Ludwig Pietsch, 31. Aug. 1887). Am 24. Mai ging die Handschrift an Westermann ab. — Konzeption: Herbst 1885. — Über das Grundmotiv und Paul Heyses „Auf Tod und Leben“, das annähernd den gleichen Stoff behandelt, spricht sich Storm gegen Gottfried Keller am 9. Dez. 1887 aus (Briefwechsel, 3. Aufl., S. 222 f.). Storm ist nicht durch Heyses Dichtung angeregt worden; dennoch faßte dieser Storms „Bekenntnis“ wie eine Kritik und Verbesserung seiner eignen Leistung auf und konnte dem jüngeren Werk nicht gerecht werden. Heyses Motiv ist: „Darf man einem als unheilbar Erkannten den Tod geben?“ Storm formuliert das seine: „Wie kommt man dazu, sein Geliebtestes zu töten, und was wird mit uns, wenn wir es getan haben?“ (An Erich Schmidt, 29. Sept. 1887).

Zu S. 204, Z. 4ff.: Die seltsame Traumerscheinung hat man gelegentlich mit E. T. A. Hoffmanns „Doppelgänger“ zusammengestellt. Die Einflechtung grade dieses Motivs aber erkannte Storm als Fehler. An Erich Schmidt, 29. Sept. 1887: „Ein visionärer Traum aus meiner Jugend, der mir zuerst besonders für die Charakterisierung der Frau gut zu passen schien, ist hineinverflochten; aber er erweckt im Leser Erwartungen, die nicht erfüllt werden. Das ist der Fehler.“

*

Der Schimmelreiter, 1888 (Bd. 7, S. 252). Erster Druck (E): Deutsche Rundschau, Bd. 55, S. 1—34. 161—203. — Buchausgabe: Berlin 1888 („Meinem Sohn Ernst Storm, Rechtsanwalt und Notar in Husum, zugeeignet“). 23. Aufl. 1915. — Gesammelte Schriften, 1889, Bd. 19.

S. 361, Z. 16—22: Die Stelle von ein paarmal bis aufs neue zu betrachten fehlt in E

Mit dem Stoff trug sich der Dichter mehrere Jahre. An Erich Schmidt, 3. Febr. 1885: „Jetzt rührt sich ein alter mächtiger Deichsagenstoff in mir, und da werde ich die Augen offen halten; aber es gilt vorher noch viele Studien!“ Nach Neujahr 1886 hofft er beginnen zu können. Im März zögert er immer noch, denn die Geschichte müsse besonders gut werden, und dazu fehle die Ruhe und auch manches Material. Im Juli und August 1886 wird einiges zu Papier gebracht (Briefe an Gebr. Paetel). „Aber es ist ein heikel Stück, nicht nur in puncto Deich- und anderer Studien dazu, sondern auch weil es seine Mücken hat, einen Deichspuß in eine würdige Novelle zu verwandeln, die mit den Beinen auf der Erde steht. Die Geschichte spielt im vorigen Jahrhundert.“ Krankheit und die Niederschrift des „Doppelgängers“, der 70. Geburtstag, neue Krankheit und die Arbeit am „Bekenntnis“ treten dazwischen. Endlich zwingt er den Stoff Ende 1887 und Anfang 1888; am 9. Februar 1888 wird der „Schimmelreiter“ im Manuskript abgesandt. Eine „letzte kleine Szene“ (Brief an Gebr. Paetel, 3. März 1888) wurde gestrichen, weil sie „zu sehr aus der Stimmung fiel.“

Ein treuer Berater in allen wasserbautechnischen Einzelfragen war Storms Freund Christian Eckermann. Storm an seine Tochter Elsabe, 29. Okt. 1887 (Briefe an seine Kinder, S. 281): „Von Mittwoch auf Donnerstag waren Mama und ich bei Eckermanns in Heide; ich, um mit ihm über allerlei Technisches in Deichsachen zu konferieren, dessen ich für meinen ‚Schimmelreiter‘ bedurfte.“ Eckermann (1833—1904) war Landesbaurat der Provinz Schleswig-Holstein; seine Biographie steht im 9. Band des „Deutschen Nekrologs“. Er hat sehr hübsche, von Joh. Sass als Manuskript herausgegebene Jugenderinnerungen in plattdeutscher Sprache hinterlassen u. d. T. „As ick so'n Jung weer“. — Da nun das Deichbautechnische allerlei Fachausdrücke erforderte und die fremdartigen Wörter der „Deichlandsprache“ Erich Schmidt, Jacob Baechtold u. a. Schwierigkeiten bereiteten, so fügte Storm selbst seiner Novelle folgende Worterklärungen bei:

Für binnenländische Leser.

Schlick, der graue Ton des Meerbodens, der bei der Ebbe bloßgelegt wird.

Marsch, dem Meere abgewonnenes Land, dessen Boden der festgewordene Schlick, der Klei, bildet.

Geest, das höhere Land im Gegensatz zur Marsch.

Haf, das Meer.

Fenne, ein durch Gräben eingehegtes Stück Marschland.

Springfluten, die ersten nach Voll- und Neumond eintretenden Fluten.

Werfte, zum Schutze gegen Wassergefahr aufgeworfener Erdhügel in der Marsch, worauf die Gebäude, auch wohl Dörfer liegen.

Hallig, kleine unbedeichte Insel.

Profil, das Bild des Deiches bei einem Quer- oder Längenschnitt.

Dossierung (oder Böschung), die Abfall-Linie des Deiches.

Interessenten, die wegen Landbesitz bei den Deichen interessiert sind.

Bestückung, Belegung und Bestückung mit Stroh bei frischen Deichstrecken.

Vorland, der Teil des Festlandes vor den Deichen.

Roog, ein durch Eindeichung dem Meere abgewonnener Landbezirk.

Priel, Wasserlauf in den Watten und Außendeichen.

Watten, von der Flut gespülte Schlick- und Sandstrecken an der Nordsee.

Demath, ein Landmaß in der Marsch.

Pesel, ein für außerordentliche Gelegenheiten bestimmtes Gemach, in den Marschen gewöhnlich neben der Wohnstube.

Lahnungen, Zäune von Buschwerk, die zur besseren Anschließung vom Strande in die Watten hinausgesteckt werden.

Die Armesünderglocke, 1888 (Bd. 7, S. 378). Die Bruchstücke dieser letzten Arbeit, bei der dem Dichter die Feder aus der Hand sank, hat Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 2, S. 248 bis 260, als Beilage veröffentlicht. Den „Perpendikelanstoß“ erhielt Storm aus der „Sammmlung einiger Husumischen Nachrichten von Anno 1089 bis Anno 1700 von J. Lass, Flensburg 1750“ (mit zwei Fortsetzungen von 1750 und 1752).

Anmerkungen zu den Bruchstücken einer eigenen Lebensgeschichte, den Aufsätzen, Anzeigen und Vorreden

Aus der Jugendzeit (Bd. 8, S. 3). Erster Druck u. d. T. „Nachgelassene Blätter“: Deutsche Rundschau, Bd. 57, S. 341–46 (November 1888). Storm hatte diese Aufzeichnungen schon in der ersten Hälfte der Achtzigerjahre begonnen, sie dann acht Jahre nach dem Tode seiner Mutter (Juli 1878) wieder aufgenommen und sie nach Abschluß des „Schimmelreiters“ abermals fortgesetzt. Handschriftlich sind noch einige weitere Bruchstücke erhalten, die Gertrud Storm, Theodor Storm, Bd. 1, S. 32f., 35–37, 44f. mitgeteilt hat, die aber zu abgerissen und uneinheitlich sind, um sie in die Sämtlichen Werke mit aufzunehmen; sie umfassen meist nur wenige Zeilen.

*

Erinnerungen an die Lübecker Gymnasiastenzzeit und an Ferdinand Röse (Bd. 8, S. 12). Erster Druck: Carl C. T. Litzmann, Emanuel Geibel, Berlin 1887, S. 18–21.

*

Eine Episode aus dem Berliner Studienjahr 1839 (Bd. 8, S. 16). Dieses Situationsbild schrieb Storm am 1. August 1839 für seinen Jugendfreund, den späteren Maler Albert Wagner, nieder. Erster, nicht ganz vollständiger Druck: Storm-Gedenkbuch (1917), S. 36f.; Handschrift im Besitz von Prof. Albert Köster in Leipzig.

Unter Leitung von Ferdinand Röse hatte sich in Berlin eine jugendliche Dilettantenvereinigung zu theatralischen Auführungen zusammengetan; auch Storm gehörte vorübergehend diesem „Theatro alla scala“ an. Die übrigen Mitglieder kann man der Aufzeichnung Storms entnehmen und einem Einblattdruck, der sich im Besitz von Prof. Albert Köster in Leipzig befindet. Es ist das ein Gedicht von Ferdinand Röse (?), auf dessen Rückseite sich eigenhändig die Angehörigen des Vereins eingetragen haben: F. A. Röse, H. W. Storm, Th. Wagner, Aug. Röse, Antonie Kuhn, Minna Völckner, G. Meyer, Louise Schulze, Henriette Völckner.

*

Meine Erinnerungen an Eduard Mörike (Bd. 8, S. 19). Erster Druck (E): Westermanns Monatshefte, Bd. 41, S. 384–92 (Januar 1877).

Storm hat die Erinnerungen niedergeschrieben, als er sich im August 1876 mit seiner Frau und der Tochter aus zweiter Ehe auf dem Lande in Fobeslet bei Kolding bei Verwandten aufhielt. Im September 1876 wurde das Manuskript fertig (an Pietsch, 27. September 1876).

S. 21, Z. 8 ff. Die sel'gen Seeen: aus Mörikes „Gesang zu zweien in der Nacht“ (erste Fassung). — S. 26, Z. 16: Das Gedicht „An Elise“ (jetzige Überschrift „Margareta“) ist identisch mit dem Gedicht „Ach, muß der Gram“. — S. 30, Z. 17 ff.: Die Dialogstellen im schwäbischen Dialekt verteidigte Storm am 17. August 1877 in einem Brief an Erich Schmidt: „Mein nächstzubeantwortender Brief ist an Frau Mörike; sie beschwert sich, daß ich M. schwäbisch redend aufgeführt, sie hätten das nie an ihm bemerkt. Allein mein Tagebuch ist getreu; wie sollten auch sonst die Äußerungen vorgekommen sein: ‚Eins hat mich an Ihnen überrascht: — daß Sie Dialekt sprechen‘ und M. darauf: ‚Wisse Sie was? Ich möcht's doch nit misse.‘ Natürlich aber hört ein Schwabe nicht, wenn der andre schwäbelt.“ — S. 31, Z. 4 ff.: Aus dem Gedicht „Neue Liebe“. — Zu den „Erinnerungen“ im ganzen gibt der „Mörike-Storm-Briefwechsel“, hg. von Jakob Baechtold, Stuttgart 1891, nach dem ich zitiere (neue Ausgabe von H. W. Rath, Stuttgart 1919), die willkommenste Erläuterung und Ergänzung. Vgl. auch Storm an Oskar Blumenthal: Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik, Bd. 1, Berlin 1875, S. 507.

In E folgte noch das Nachwort: E. Höfer hat in einem nach des Dichters Tode erschienenen Aufsatz die Kundigen aufgefordert, zur Herstellung seines wirklichen Bildes beizutragen, mit dem Hinzufügen: denn die Spuren eines so stillen und engen Daseins, die selbst während des Lebens nur von wenigen bemerkt und beachtet worden sind, pflegen nach dem Tode mit erschreckender Schnelligkeit vollends zu verschwinden.

Möge man denn zu den seitdem veröffentlichten wertvollen Aufzeichnungen von Ruh, Waldmüller, Fr. Notter u. a. die vorstehende als eine, wenn auch bescheidene, Ergänzung gelten lassen. Nichts aber würde uns, nach meiner Ansicht, den Dichter lebendiger vor Augen führen helfen, als, worauf schon Notter hinsichtlich der Korrespondenz mit Moritz Schwind hingewiesen hat, die Veröffentlichung einer Auswahl seiner Briefe; denn selten dürfte sich in solchen so die Persönlichkeit des Schreibers ausdragen, und wiederum selten die menschliche und die dichterische Persönlichkeit sich in solchem Grade decken, wie dies bei Mörike der Fall ist.

Hoffen wir, daß bei einer zu erwartenden Gesamtausgabe diese Pflicht gegen den Dichter und sein Publikum nicht versäumt werde.

*

Aus Husumer Geschichtsquellen (Bd. 8, S. 39). Erster Druck: Westermanns Monatshefte, Bd. 31, S. 465–479 (Februar 1872) mit der Überschrift „Zerstreute Kapitel“. — Die Hauptquellen für diese im Oktober 1871 abgeschlossenen Lesefrüchte und Skizzen nennt Storm im Text. Kleine Einzelheiten daraus hat er in den Novellen „Aquis submersus“ und „Renate“ verwendet. Und eine späte Rückkehr zu dem „derb sinnlichen Zug des Mittelalters“ und den „unehrlichen Leuten“ wollte er noch in der Novelle „Die Armesünderglocke“ tun, deren erste Anfänge sich in seinem Nachlaß gefunden haben.

S. 39, Z. 32 D. [Casp. Danckwart] Storm meint den 1672 gestorbenen Bürgermeister Caspar Danckwerth, den Verfasser der 1652 erschienenen „Nenen Landesbeschreibung der zwey Herzogthümer Schleswich und Holstein“, und verwechselt ihn mit dem 1652 verstorbenen Husumer Pastor Petrus Danckwart. — S. 42, Z. 24 f. [Betrübete Welt] dazu Storms Anmerkung: Des Holländers Bekker Buch gegen den Glauben an Teufel, Gespenster und Hexen, die betäubete Welt (De betoverte Wereld) genannt, ward bekanntlich in alle Sprachen, auch ins Deutsche übersetzt. In diesem Buche war bewiesen, daß es Grausamkeit und Nartheit sei, bössartige oder unglückliche, von der Natur vernachlässigte, von Alter und Armut gedrückte weibliche Geschöpfe, oder auch Personen, die dem unwissenden Haufen übernatürliche Dinge zu verrichten schienen, als Verbündete des Teufels zu verfolgen, zu quälen, grausam hinzurichten. (Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von F. E. Schloffer, Bd. 1, S. 557.) Die erste holländische Ausgabe von Bekkers Buch erschien 1691, die erste deutsche 1693. — S. 42, Z. 25 [1704] Die erste Ausgabe war 1698 erschienen. — S. 50, Z. 16 [gedruckt zu Schleswig 1699] hierzu Storms Anmerkung: Die Benutzung derselben verdanke ich dem Herrn Archivarius Dr. D. Beneke in Hamburg, in dessen ebenso lesenswerthem als lesbarem Buche „Von unehrlichen Leuten“, Hamburg 1863, W. Mauke, auch der Gieseschen Schrift nähere Erwähnung geschieht. — S. 53, Z. 3 vier [Emter] hierzu Storms Anmerkung: Schneider, Schuster, Bäcker und Schmiede. — S. 60, Z. 20 [das Betreiben von Kuren] hierzu Storms Anmerkung: Wenn einem späteren Müller um 1773 von seinem Lehrmeister, dem Kieler Scharfrichter, attestiert wird, daß er acht Jahre als „Patienten-Verbinder“ bei ihm gewesen, so mag sich das wohl nur auf die Gestäubten oder bei sonstigen Exekutionen Verletzten beziehen. Übrigens war noch vor etwa fünfzig

Jahren das in hiesiger Fronerei bereitete „Scharfrichter-Pflaster“ ein beliebtes Universalmittel. — S. 63, Z. 7 zwei Flaschen Sekt] hierzu Storms irrige Anmerkung: Wahrscheinlich eine Sorte Bier.

*

Besprechung von M. A. Niendorfs „Liedern der Liebe“ (Bd. 8, S. 69). Die Lieder von M. Anton Niendorf sind in Berlin 1854 erschienen, Storms Besprechung im Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes, Jg. 1, S. 14 f. (23. Februar 1854).

*

Anzeige der Lieder von Julius von Rodenberg (Bd. 8, S. 74). Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes, Jg. 1, S. 25 f. (6. April 1854). Die Lieder von Julius [von] Rodenberg waren in zweiter Auflage Hannover 1854 erschienen.

*

Lieder und Episteln von K. H. Preller (Bd. 8, S. 80). Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes, Jg. 1, S. 26 f. (6. April 1854). Zugrunde liegen: Neunzig Lieder und neun polemische Episteln von Karl Heinrich Preller. Hamburg 1854.

*

Des Knaben Wunderhorn. Viertes Band (Bd. 8, S. 82). Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes, Jg. 1, S. 46 f. (15. Juni 1854). Gegenstand von Storms Besprechung ist: Des Knaben Wunderhorn . . . 4. Band . . . Nach A. von Arnim's handschriftlichem Nachlaß hg. von Ludwig Erk = Ludwig Achim's von Arnim sämtliche Werke. Neue Ausgabe. 21. Band. Nachlaß: 5. Band. Berlin 1854.

*

Klaus Groth (Bd. 8, S. 86). Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes, Jg. 1, S. 75 f. (21. Sept. 1854). Zugrunde liegt: Klaus Groth, Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn. Hamburg 1854.

*

Anzeige der Gedichte von Hermann Kette (Bd. 8, S. 92). Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes, Jg. 1, S. 78 f. (5. Okt. 1854). Die Gedichte von H. Kette waren in Berlin 1854 erschienen.

*

Theodor Fontane (Bd. 8, S. 96). Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes, Jg. 2, S. 85 ff. (18. Oktober 1855).

*

Vorrede zu den „Deutschen Liebesliedern“ (Bd. 8, S. 105). — 1859 gab Storm bei H. Schindler in Berlin eine kleine Blüten-

lese heraus: „Deutsche Liebeslieder seit Johann Christian Günther. Eine Codification“. In Wahrheit sind es Liebeslieder seit Gottfried August Bürger mit Voranstellung je eines Gedichts von Walther von der Vogelweide und J. Chr. Günther, im ganzen ungefähr 160 Lieder. Das sollte die Ausbeute aus der gesamten deutschen Liebeslyrik von neunzig Jahren sein. Um sie abzurunden, hatte Storm geglaubt, schon zu Dichtern wie Kletke, Reinick, Ferrand (Ed. Schulz), Röse, Göll, Kaufmann, Hartmann, Preller und andern Vergessenen hinabsteigen zu müssen. Und selbst diese enge Wahl begleitete er in seiner Vorrede hauptsächlich mit Zweifel und zersetzendem Kunsturteil. Kein Wunder, daß eine Sammlung, die so wenig vom Glauben getragen war, den Weg zu den Lesern nicht finden konnte.

*

Vorrede zum „Hausbuch aus deutschen Dichtern“ (Bd. 8, S. 112). Am Ende der Sechzigerjahre, als Storm in unproduktiver Stimmung war, benutzte er die Zeit der unfreiwilligen dichterischen Muße zur Herstellung einer lyrischen Anthologie, die ihn mehrere Jahre beschäftigte. Er schrieb am 22. Juni 1869 an Westermann in Braunschweig: „Ich habe seit Mitte Dezember v. J. mit großem Fleiß (von Rückert habe ich allein elf Bände Blatt für Blatt durchgesehen) und nicht weniger Behagen an diesem Buche gearbeitet, welches die zweite — so zu sagen — negative Seite des mir angeborenen und im Leben entwickelten Könnens repräsentiert, und zu dessen Abfassung ich mit gutem Bewußtsein mich besonders legitimiert halten darf. Der Wert des Buches wird ebenso sehr in dem bestehen, was nicht da ist, als in dem was da ist.“ Das Unternehmen brachte ihn mit vielen Dichtern in Verbindung und stellte, wie er selbst meinte, eine „respektable Arbeit“, eine „Lebensleistung“, das Ergebnis langsam erworbener Kenner-schaft dar. Über die Art seiner Auswahl hat er in der Vorrede das Nötige gesagt. Er verwahrte sich in einem Brief vom 17. Juli 1869 an Westermann dagegen, nur seinen „subjektiv Stormschen“ Geschmack in der Zusammenstellung der Gedichte zum Ausdruck gebracht zu haben. „Ich meine vielmehr, mit bewußter Unterdrückung aller bloß subjektiven Liebhabereien . . . so objektiv ausgewählt zu haben, wie das in solcher Beziehung überall möglich.“

Am 4. April 1870 wanderte das Manuskript an den Verleger Mauke in Hamburg (Brief an L. Pietsch vom 5. April 1870), begleitet von der — wie Storm schon am 8. Mai 1869 an Eggers geschrieben hatte — „frechen Vorrede“, die man sich aber „wenn

man alt wird und resigniert hat, schon erlauben kann.“ Der Erfolg entsprach nicht den Erwartungen. Das „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Eine kritische Anthologie. Hamburg 1870“ war in 2000 Exemplaren gedruckt worden; davon wurden im ersten Jahr in Berlin zwei Exemplare verkauft (Storm an Gebr. Paetel, 2. Febr. 1873). Als der Verleger im Herbst 1871 im ganzen erst 800 Exemplare abgesetzt hatte, wurde das zweite Tausend 1871 als zweite unveränderte Auflage ausgegeben; die vierte erschien, leicht überarbeitet, 1878 in Braunschweig bei Westermann.

Dazwischen aber hatte Mauke 1875 eine Folio-Ausgabe veranstaltet „mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Hans Speckter, ausgeführt von H. Kaeseberg“. Und in dieser gab Storm seiner Vorrede den Zusatz: Die gegenwärtige Auflage des Hausbuches erscheint, einzelne Einschränkungen und Zusätze abgerechnet, im wesentlichen unverändert; nur ist diesmal, da deren Werke sich in fast aller Händen befinden, auf eine Auswahl aus den Gedichten Goethes und Schillers Verzicht geleistet, um dadurch Raum für weniger Bekanntes zu finden. — Wenn irgendwo bei Gelegenheit der ersten Auflage bemerkt wurde, daß bedeutende Dichter ausgelassen seien, so ist dies insofern richtig, als unter den älteren einzelne Dichter von einer gewissen literargeschichtlichen Bedeutung, welche letztere jedoch bei dem Plan der Sammlung nicht entscheidend sein konnte, in dieselbe nicht aufgenommen wurden. So u. a. die weichlichen Gesänge des Novalis; so Matthiesson, dessen Dichtweise überdies besser durch den ihm verwandten Galis vertreten wird, bei welchem das Landschaftsbild doch nicht so ganz in einzelnen kleinen Anschauungen aus einander bröckelt. Die Ausstattung anlangend, so ist dieser Auflage durch die Fürsorge der Verlags handlung ein künstlerischer Schmuck beigegeben, der hoffentlich dem jungen Meister, dem ältesten Sohne des trefflichen Zeichners der Henschen Kinderfabeln und des Grothschen Quickborn, eine freudige Anerkennung einbringen und dem Hausbuche noch manche weitere Tür erschließen wird.

Husum, im Juni 1875.

Lh. St.

Im Abdruck der vorliegenden Ausgabe sind ein paar falsche Zitate Storms stillschweigend verbessert worden. — S. 112, Z. 29 jener anmutigen Parodie] Storms Anmerkung: Das Gedicht „Musen und Grazien in der Mark.“ — S. 114, Z. 14f. die . . . eingebürgerten Sammlungen] Storms Anmerkung: Ich spreche nicht von denen, die literärhistorische Zwecke verfolgen oder von den zum Schulgebrauch bestimmten Sammlungen. — S. 115, Z. 2f. der Vergessenheit zu entreißen sucht] Storms Anmerkung: Die Skala reicht freilich noch tiefer:

„Fülleſt wieder Buſch und Tal“ (Goethe), „Der Mond iſt aufgegangen“ (Claudius), „Nun ruhen alle Wälder“ (Paul Gerhardt). — S. 117, Z. 23 Zu dem Quellenverzeichnis fügte Storm in der 4. Aufl. noch hinzu: Fünzig Jahre deutſcher Dichtung von Adolf Stern.

*

Anzeige des zweiten Teils von Klaus Groths „Quickborn“ (Bd. 8, S. 118). Erſter Druck mit der Unterſchrift „Huſum, den 15. Dezember 1870. Th. Storm“: Itzehoe Nachrichten N. F. Bd. 53, N. 146 (Literariſches Hauptblatt Sp. 15, 17. Dez. 1870). Wieder abgedruckt von Fritz Böhme: Quickborn, Jahrg. 1918.

*

M. Solitaire (Bd. 8, S. 121). Erſter Druck: Theodor Storms Sämtliche Werke, Bd. 9, Braunschweig und Berlin 1913, S. 93 f. Die beiden kurzen Skizzen ſtammen aus den Jahren 1870 und 1878.

*

Eine zurückgezogene Vorrede aus dem Jahre 1881 (Bd. 8, S. 122). Erſter Druck: Theodor Storms Sämtliche Werke, Bd. 9, Braunschweig und Berlin 1913, S. 94/6. — Es war zu Storms Ohren das falſche Gerücht gedrungen, Georg Ebers habe im Vorwort zu ſeiner kleinen Erzählung „Eine Frage“ ſich geringschätzig über die ganze Gattung der Novelle geäußert. Ohne der Wahrheit dieſes Geredes nachzuforſchen, ſchrieb Storm höchſt erregt eine Verteidigung der angeblich geſchmähten Dichtgattung und beſtimmte den Aufſatz zum Vorwort des elften Bandes ſeiner geſammelten Werke. Er wurde Anfang Juli 1881 gedruckt; ein Exemplar hat ſich im Nachlaß von Erich Schmidt erhalten, dem der Dichter am 6. Juli ſchrieb: „Der Anfang des Vorworts bezieht ſich auf das Vorwort zu G. Ebers' neuer Novelle. Geleſen habe ich ſie nicht. Weſhalb ſollen dieſe durch das dumme Publikum hinaufgeſchrobene Leute ihre eiteln Reden ohne Widerſpruch in die Welt hinausgehen laſſen!“ Am 12. Juli fügte er noch hinzu: „Ich lege auf dieſe Sache einigen Wert; denn es ſcheint mir grade der Zeitpunkt, daß von einem, der ein gewiſſes Fundament unter ſich hat, ein deutliches Wort geſprochen werde.“ Aber bald reute ihn die Sache; und obwohl Erich Schmidt über das Vorwort ſehr erfreut war, zog Storm es doch auf einer an Weſtermann gerichteten Poſtkarte vom 22. Juli zurück und meinte, es ſei vornehmer, die Sache für ſich ſprechen zu laſſen. „Es war ſo im erſten Zorn geſchrieben,“ meldete er Paul Heyſe am 1. August (vgl. auch Storm an Keller 14. August 1881).

Titel und Anfänge der Gedichte

Abends	I, 103
Abends	I, 161
Abends	I, 213
Abschied	I, 122
Abschied. Mit Liedern	I, 76
Abseits	I, 126
Ach, die kleine Kaufmannstochter	I, 189
1864	I, 125
Agnes	VIII, 134
All meine Lieder will ich	I, 219
Als der wackre Schulmeister	I, 250
Als Epilog	VIII, 155
Als ich dich kaum gesehn	I, 88; II, 123
Als Prolog	VIII, 133
Am Aktentisch	I, 188
Am Deich	VIII, 160
Am Ende	VIII, 169
Am Felsenbruch	I, 150
Am Fenster sitzt er	I, 173
Am Geburtstage	I, 105
Am grauen Strand	I, 68
Am Kreuz hing sein gequält Gebeine	I, 191; III, 165
Am Kreuzweg weint	I, 207
Am Markte bei der Kirchen	I, 86
Am Strande bei Husum	VIII, 160
Am Vorabend	VIII, 161
Am Weihnachtssonntag kam er zu mir	I, 188
An Agnes Preller	I, 182
An Auguste von Krogh	I, 234
An der Westküste. 1. Auf dem Deich	VIII, 152
An der Westküste. 2. Morgane	VIII, 160
An die Freunde	I, 96
An die hellen Fenster	I, 135
An diesen Blättern meiner Liebe	I, 244
Andre Seen, andre Auen	I, 211
An Erich Schmidt	I, 181
An Frau Do	I, 181
An Frau Susanne	VIII, 158
An froh verlebte Tage	I, 210

An F. Röse	I, 234
An Gräfin Emilie Reventlow	VIII, 177
An Hans	I, 253
An Klaus Groth	I, 133
An regenträuben Sommertagen	I, 131
Ans Haff nun fliegt die Möwe	I, 132
An Sie, die es allein versteht	VIII, 169
Antwort	I, 125
Antwort auf römische Reminiscenz	VIII, 153
An Ljcho Mommsen	VIII, 180
April	I, 69
April	VIII, 134
Auf dem hohen Küstensande	I, 239
Auf dem Segeberg	I, 101
Auf meinem Schoße sitzt nun	I, 103
Auf Wiedersehen	I, 212
August	I, 130
August	VIII, 158
Aus der Marsch	I, 188
Aus diesen Bildern steigt	VIII, 159
Aus diesen Blättern steigt	I, 131
Aus eignem Herzen geboren	I, 72
Aus Großkrähwinkel. Die Beamtentöchter	VIII, 179
Aus Träumen in Ängsten	I, 170
A vous, comtesse!	I, 36
Bald schon liegt die Jugend weit	I, 253
Bedenk es wohl	I, 191
Beginn des Endes	I, 170
Begrabe nur dein Liebstes!	I, 111
Beim Pfänderspiel	I, 36
Bettlerliebe	I, 70
Bilder 1. 2.	VIII, 187
Blau ist ihr Aug'	VIII, 135
Blühende Myrte	I, 130
Blumen	I, 182
Blumenduft vom Nachbarfenster	I, 234
Constanze	I, 112
Cornus Suecica	I, 194
Crucifixus	I, 191; III, 165
Da diese Augen nun in Staub vergehen	I, 171
Da hab ich den ganzen Tag dekretiert	I, 188
Dahem noch war es	I, 153

Damendienst	I, 74
Dämmerstunde	I, 71
Dämmerstunde	I, 75
Das aber kann ich nicht ertragen	I, 177
Das Edelräulein seufzt	I, 193
Das Harfenmädchen	I, 137
Das Hohelied	I, 225
Das ist die Drossel	I, 69; II, 186
Da sitzt der Rauz im Ulmenbaum	I, 77
Das Kind im Bette	VIII, 184
Das macht, es hat die Nachtigall	I, 69; 341
Das Mädchen mit den hellen Augen	I, 91
Das war noch im Vaterstädtchen	I, 137
Das war zu Odysseus' Tagen	I, 182; VIII, 258
Das Wort der Klage	VIII, 150
Dat is de Dod	I, 178; VII, 301
Dein jung Genöß in Pflichten	I, 181; IV, 124
Den teuren Namen	I, 247
Der Bau der Marienkirche zu Lübeck	I, 202
Der Beamte	I, 190
Der eine fragt	I, 180
Der einst er seine junge	I, 94
Der Geier Schmerz	I, 110
Der Glaube ist zum Ruh'n gut	I, 179
Der Lump	I, 192
Der Markt ist leer	I, 225
Der Nebel steigt	I, 67
Der Ochse frißt das feine Gras	I, 188
Der Weg wie weit!	I, 254
Der Zweifel	I, 179
Des Kindes Gebet	I, 204
Die alte Lust ist neu erstanden	I, 237
Die alten Möbeln	VIII, 163
Die Drossel singt	I, 213
Die Form war dir ein goldner Kelch	VIII, 176
Die fremde Sprache schleicht	I, 250; II, 284
Die fremde Stadt durchschritt ich	I, 121
Die Heimat hier	I, 200
Die Herrgottskinder	I, 197
Die Julifonne schien	I, 234
Die Jungen	I, 226
Die Kinder	I, 103

Die Kinder haben die Weilchen gepflückt	I, 69
Die Kinder schreien	I, 69
Die Kleine	I, 70
Die Kränze, die du dir als Kind gebunden	I, 245
Die Liebe	I, 254
Die Lieb ist wie ein Wiegenlied	I, 73
Die Lippen	VIII, 168
Die Möwe und mein Herz	I, 212
Die Nachtigall	I, 69
Die neuen Liedellieder	I, 80
Die Schleppe will ich dir tragen	I, 74
Die Sense rauscht	I, 167
Die Sonne scheint	I, 160
Die Stadt	I, 68
Die Sterne funkeln	I, 209
Die Stunde schlug	I, 161
Die Tage sind gezählt	I, 182
Die Tochter spricht	I, 189
Die Toten	VIII, 150
Die verehrlichen Jungen	I, 130
Die verehrlichen Jungens	VIII, 158
Die Zeit ist hin	I, 77
Doch du bist fern	I, 238
Doch sieh, in nahen und in fernen Zeiten	I, 201
Du bistest die zarten Lippen wund	I, 163
Du bist so ein kleines Mädchen	I, 74
Du bist so jung	I, 226
Duett	I, 248
Du fragst: Warum?	I, 181
Du gehst an meiner Seite hin	I, 163
Du gehst im Morgen-, ich im Abendlicht	I, 181
Du glaubtest nicht an frohe Tage mehr	I, 177
Du Heißersehnte	I, 244
Du liebe schöne Gotteswelt	IV, 175
Du neuer Abu Seid	I, 234
Dunkle Zypressen	I, 178
Durch die Lind'	I, 228
Durch einen Nachbargarten	I, 168
Du schläfst	I, 79
Du und dein Sohn	I, 182
Du warst es doch	I, 105
Du weißt doch, was ein Kuß bekennt	I, 73

Du weißt es	I, 245
Du weißt es, alle, die da sterben	I, 76
Du willst es nicht in Worten sagen	I, 162
Ein Blatt aus sommerlichen Tagen	I, 127; 314
Ein' Brief soll ich schreiben	VIII, 142
Ein Buch der roten Rose	VIII, 166; 167; 169; 194
Eine andre Blume hatt ich gesucht	I, 194; IV, 109
Eine Fremde	I, 94
Eine Frühlingsnacht	I, 172
Einem Toten	VIII, 173
Einen Brief soll ich schreiben	I, 88
Ein Epilog	I, 118
Einer Braut am Polterabend	I, 183
Einer Toten	I, 177
Ein Golem	I, 190
Ein grünes Blatt	I, 127
Ein grünes Blatt	I, 131
Ein grünes Blatt 1. 2.	VIII, 157
Ein grünes Blatt. 3. Der Dichter epilogiert.	VIII, 154
Ein Leib und eine Seele	VIII, 149
Ein Leichenstein	I, 178
Ein Mädchen liebt' ich so holde	I, 213
Ein Punkt nur ist es	I, 170
Ein Raunen erst	I, 125
Ein Schutzengel	VIII, 185
Ein schwaches Stäbchen ist die Liebe	I, 100
Ein schwarzbraunes Mädcl	I, 91
Ein Ständchen	I, 131
Ein Sterbender	I, 173
Ein Vöglein singt so süße	I, 90; V, 151
Elisabeth	I, 89
Engel-Ehe	I, 194
Entsündige mich!	I, 228
Erprobt	VIII, 175
Er reibt sich die Hände	I, 190
1. Januar 1851	I, 118
Es gibt eine Sorte	I, 192
Es heißt wohl: Vierzig Jahr ein Mann!	I, 105
Es ist der alte Meister noch	VIII, 275
Es ist der Wind	I, 253
Es ist die Form kein Goldgefäß	VIII, 176
Es ist ein Flüstern	I, 170

Es ist ein Punkt nur	VIII, 172
Es ist so still	I, 126
Es ist wohl wahr	I, 193
Es klippt auf den Gassen	I, 148
Es kommt das Leid	I, 179
Es liegen Wald und Heide	I, 249; 317
[Es rauschen die Bäume]	I, 247
Es rauscht, die gelben Blätter fliegen	I, 100
Es sei die Form ein Goldgefäß	I, 181
Es war daheim auf unserm Meeresdeich	I, 113
Februar	I, 68
Fern hallt Musik	I, 93
Fortschritt	VIII, 180
Frage	I, 73
Fragment	VIII, 161
Fragt mich einer	I, 233
Frauenhand	I, 160
Frauen-Ritornelle	VIII, 158
Frevel	VIII, 167
Friedlos bist du	I, 253
Frühlingslied	I, 219
15. September 1857	I, 249
Für Helene Wenz	VIII, 177
Für meine Söhne	I, 179
Gartenspuß	I, 153
Gasel	I, 245
Gedenkst du noch?	I, 104
Geflüster der Nacht	VIII, 171
Geh nicht hinein	I, 176
Geh schlafen, Herz!	I, 249
Gern schließ ich einmal	I, 250
Geschwisterblut	I, 157
Gesegnete Mahlzeit	I, 193
Gesteh's!	I, 232
Gestern war er noch ein Lump	VIII, 180
Glaubt ich doch, sie wär es selber	I, 81
Gleich jenem Luftgespenst der Wüste	I, 108
Glücklich, wem in erster Liebe	I, 239
Gode Nacht	I, 103
Goldriepel	I, 214
Goldstrahlen schießen übers Dach	I, 113
Gräber an der Küste	I, 116

Gräber in Schleswig	I, 123
Größer werden die Menschen nicht	VIII, 150
Gute Nacht	VIII, 139
Hab ich ein Leides dir getan	I, 249
Halbe Arbeit	I, 36
Halbschläfrig sitz ich im Lehnstuhl	I, 232
Hast du mein herbes Wort vergeben?	I, 243
Hehle nimmer mit der Wahrheit!	I, 179
Heil dir, heil dir, hoher König!	I, 240
Herbst	I, 167
Herbst	VIII, 146
Herbstlied	VIII, 170
Herbstnachmittag	I, 232
Heute, nur heute	I, 89; 281
Hier an der Bergeshalde	I, 128; 280
Hier mach ich euch mein Kompliment!	I, 186
Hier stand auch einer Frauen Wiege	I, 101
Hin gen Norden zieht die Möwe	I, 212
Hinter den Lannen	I, 127
Historie doziret er morgen	I, 225
Hoch oben stand ich	VIII, 152
Horch, wie heulet der Sturm	I, 208
Hör mir nicht auf solch Geschwätze	I, 100
Hörst du?	I, 226
Hüben, drüben	VIII, 187
Hüte, hüte den Fuß und die Hände	I, 129
Hu, wie mich friert	I, 204
Hyazinthen	I, 93
Ich betete	I, 242
Ich bin eine Rose	I, 90; III, 18
Ich bin mir meiner Seele	I, 241
Ich bringe dir ein leeres weißes Buch	I, 183
Ich ging allein, da ich das gepflückt	VIII, 182
Ich hab die Rose blühen sehn	I, 217
Ich hab es mir zum Trost eronnen	I, 118
Ich hab's gesehn	I, 138
Ich kann dir nichts, dir gar nichts geben	I, 214
Ich liebe dich, ich treibe Kinderpossen	I, 241
Ich seh sie noch	I, 95
Ich wand ein Sträußlein	I, 71
Ich wanderte schon lange	I, 106
Ich weiß es wohl	I, 160

Ihr Aug ist blau	I, 72
Ihr sagt, es sei ein Kämmerer	I, 190
Ihr sind meine Lieder gewidmet	I, 210
Im alten heiligen Lübeck	I, 202
Im eigenen Herzen geboren	III, 200
Im ersten Frühschein	I, 216
Im Flügel oben	I, 176
Im Frühling	VIII, 173
Im Garten	I, 129
Im Garten	VIII, 164
Im Golde, im Herzen	I, 213
Im Herbst	I, 100
Im Herbst 1850	I, 115
Im Hinterhaus	I, 152
Immenssee	I, 131
Im Nebenzimmer saßen ich und du	I, 75
Im Sessel du	I, 71
Im Volkston	I, 88
Im Volkston	I, 91
Im Walde	I, 128
Im Winde wehn die Lindenzweige	I, 68
Im Zeichen des Todes	I, 119
Im Zimmer drinnen	I, 172
In böser Stunde	I, 100
In Bulemanns Haus	I, 148
In buntem Zug zum Walde ging's hinaus	I, 105
In das Exemplar der Sommergeschichten	VIII, 160
In das Stammbuch Ferdinand Köses	I, 201
In den Garten eingestiegen	I, 82
In der Fremde	I, 211
In der Frühe	I, 113
In der Gruft bei den alten Särgen	I, 107
In frischer Laube	I, 218
In hoc signo vinces	VIII, 155
In lindem Schlaf	I, 131
In Luise Lönnies' Album	VIII, 197
Inschrift	I, 182
In schwerer Krankheit	I, 178
In seinem Garten	I, 218
In's liebe Städtlein	I, 236
Jetzt stehst du	I, 227
Jugendliebe. Mit Liedern	VIII, 137

Juli	I, 130
Junge Liebe	I, 72
Junges Leid	I, 222
Junn	VIII, 134
Käuzlein	I, 77
Kein Ungeflüm	I, 243
Kein Wort, auch nicht das kleinste	I, 122
Klingt im Wind ein Wiegenlied	I, 130
Knecht Ruprecht	I, 198
Komm, laß uns spielen	I, 165
Komm zu mir	I, 205
Kritik	I, 100
Längst in das sichere Land	I, 112
Lang und breit war ich gefessen	I, 80
Laß ruhn die Hände!	I, 221
Laterne, Laterne	I, 183
Lebwohl!	I, 223
Lebwohl, du süße kleine See!	I, 227
Lehrsaß	I, 160
Leibeigenschaft war nur der Kumpf	I, 36
Leichtherzig ist die Sommerzeit	VIII, 134
Letzte Einkehr	I, 134
Liebeslaunen	VIII, 135
Lied des Harfenmädchens	I, 89
Liegst wohl noch im Traum befangen	I, 241
Liegt eine Zeit zurück	I, 227
Lockenköpfchen	I, 205
Lose	I, 94
Lucie	I, 95
Lyrische Form	I, 181
Mädchen, in die Kinderschuhe	I, 224
Mai	I, 69
Mai 1853	VIII, 133
Man warnt, das Glück bei Namen nicht zu nennen	VIII, 175
Märchen	I, 138
Märchen	VIII, 162
März	I, 68
Meeresstrand	I, 132
Mehr in der Töne Schwellen	I, 248
Meine ausgelassne Kleine	I, 75; VIII, 136
Meine Mutter hat's gewollt	I, 89; 297
Meiner Schwester am 10. Nov. 1847	VIII, 174

Mein Hävelmann	I, 103
Mein jüngstes Kind	I, 106
Mein Talisman	I, 208
Min Dogen wil ik sluten	I, 252
Mit dem illustrierten Zinnensee	VIII, 159
Mit einer Handlaterne	I, 183
Mit Kränzen haben wir	I, 116
Mit Liedern	VIII, 189
Mitunter weicht von meiner Brust	I, 108
Mondlicht	I, 97
Morgane	I, 131
Morgengruß	VIII, 146
Morgens	I, 99
Morgens	VIII, 151
Morgensonne	VIII, 185
Morgenwanderung	I, 216
Morgen wird's!	I, 85
Musikanten wollen wandern	I, 83; VIII, 138
Musik ist alles, alles um mich her	VIII, 178
Muskathyzinthen	I, 130
Myrten	I, 194
Mysterium	I, 243
Nach frohen Stunden	I, 217
Nach Reisegesprächen	I, 114
Nachts	I, 220
Nachts	I, 241
Nachts	VIII, 159
Nachts auf des Traumes Bogen	I, 231
Nelken	I, 71
Nicht dem Geliebten allein	I, 112
Nicht Kranz, noch Kreuz	I, 123
Noch einmal!	I, 160
Noch einmal fällt in meinen Schoß	I, 160
Noch ein Versuch	VIII, 265
Noch wandert er	I, 134
Noch war die Jugend mein	I, 119
Notgedrungener Prolog	I, 186
Nun ein Scherflein	VIII, 138
Nun geht der Mond	I, 85; VIII, 139
Nun gib ein Morgenküßchen!	I, 99
Nun ist es still	I, 129
Nun ist geworden, was du wolltest	I, 125

Nun schließ auch du die Augen zu	I, 178
Nun sei mir heimlich zart und lieb	I, 98
Nur eine Locke	I, 208
Nur heute ist	I, 252
O bleibe treu den Toten	I, 110
Oktoberlied	I, 67
O laß mich nur von ferne stehn	I, 70
Ostern	I, 113
O süßes Nichtstun	I, 97
Über de stillen Straten	I, 103
O wär im Februar doch auch	I, 245
Pause nun!	VIII, 139
Rechenstunde	I, 74
Regine	I, 128
Reisetag	VIII, 197
Repos d'amour	I, 221
Ritornelle	I, 130
Ritter und Dame	I, 229
Rückfahrt	VIII, 197
Schlafe du!	I, 226
Schlaslos	I, 170
Schleswig-holsteinische Gräber	VIII, 155
Schleswig-holstein. Gräber an der Westküste Schlesiens	VIII, 153
Schließe mir die Augen beide	I, 99
Schlimmes Lieben	VIII, 164
Schlug erst die Stunde	I, 171
Schneewittchen	I, 138
Schnell welkende Winden	I, 130
Schon ins Land der Pyramiden	I, 167; VIII, 170
Schon Mitternacht!	I, 220
Schweigen	VIII, 275
Sie brach ein Reis vom Hochzeitskranz	I, 194
Sie haben wundervoll diniert	I, 193
Sie halten Siegesfest	I, 118
Sieh, wie vor den alten Kanzlern	I, 226
Sie kommen aus dem Schoß der Nacht	I, 182
Sie saßen sich gegenüber bang	I, 157
Sie saß in unserm Mädchenkreise	I, 94
Silvia	VIII, 157
Sind wir nun so jung beisammen	I, 83
So dunkel sind die Straßen	I, 164
So komme, was da kommen mag!	I, 104; 107

So lange hab das Knösplein ich	I, 235
Soll gar nicht recht geheuer sein	I, 201
So löst du denn	I, 234
Sommermittag	I, 129
Sonnenschein auf grünem Rasen	I, 127
Sonntag Abend	I, 225
Später	VIII, 174
Sprich, bist du stark	I, 244
Spruch des Alters	I, 180
Sprüche	I, 180
Ständchen	I, 92
Stoßseufzer	I, 188
Stünd ich mit dir	I, 237
Sturmnacht	I, 152
Tannkönig	I, 150
Tiefe Schatten	I, 107
Traumliebchen	I, 231
Trost	I, 104
Tu auf, tu auf die Auglein!	I, 236
Über die Heide	I, 169
Um Liebe	VIII, 166
Und als das Kind geboren ward	I, 219
Und am Ende der Qual	I, 109
Und aus der Erde schauet nur	I, 68
Und bin ich auch ein rechter Lump	I, 192
Und blieb dein Aug	I, 222
Und geht es noch so rüstig	I, 171; II, 142
Und haben wir unser Herzoglein	I, 251
Und plaudernd hing sie mir am Arm	I, 70
Und schauen auch von Turm und Tore	I, 115
Und sind die Blumen abgeblüht	I, 168
Und war es auch ein großer Schmerz	I, 164
Und webte auch auf jenen Matten	I, 128; 327
Und weißt du, warum so trübe	I, 73
Und wenn ich von dir	I, 227
Und wieder hat das Leben	I, 238
Und wie du meine Lieder	I, 228
Vergangnen Maitag	I, 195
Vergessen und Vergessenwerden!	I, 180; IV, 123
Verirrt	I, 90
Verlassen trauert nun der Garten	I, 131
Verloren	I, 106

Vermächtnis	VIII, 153
Versemacherei und Lyrik	VIII, 176
Vierzeilen	I, 73
Vierzeilen	I, 227
Vision	I, 209
Vom Himmel in die tiefsten Klüfte	I, 199
Vom Staatskalender	I, 189
Vom Unglück erst	I, 180
Von drauß' vom Walde komm ich her	I, 198; II, 244
Von Käsen	I, 195
Von oben sieht der Herr darein	I, 197
Vorbei der Tag!	I, 98
Vor Tag	I, 171
Vorwärts lieber laß uns schreiten	I, 114
Waisenkind	I, 90
Waldweg	I, 168
Walpurgisnacht	I, 207
Wär' mir das Leben leicht und schön	VII, 191
Warum duften die Levkoien	I, 161
Was fehlt dir, Mutter?	I, 218
Was Holdes liegt mir in dem Sinn	I, 106
Was ist ein Kuß?	I, 219
Was Liebe nur gefehlet	I, 165; VI, 190
Was scheust du, mein Gaul?	I, 214
Was zu glücklich, um zu leben	I, 76
Weihnachtabend	I, 121
Weihnachtsabend	I, 135
Weihnachtslied	I, 199
Weil ich ein Sänger bin	I, 109
Weisse Mondesnebel schwinnen	I, 92
Weisse Rosen	I, 163
Weiter geht's und immer weiter	I, 84
Weltlauf	VIII, 195
Wenn einsam du	I, 73
Wenn mit unterm Fiedelbogen	I, 80
Wenn't Abend ward	I, 133
Wenn uns unterm Fiedelbogen	VIII, 138
Wer der Gewalt gegenüber steht	I, 251
Wer die Liebste sein verloren	I, 228
Wer je gelebt in Liebesarmen	I, 97
Westermühlen	I, 200
Wichtelmännchen	I, 201

Widmung	VIII, 186
Widmungen	I, 181
Wie bald des Sommers holdes Fest verging!	I, 165
Wieder einmal ausgeflogen	I, 96
Wieder führ ich heut den Zug	I, 184
Wiederkommen bringt Freud	I, 252
Wie Fledermisch und Bürste sie regiert!	I, 194
Wie in stille Kammer	I, 208
Wie liegt im Mondenlichte	I, 97
Wie, noch immer in den braunen	I, 209
Wie sanft die Nacht	I, 241
Wie, wenn das Leben wär	I, 246
Wir haben nicht das Glück genossen	I, 246
Wir harren nicht mehr ahnungsvoll	I, 171
Wir können auch die Trompete blasen	I, 125
Wir saßen vor der Sonne	I, 235
Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt	I, 165
Wohl rief ich sanft dich an mein Herz	I, 78
Wolken am hohen Himmel	I, 228
Wo ward ein Traum zur Welt geboren	VIII, 172
Zu den Füßen seiner Dame	I, 229
Zueignung	VIII, 147
Zum 5. Mai 1844	I, 236
Zum 9. September	I, 233
Zu Mutters Geburtstag	I, 182
Zum Weihnachten	I, 224
Zur Nacht	I, 98
Zur silbernen Hochzeit	I, 184
Zur Taufe	I, 191
Zwischenreich	I, 75

Verzeichniss der Novellen

Abseits	II, 256
Am Ramin	II, 138
Angelika	I, 370
Aquis submersus	IV, 257
Auf dem Staatshof	II, 1
Auf der Universität	II, 165
Beim Vetter Christian	III, 242
Bötjer Basch	VII, 73
Bulemanns Haus	II, 317
Carsten Curator	V, 1
Der Amtschirurgus — Heimkehr	III, 156
Der Herr Etatsrat	VI, 1
Der kleine Häwelmann	I, 309
Der Schimmelreiter	VII, 252
Der Spiegel des Cyprianus	III, 46
Die Armesünderglocke	VII, 378
Die Regentrude	II, 286
Die Söhne des Senators	V, 272
Draußen im Heidedorf	III, 201
Drüben am Markt	II, 48
Eckenhof	V, 228
Ein Bekenntnis	VII, 197
Ein Doppelgänger	VII, 132
Eine Halligfahrt	III, 172
Eine Malerarbeit	III, 114
Ein Fest auf Haderslevhuus	VII, 1
Ein grünes Blatt	I, 313
Ein stiller Musikant	IV, 150
„Es waren zwei Königskinder“	VI, 294
Hans und Heinz Kirch	VI, 51
Hingelmeier	I, 329
Im Brauerhause	V, 196
Immensee	I, 271
Im Nachbarhause links	IV, 217
Im Saal	I, 264
Im Schloß	II, 89
Im Sonnenschein	I, 356
In St. Jürgen	III, 72
John Niew'	VI, 332

Lena Wies	III, 146
Marthe und ihre Uhr	I, 257
Pole Poppenspäter	IV, 33
Posthuma	I, 305
Psyche	IV, 183
Renate	V, 69
Schweigen	VI, 126
Späte Rosen	II, 36
Unter dem Tannenbaum	II, 231
Veronika	II, 75
Viola tricolor	III, 271
Von heut und ehemdem	IV, 1
Von Jenseit des Meeres	III, 1
Von Kindern und Katzen, und wie sie die Nixe begruben	IV, 250
Waldwinkel	IV, 91
Wenn die Äpfel reif sind	I, 393
Zur Chronik von Grieshuus	VI, 195
Zur „Wald- und Wasserfreude“	V, 136
Zwei Kuchenesser der alten Zeit	III, 235

Inhalt des achten Bandes

Bruchstücke einer eignen Lebensgeschichte	1
Aus der Jugendzeit	3
Erinnerungen an die Lübecker Gymnasiastenzzeit und an Ferdinand Röse	12
Eine Episode aus dem Berliner Studienjahr 1839	16
Meine Erinnerungen an Eduard Mörike	19
Aufsätze, Anzeigen und Vorreden	37
Aus Husumer Geschichtsquellen	39
Besprechung von M. A. Niendorfs „Liedern der Liebe“	69
Anzeige der Lieder von Julius von Rodenberg	74
Lieder und Episteln von K. H. Preller	80
Des Knaben Wunderhorn. Viertes Band	82
Klaus Groth	86
Anzeige der Gedichte von Hermann Kette	92
Theodor Fontane	96
Vorrede zu den „Deutschen Liebesliedern“	105
Vorrede zum „Hausbuch aus deutschen Dichtern“	112
Anzeige des zweiten Teils von Klaus Groths „Quickborn“	118
M. Solitaire	121
Eine zurückgezogene Vorrede aus dem Jahre 1881	122
Anmerkungen	125
Anmerkungen zu den Gedichten	133
Anmerkungen zu den Novellen	198
Anmerkungen zu den Bruchstücken einer eignen Lebensge- schichte, den Aufsätzen, Anzeigen und Vorreden	290
Titel und Anfänge der Gedichte	297
Verzeichnis der Novellen	311

Druck des 16.-19. Tausend
von der Spamerſchen
Buchdruckerei in Leipzig



1

